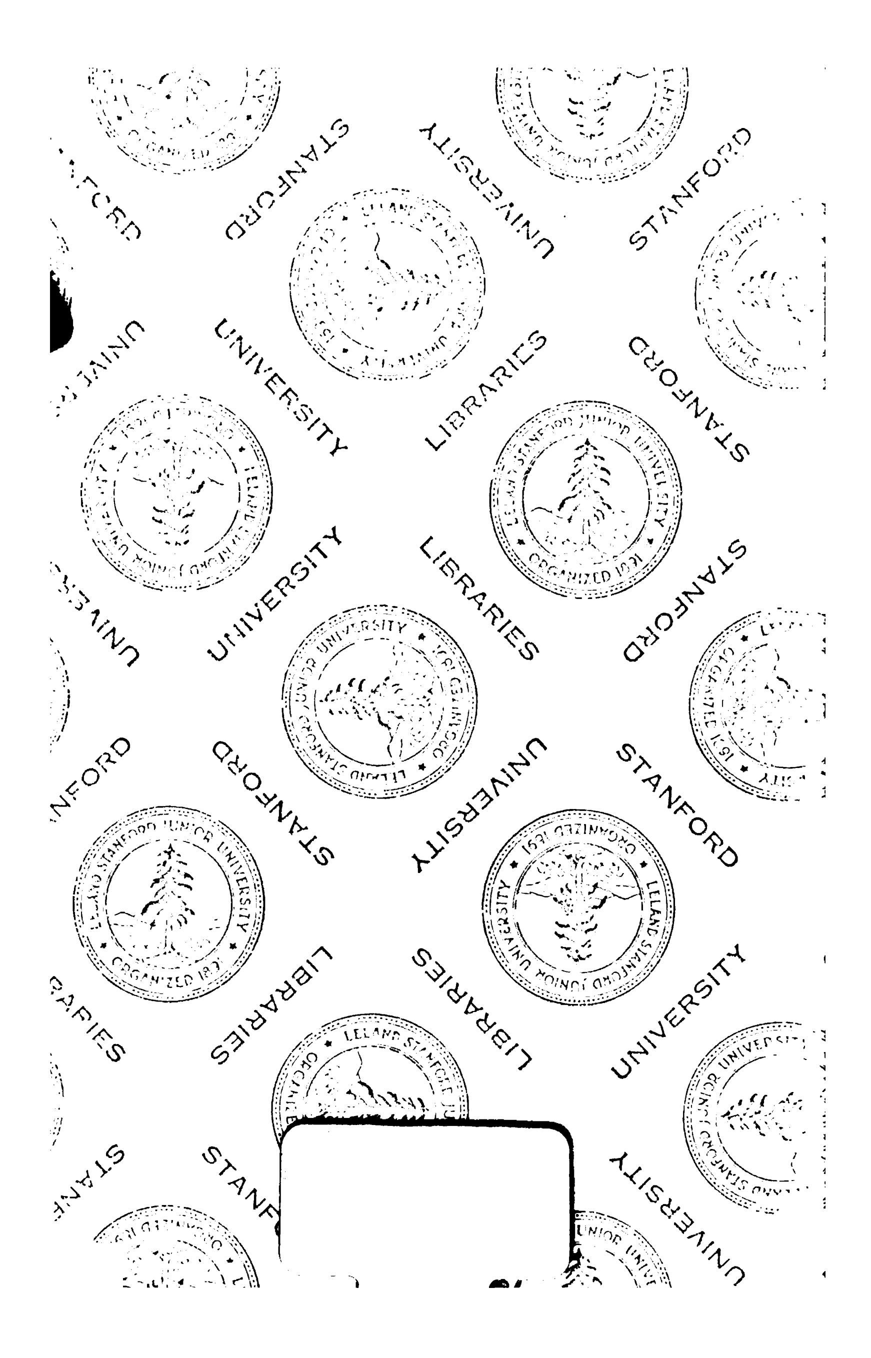
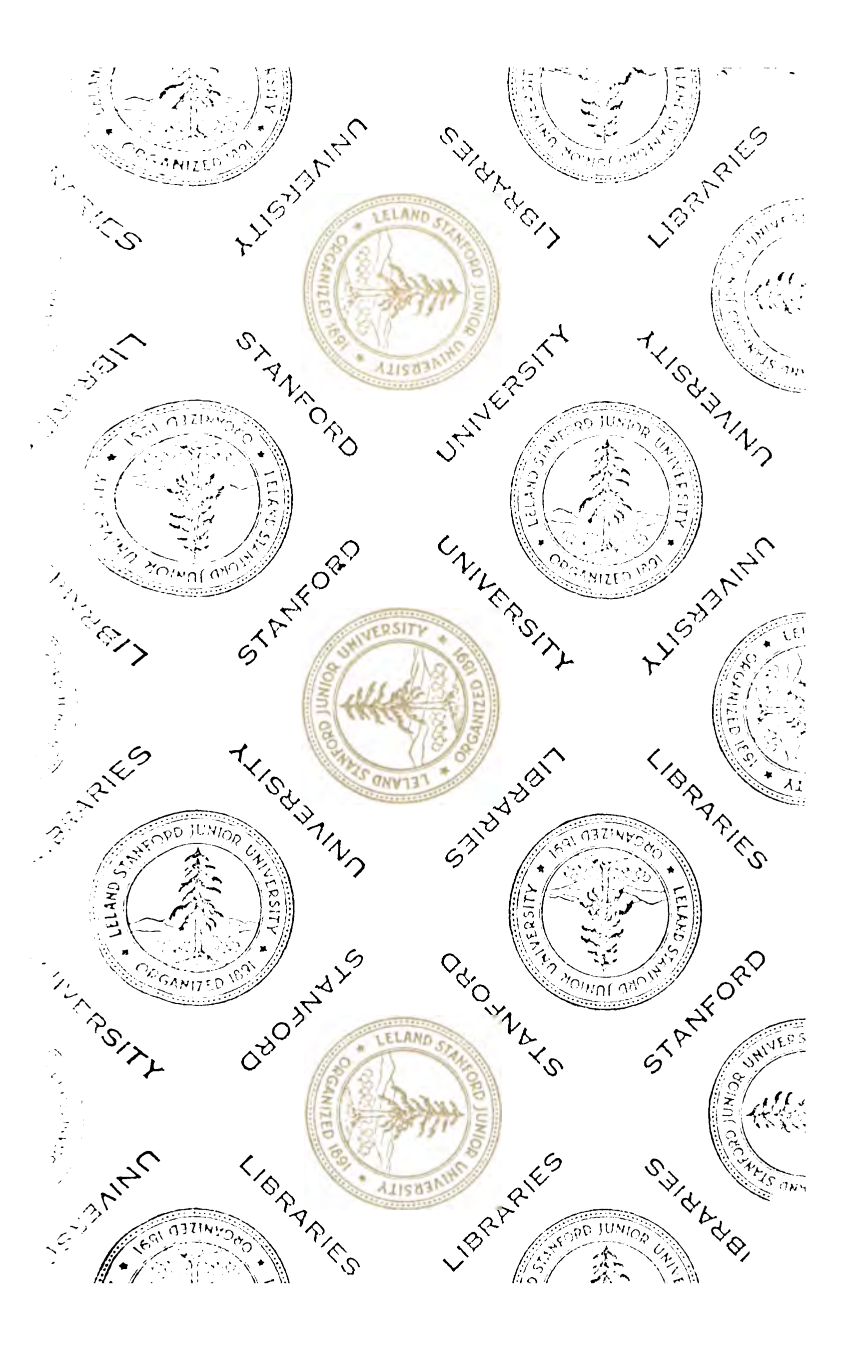
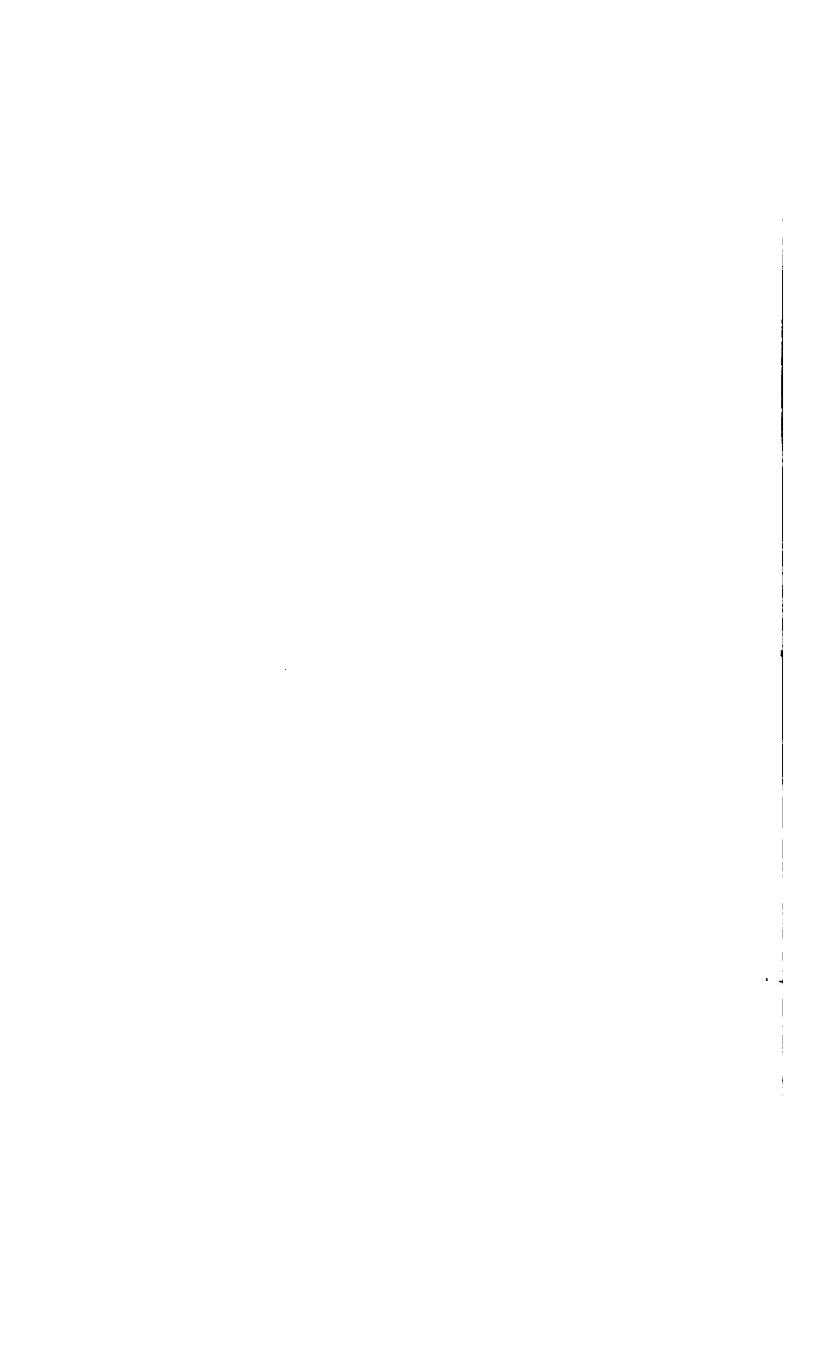










BRIEFE

aus

Paris und Frankreich

im Jahre 1830.

Erster Band.

F. v. Raumer's

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830.



Briefe

aus

Paris und Frankreich

im Jahre 1830

von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Vorrede.

Als ich die, in Auszügen hier mitgetheilten Briefe an meine Familie und einige Freunde niederschrieb, dachte ich auch nicht auf das Entfernteste daran, daß sie jemals sollten gedruckt werden. Erst nach meiner Rückkehr in die Heimath ward ich dazu von mehreren Seiten aufgefordert und meinen nahe liegenden Einwendungen entgegnet: „Wenn man von den Lebenden, aus Zurückhaltung und angeblichem Schicklichkeitsgefühl, gar nicht, und von den Todten nach dem alten Sprichworte nur lobend sprechen soll, so wird

alle Mittheilung auf Nichts oder auf bloße Unwahrheiten zurückgebracht. Unter so vielen Stimmen über eine so merkwürdige Zeit, mag sich auch die eines deutschen Beobachters vernehmen lassen; und wenn er oft irrig oder einseitig gesehen und berichtet hat, so werden die Franzosen dies am willigsten entschuldigen und anerkennen: daß man gegen solche Mängel selbst dann nicht geschützt ist, wenn man einigen Fleiß auf Sprache, Literatur und Geschichte eines fremden Volkes verwendet hat. Überdies macht niemand unbillige Ansprüche an fliegende Blätter, die nur Ansichten und Stimmungen des Augenblicks ausdrücken sollen und können."

Diesen und ähnlichen Vorstellungen vielleicht mit Unrecht nachgebend, strich ich zuvörderst in meinen Briefen das aus, was für das größere Publikum kein Interesse zu haben schien, und durfte hiebei selbst diejenigen Stellen nicht verschonen, welche meine Freude und Dankbarkeit

über so viele Gefälligkeiten ausdrückten, die mir in Paris von Franzosen und Deutschen erwiesen wurden. Wenn deßungeachtet Manches stehn geblieben ist, was lediglich auf meine Person Bezug hat, so findet dies wohl darin eine Entschuldigung, daß es Briefe ohne alle Beziehung auf die Person des Schreibers, kaum geben kann oder soll.

Schwieriger erschien das Verfahren in Bezug auf den eigentlichen Inhalt. Denn sobald ich diesen von allen sachlichen Irrthümern, so wie von einseitigen, zu herben oder zu nachsichtigen Urtheilen reinigen, oder nach den Ansichten irgend einer Partei umgestalten wollte, verschwand das einzige Verdienst unmittelbare Eindrücke rücksichtslos niedergeschrieben zu haben; es ging Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Reisebriefe verloren, ohne daß an deren Stelle etwas erheblich Besseres wäre gesetzt, oder allgemeine Beistimmung gewonnen worden. Daher kann und will

ich nicht jeden einzelnen Ausdruck, jede Thatsache, jede Betrachtung als objektive Wahrheit vertreten; wohl aber bekenne ich mich im Ganzen und Großen zu der durchgehends hervorblickenden Weltanschauung und Gesinnung. **Honny soit qui mal y pense!**

Inhalt.

Erster Brief.

Halle, Dienstag den 2ten März 1830,
Morgens 5 Uhr.

Das war und wird eine merkwürdige Reise! Die Fahrt von Berlin nach Potsdam verkürzten Gespräche mit K. und H., so daß wir über unsere Weisheit gar nicht dahin kamen, die einer mitreisenden Dame zu prüfen. Auch bei Bassewitz vermißten wir unter Freunden die Heimath noch nicht; aber Abends kamen die übeln Anzeichen: Regen nämlich und Wind über Maaß. Doch wurden wir in den Wagen eingepackt und erreichten Belitz gleich nach Mitternacht. Hier erscholl die Nachricht: das Wasser habe die nächste Brücke weggerissen und das Weiterreisen sey unmöglich. Während nun die Andern darüber viel erstaunten, zweifelten, fragten und Rath gaben, dachte ich an das Endresultat, wandte mich eiligst mit meiner

bekannten Geschicklichkeit und Beredsamkeit an das Dienstmädchen, und erhielt durch deren Hülfe ein Bette, während die Übrigen noch auf Stühlen saßen und an der Erde lagen. Am zweiten Morgen besahen wir den Durchbruch, und wurden belehrt: wir müßten einige Tage liegen bleiben. Der Vorschlag, über Eisschollen hinüber zu wandern, mißfiel den Furchtsamen; allmälig faßten jedoch auch diese Muth, es gelang, und auf der zweiten Seite wurden wir, wie Kälber, auf Bauerwagen geworfen. Nach kurzem Forteilen kamen wir aber an einen zweiten Durchbruch, sehr durchfroren, obgleich die Wohlthaten der Md. K. und Md. Cr. an Haupt und Hand, und die preiswürdigen Überschuh an den Füßen, die nützlichsten Dienste leisteten. Ein Vorschlag, auf der Landstraße im Kothe stehen zu bleiben, war um so widerwärtiger, da wir jenseits in der Ferne ein lockendes Feuer sahen. Deshalb wagten wir uns auf einem Brette hinüber, fanden beim Feuer Holzhacker, die sich halb nackt ausgezogen hatten und Strümpfe und Beinkleider trockneten. Auf Kienreisern liegend sollten wir bivouakiren, bis aus den fernen Dörfern Wagen geholt würden; bald aber kam kühnerer Rath: man führte die Pferde auf Brettern hinüber, schob die Wagen nach, und so sind wir glücklich über die Elbe bis hieher gekommen. — Nun beginnt aber das Leiden von Neuem, und es wird so eben über-

legt und nach Tagesanbruch entschieden seyn: ob wir weiter nach Kassel reisen können, — oder nach Frankfurt reisen müssen.

Zweiter Brief.

An Frau von B.

Frankfurt a. M., den 5ten März.

Aus amtlichen Berichten werden Sie, meine theure Freundinn, gehört haben, daß der Durchbruch bei Belitz uns 12 Stunden lang aufhielt. Wir wagten uns endlich über die Eisschollen, und kamen unter Leiden mannigfacher Art bis Halle. Hier ward berichtet, der Weg nach Kassel sey durch Überschwemmungen gewiß für mehre Tage gesperrt, und so entschloß ich mich mit meinem Reisegefährten B., den nach Frankfurt am Main einzuschlagen. Hieraus ward aber die mühseligste Fahrt, die ich in meinem Leben gemacht habe. Ein großer, bequemer, verschlossener Wagen fehlte, und so packte man nun die Reisenden in klägliche offene Beiwagen, die alle Stationen wechselten und der argen Kälte freien Zutritt verstatteten. Ferner wurden wir, zur ungewöhnlichen Zeit ankommend, überall aufgehalten, mußten zwan=

zig Mal dieselben Berichte über den Grund der abweichenden Versendung mancher Poststücke erstatten, unsere Sachen (da ein Schirrmeister fehlte) selbst umpacken, und uns besonders mit den faulen und groben hessischen Postknechten herumzanken. Zu meinem besondern und eigenthümlichen Vergnügen hatte mich ein Barbier in Naumburg so geschunden, daß ich an zehn Stellen blutete, und mit Hülfe des scharfen Ostwindes ein Gesicht bekam, röther als die aufgehende Sonne, oder ein kupferner Kessel, wogegen die grau gewordenen Seitenhaare doppelt grau aussahen. Mit Hülfe von Rosenwasser und Crême de Perse ist für die Schönheit des Hauptes zwar noch nichts gewonnen, aber die Schmerzen sind doch vertrieben, und ich möchte hier Hrn. Schwenke besuchen, der von mir hat drucken lassen: „mein begeistertes Haupt sey stets mit den schönsten puritanischen und frömmelnden Redensarten frisirt.“ Dies wird Ihnen unbegreiflich erscheinen, ich kann mich aber auf solch Zeugniß einmal in den puritanischen Himmel einschmuggeln; muß indeß sogleich ein zweites, etwa von M. Cr—r. mitnehmen, damit ich, wenn's mir dort zu langweilig wird, wieder hinausgejagt werde. — Gestern Mittag kamen wir hier an, aßen und tranken nach langem Fasten sehr gut, sahen 2 Akte von Auber's Braut und thaten nach vier durchfahrenen Nächten einen langen, sehr erquickenden Schlaf. —

Das Wetter ist noch kalt, aber schön, wir hoffen das Übelste der Reise überstanden zu haben, und gehen frisch vorwärts. — Gedanken und Gefühle konnten bei den ununterbrochenen Unannehmlichkeiten jedes Augenblicks nicht aufkommen, werden aber hoffentlich nicht immer ausbleiben.

Dritter Brief.

Brüssel, den 12ten März.

— — — Den 5ten März fuhren wir bei gutem Wetter nach Mainz, fanden die Schiffbrücke schon hergestellt, mußten aber, weil frühere Vorkehrungen dies nicht voraussetzten, einige Stunden verweilen, welche wir verwandten, die schöne Aussicht über den Rhein bei Mondenschein zu genießen, die, keineswegs reizende, Stadt zu durchlaufen und ein mittelmäßiges Abendbrod mit sehr sauerem Wein zu uns zu nehmen.

Um 9 Uhr Abends ging's weiter gen Bonn, anfangs im schönsten Mondenlichte, das Bergen und Thälern und dem Flusse einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh; dann Morgenroth, endlich Tageshelle. Noch nie hatte ich mehr mit dem Sinne der alten Edlen übereingestimmt, sich auf hohen Bergen anzu-

alle Mittheilung auf Nichts oder auf bloße Unwahrheiten zurückgebracht. Unter so vielen Stimmen über eine so merkwürdige Zeit, mag sich auch die eines deutschen Beobachters vernehmen lassen; und wenn er oft irrig oder einseitig gesehen und berichtet hat, so werden die Franzosen dies am willigsten entschuldigen und anerkennen: daß man gegen solche Mängel selbst dann nicht geschützt ist, wenn man einigen Fleiß auf Sprache, Literatur und Geschichte eines fremden Volkes verwendet hat. Überdies macht niemand unbillige Ansprüche an fliegende Blätter, die nur Ansichten und Stimmungen des Augenblicks ausdrücken sollen und können."

Diesen und ähnlichen Vorstellungen vielleicht mit Unrecht nachgebend, strich ich zuvörderst in meinen Briefen das aus, was für das größere Publikum kein Interesse zu haben schien, und durfte hiebei selbst diejenigen Stellen nicht verschonen, welche meine Freude und Dankbarkeit

über so viele Gefälligkeiten ausdrückten, die mir in Paris von Franzosen und Deutschen erwiesen wurden. Wenn deßungeachtet Manches stehn geblieben ist, was lediglich auf meine Person Bezug hat, so findet dies wohl darin eine Entschuldigung, daß es Briefe ohne alle Beziehung auf die Person des Schreibers, kaum geben kann oder soll.

Schwieriger erschien das Verfahren in Bezug auf den eigentlichen Inhalt. Denn sobald ich diesen von allen sachlichen Irrthümern, so wie von einseitigen, zu herben oder zu nachsichtigen Urtheilen reinigen, oder nach den Ansichten irgend einer Partei umgestalten wollte, verschwand das einzige Verdienst unmittelbare Eindrücke rücksichtslos niedergeschrieben zu haben; es ging Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Reisebriefe verloren, ohne daß an deren Stelle etwas erheblich Besseres wäre gesetzt, oder allgemeine Beistimmung gewonnen worden. Daher kann und will

ich nicht jeden einzelnen Ausdruck, jede Thatsache, jede Betrachtung als objektive Wahrheit vertreten; wohl aber bekenne ich mich im Ganzen und Großen zu der durchgehends hervorblickenden Weltanschauung und Gesinnung. **Honny soit qui mal y pense!**

gehn: — wenn aber ein ausgezeichneter Mann (aus Haß gegen die Steife der meisten deutschen Gelehrten) einmal den Chevalier etwas spielt — da verdammen wir ihn!

Gegen L—s Tadel meiner Darstellung Richelieu's kann ich nichts einwenden, als daß Niemand seiner Länge etwas zuzusetzen im Stande ist. Allgemeiner ging unsere Ansicht in sofern auseinander, als ihm Styl und Darstellung als etwas ganz subjektives, mir aber als etwas erscheint, das wesentlich auch durch den Gegenstand bedingt und erzeugt wird. Der gleiche Styl für ganz verschiedene Zeiträume und Gegenstände dürfte ein falsches Vorwalten des Persönlichen in sich schließen, was mit den Sachen nicht ganz ineinander aufgeht; wenigstens habe ich keinen Begriff davon, wie man die römische Kaiserzeit nach Weise Herodots, oder die Perserkriege nach Weise des Tacitus beschreiben sollte. Diese Männer würden das neue Thema gar nicht, oder anders als ihr erstes behandelt haben.

Bis Bonn war ich, wenn nicht sorgenlos, doch gedankenlos gekommen; als ich hier aber zum ersten Mal den Bindfaden meines Packets aufband und die Nadeln lossteckte, ergriff mich Heimweh und Sehnsucht so gewaltig, daß ich nur mit großer Mühe die Thränen zurückhalten konnte, und das Erbieten, mich plötzlich nach Berlin zurück zu versetzen, unbedenklich

angenommen und den ganzen Reiseplan herzlich gern aufgegeben hätte. Insbesondere erschien mir der gelehrte Anstrich (der dem Plane angeblich erst Haltung und Verstand giebt) leer, und ganz abgeschmackt nach einem Paar Notizen, für welche Niemand einen Dreier giebt, in der Welt umherzulaufen. Die literarische Abmüherei, welche sich lebenslang hinzieht, um am Ende zu 100,000 Büchern noch eins, und obenein nur ein ungelesenes und mangelhaftes hinzuzuschreiben, trat mir wie ein recht dummer Wahnsinn vor die Augen, und ich beneidete alle diejenigen, deren Aufgabe einfach und beschränkt, darum aber auch lösbar erscheint; während die Bahn der Wissenschaft und Kunst freilich unendlich, für die meisten aber nur die Bahn der Esel in der Mühle ist. Im Gefühl, ein solcher Esel zu seyn, sollte ich nun bei Leuten Visiten machen, die ich bisher meinen Kollegen beigezählt hatte!

Man kann solcherlei Stimmungen allerdings als Krankheit, als eine Art von Schwindel bezeichnen; andererseits aber berühren sie (gleichsam hellsehend) die innerlichste Wahrheit, für welche in dem Lärm oder der Leierei des täglichen Lebens, Sinn und Gehör fehlt. Daß mir in jener Stimmung die gutgemeinten Fragen nach der Weisheit, die ich mitbringe und die ich holen wolle, gar wunderlich vorkamen und mir da capo einen Esel zu bohren schienen, kannst Du leicht den-

ken; allmählig kam ich aber wieder in den alten Butterfrauentrab.

Durch Schlegel, einen interessanten Franzosen, Berchet, den ich bei ihm kennen lernte, und Niebuhr, der sich sehr freundlich gegen mich benahm, hat sich meine Briefsammlung für Paris noch gemehrt.

Den 8ten März Mittags fuhren wir bei gutem Wetter von Bonn nach Köln, wo ich, wie das erste Mal, die Gereonskirche und einige andere merkwürdig, den Dom bewundernswürdig, die Aussicht von oben herab reich und fruchtbar, den Eindruck der engen, verwirrten Stadt aber keineswegs angenehm fand; so daß ich ungeachtet jener Denkmale des Mittelalters hier nicht professeur du moyen âge seyn möchte.

Den 9ten März nach Tische erreichten wir Aachen und fanden Deines Bruders Bedienten schon auf der Post, seine Einladung für die beiden Reisenden freundlich wiederholend. Mit großer Sorgfalt hat er uns alles Merkwürdige in der Stadt gezeigt; da aber das Wetter günstiger war als vor zwei Jahren, fuhr er und die Schwägerinn mit uns in der Gegend umher, besonders nach dem Lustberg. So wie bei Hirschberg in Schlesien aus dem Cavillerberge durch Verbildung ein Cavalierberg geworden ist, so hier aus dem Lusberge ein Lustberg. Er verdient aber den letzten Namen, denn die Aussicht ist ungemein schön

und mannigfaltig, ob wir gleich nur den Kupferstich eines Gemäldes sahen, das der Frühling mit glänzenden Farben bekleiden wird.

Vierter Brief.

An Auguste Cr—r.

Brüssel, den 12ten März.

Ob ich gleich noch nicht lange aus Berlin entfernt bin, habe ich doch schon oft an den Ausspruch eines alten nichtsnutzigen Oberförsters gedacht, der vier Frauen todt geärgert hatte und mir sagte: „Herr von Raumer, es ist immer mein Grundsatz gewesen, mich weder an Menschen noch Vieh zu attachiren.“ — Lebte ich desselben Glaubens, führe ich auch wohl leichter durch die Welt; — aber da es nun weder seyn kann noch soll, will ich meinen Eigennutz nur darin kund thun, daß ich Ihnen schon jetzt schreibe, um in einer Antwort reichlich belohnt zu werden. — Also, ehe das Blatt sich mit andern Herzensergießungen füllt, gleich zum Theater.

In Frankfurt den 4ten März gesehen: zwei Akte der Braut von Auber. Der letzte fiel aus, weil wir nach vier durchwachten Nächten die hochzeitliche Mun=

terkeit nicht ganz festhalten konnten. Hr. Rieser als Löwenstein und Hr. Beils als Fritz nicht übel, Demois. Hauß als Henriette unbedeutend; das Ganze wohl anzusehn, ohne jedoch ein großes Talent zu zeigen oder für die Zukunft anzukündigen.

In Köln Montag den 8ten März: Wilhelm Tell. Gewaltig zugeschnitten, manches mangelhaft, doch ohne Störung. Zwei Demoiss. Strenge zeigten, als Gertrud und Bertha, mehr guten Willen als Anlage. So weit sie auch den vielversprechenden Mund öffneten, es kam kein rechter Ton heraus. Tell (Hr. Kramer) löste seine Aufgabe löblich genug. Arnold von Melchthal (Hr. Urspruch) gar sehr im Dialekt befangen, sich überschreiend, handthierend, ohne Schule; aber gute Mittel und eine starke sonore Stimme, so daß er, in die rechte Schule genommen und von der (wie es scheint vorhandenen) Selbstzufriedenheit geheilt, doch wohl eher zu Heldenrollen erzogen werden könnte, als — — — —

Aachen den 9ten März zum ersten Male: Oberon. Für die äußere Ausstattung war mehr geschehen, als je in dieser Stadt, und wohl mehr als der Finanzminister des Theaters erlauben sollte. Orchester und Sänger sind ohne Zweifel vorzüglicher als in Frankfurt. Vor Allen verdient Mad. Fischer eine rühmliche Erwähnung. Sie ist, so weit meine Augen und Gläser tragen, eine schöne Frau und spielt nicht so

hölzern, als ich nach mancher Beschreibung fürchtete. Ihre Stimme ist voll und stark, nur nicht immer ganz rein; eine gründliche und strenge Schule würde die Mängel hoffentlich vertilgen und die guten Eigenschaften verdoppeln. Am Schluß des zweiten Aktes erhob das, ohnehin unruhige, Publikum ein gewaltiges Geschrei. Die Töne waren undeutlich, doch glaubte ich die Worte Madame und Fischer zu verstehen, und fand die Höflichkeit und Theilnahme für die Künstlerinn ganz natürlich und angemessen. Als aber der Vorhang in die Höhe ging, erschien im Hintergrunde ein Mann, der sehr schmierig aussah und gar sehr beklatscht wurde: — es war der gerufene Maschinist. — Und ich hatte, im Verhältniß zu Berlin, gerade die Maschinerien schlecht, die Sängerinn aber so gesunden, daß sie den Vergleich nicht zu scheuen brauchte. Neues Geschrei: Fischer, Fischer!! Unhöflich genug (dachte ich) sie nach dem Maschinisten zu rufen, indeß vielleicht doch besser wie gar nicht. Aber siehe — es erschien wieder ein Herr, nämlich Herr Fischer, dem das Publikum hiemit seinen Dank für den Geldaufwand abstatten wollte; — von Madame Fischer war nicht die Rede; außer daß am Schlusse des Stücks ein Paar Stimmen ihren Namen ohne Erfolg riefen! So gehts in der Welt! — Frau — klagte mit Recht, daß die Logen nie Theilnahme zeigen und das Parterre die

Herrschaft sogar hat an das Paradies kommen lassen, wo in den Zwischenakten Thierstimmen aller Art mit großer Virtuosität nachgeahmt, wo gebellt, gemaunzt und gewiehert wurde. Weil die Tänze fehlten, erschien manches sehr kahl; noch wunderlicher war es, die Instrumentalmusik der Meermädchen ohne Chor ewig lang herzuspielen, damit man desto länger die angeblich bewundernswürdige Dekoration bewundern könne. Droll war gestrichen, Puck trug einen steif abstehenden Weiberrock, unter dem die rothen, etwas wetzbeinigen Weiberbeine viel zu lang und unschön hervorguckten und einherschritten. Dieser Puck, Dem. Absenger, versengte mein Herz nicht; Namuna, Madame Abweser, hätte meinetwegen abwesend seyn mögen; das Meermädchen, Dem. Stehle, stahl so wenig als Dem. Absenger versengte, und obgleich ich in Dem. Hanff eine alte Bekannte erkannte, mochte ich doch nicht in ihr Garn gehen; Roschane, die kleine Mad. Meck, hätte, bei etwas mehr embonpoint, Mad. Speck heißen können, und wäre dann gewiß nicht in den Wogen des Tigris untergesunken. Oberon (Mühling) nicht so gut als Bader; Hüon (Schäffer) mindern Versuchungen junger Schönen als Stümer in Berlin ausgesetzt; beide jedoch im Ganzen, gleichwie das Orchester, lobenswürdig.

Brüssel den 11ten März: Henri III et sa cour. Ich gebe Ihrem Manne Recht, daß das Stück

beim Aufführen nicht ganz so langweilig ist, als beim Lesen; daß es aber im Wesentlichen nichts taugt, wird doppelt deutlich, und ich gesellte mich am Ende lieber zu denen, welche pfiffen, als zu denen, welche klatschten. Guise (Bouchez) war ohne Stimme und großartige Haltung; Arthur (Mad. Lemoigne) in kurzer Jacke und engen Hosen, mit höchst miserabeln Beinen und einer unermeßlichen krummen Habichtnase, die lächerlichste Figur, die je aus einer Käserinde geschnitten worden; sonst spielten die meisten gut genug, das heißt, in französischer Weise mit Ziehen, Zittern der Stimme und des Leibes u. s. w. Wenn Graf St. Megrin (Jenneval) mit gekrümmten Knieen, den Kopf vorwärts streckend, dasteht, Arme und Hände nach dem Rücken dreht, und damit vor dem Hintern tremulirt; — dagegen ist L—s berühmter Schlag an jene Region nichts, — auch ward die Anstrengung laut beklatscht. Katharina (Mlle. Verneuil) hatte gute Momente, ohne jedoch jene Fehler zu vermeiden; auch ist mir jeder unartikulirte Ton der höchsten Leidenschaft widerwärtig, sobald er blos bestialisch klingt. Sie, meine Freundinn, würden sich allerdings in zwei Scenen zeigen können, aber beide sind herbe, unschön, ja roh. Das Schnupftuch ist ohne Zusammenhang dem Shakspear abgeborgt, die Scene des Einsperrens dem Don Gutierre nachgebildet, nur beides ungeschlachter. Nach dem

Anscheine, es würden große Begebenheiten vorgestellt werden, wendet sich alles zu der Eifersuchtsgeschichte, und für Liebe wie für Eifersucht fehlen höhere Gründe, bis sich das Ganze widerwärtig endet, und der Schluß eigentlich ausspricht, der rechte Anfang solle erst folgen. Daß Einheit des Orts und der Zeit (dieser alte französische Aberglaube) verletzt wird, verdient keinen Tadel, erhebt aber ein Stück nicht in die Region des Romantischen. Es ist auch keine Einheit der Handlung und des Planes vorhanden, das ist viel schlimmer.

Fünfter Brief.

Brüssel, den 13ten März 1830.

Sobald ich gestern meinen Brief beendet hatte, wanderte ich nach allen Richtungen durch die Stadt. Die Gegend ist fruchtbar und angenehm, mehre Straßen im Innern reich und glänzend, einzelne Kirchen und Gebäude sehr ausgezeichnet; aber ich kam auch an die parties sales et dégoutantes, welche als Kehrseite fast nothwendig zu einer großen Stadt gehören, während die Miststätte auf dem Bauerhofe als rechter Glanzpunkt, oder als Palast des Finanzministers

betrachtet werden kann. — Im Café aux milles colonnes suchte ich nach Zeitungen, fand aber nur die Gazette vakant, welche berichtete, daß die Adresse der Pairskammer für die Minister ausgefallen sey, und diese überall die Majorität hätten. Ich war über diese Neuigkeit sehr verwundert, bis ich mir ein minder parteiisches Blatt holte und sah, aus welchen willkürlichen und windschiefen Deuteleien die arme Geschichte zusammengedreht werden soll. Das französische Ministerium erinnert an Kasperle, der im Faust den Neugierigen fragt: Hast du nichts gesehen? — Nein. — Hast du nichts gehört? — Nein. — Nun, ich habe auch nichts gethan und nichts gesagt.

— — Also diejenigen, welche den Anfang der Befreiung Griechenlands ein unglückliches Ereigniß nannten, haben nun einen König für dies Land und zugleich eine neue Sorte von Legitimität aufgefunden! Wenigstens ist von der gefährlichen Volkssouverainität und Volksmitwirkung diesmal noch weniger zu spüren, als da Katharina II den Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron erhob. Leicht könnte aber der neue Herrscher erfahren: es sey schwerer ein Volk aufzuerwecken, als — — schlafen. Wer Regierungen de facto nicht bloß anerkennt, sondern selbst einsetzt, darf künftig Einwendungen nicht gegen Form und Rechtstitel, sondern nur gegen ihren materiellen Gang richten.

Der Stand der Parteien im Königreiche der Niederlande ist, wie ich aus allen Erzählungen abnehme, viel verwickelter als etwa in Frankreich, auch wird er (bei geringerer welthistorischer Wichtigkeit) mit weniger Aufmerksamkeit verfolgt. Die großen Gegensätze der vereinigten und spanischen Landschaften, des Protestantismus und Katholicismus, des Ackerbaus und Handels, der Priester und Laien, der Regierung und der Stände wirken so mächtig und vielfach durcheinander, daß eine einfache und allen genehme Richtung unmöglich erscheint. Die Opposition der Liberalen hat meist die negative französische Richtung, welche die Bürgschaften aller Freiheiten nur an einer Stelle sucht, und sie lediglich in gewissen constitutiven Formen findet, ohne Rücksicht auf Verwaltung, oder gegebene Verhältnisse; — indeß gehen bis jetzt diese Bestrebungen großentheils wie Schwärmer ohne Zusammenhang in die Luft. — Dagegen stehen die Ultrakatholiken in enger Verbindung, stützen sich auf ein unnachgiebiges System, finden aller Orten Hülfe und in Rom ein mächtiges Oberhaupt. Sie wollen, unbegnügt mit einzelnen Zugeständnissen, allmälig das Ganze erobern und herrschen, bedienen sich aber jetzt der Firma der Freiheit und stehen im Bündniß mit den Liberalen gegen die Regierung. Hätten beide über die letzte (welche sich allerdings auch Übereilungen und Mißgriffe zu Schulden kommen läßt) obgesiegt, so

müßten jene Parteien nothwendig unter sich zerfallen, und während jeder Liberale darauf rechnet, die Geistlichkeit alsdann durch die Freiheitsformeln zu besiegen, deren sie sich jetzt für ihre Zwecke auch bedient, hofft diese, eine ihr beliebige Deutung wohl durch andere Mittel durchzusetzen. So spricht sie jetzt für unbedingte Freiheit alles Unterrichtens, Lehrens und Lernens; wohl wissend, daß, wenn der Einfluß der weltlichen Regierung vernichtet ist, aller Unterricht durch hundert Mittel und Wege lediglich in ihre Gewalt kommen muß. Ohne Befragen und Zustimmung der Geistlichkeit hatte die Regierung ein sogenanntes philosophisches Collegium mit großen Kosten gegründet, um die künftigen Priester zu höherer Bildung heranzuziehen. Man sah darin, oder gab vor darin nur eine Anstalt zu sehn, die Ungläubige erzeuge, und alles Widerstandes unerachtet mußte die Regierung zuletzt ihre Auflösung genehmigen. — Die Preßfreiheit der Journale überbietet die französische, und in diesen Tagen hat deshalb die Regierung eine Sammlung der kühnsten oder frechsten Stellen zusammen drucken lassen, damit man Freiheit von Frechheit unterscheiden lerne und durch angemessene Gesetze Maaß, Ordnung oder Strafe feststelle. Zur Probe ein Paar Stellen: vom Justizminister van Maanen heißt es im Journal von Löwen: tu es un méchant fou, que pour le repos du genre humain

il faudrait garroter pour toujours et fouetter quelquefois. Man behauptet, Belgien werde überall den Holländern und Protestanten preisgegeben und die Rechtgläubigen sollen deshalb herbeieilen, à la defense du sanctuaire menacé par la fureur du despotisme impie. — La liberté des cultes (sagt ein anderes Blatt) est enfreinte par l'envahissement général des emplois des acatholiques. Von der ersten Kammer heißt es: la moitié de la représentation nationale confiée derisoirement à des personnages, que la nation réprouve; und: c'est notre hôpital des invalides, et l'on pourrait dire des incurables. Von der zweiten Kammer sagen die Journalisten: les mandataires de la Belgique ne se sont pas montrés ce qu'ils devoient être. — Les oui et les non semblent échapper à la seconde chambre au hazard. Die, welche für die Regierung stimmten, werden genannt: une horde d'oligarques pour le soutien du ganachisme et de l'absolutisme des traitres de la patrie. — Der Katholique spricht von den prejugés, que nourrit le roi contre la moitié de son peuple. — De tous les Nassau (äußert das Journal von Löwen) le seul, que la Belgique honore, c'est Guillaume le Taciturne. — Und: nous sommes fort éloignés de croire que, comme en France, la personne du roi dut être sacrée. — La monomanie de la peur, qui s'est emparée tout-à-coup

de nos hommes d'état, même de sa Majesté, ne saurait être attribuée qu'à l'influence de la température. Depuis 15 ans nous sommes gouvernés à merci et miséricorde. — Nous vivons sous le joug de l'arbitraire et du despotisme. — Les tyrans de 93 avaient sur nos ministres l'avantage de la franchise. — Semblable à ces filous encore peu aguerris, le gouvernement hésite dans ses usurpations. Catholiques prenez garde à vous. Que pouvez vous être dans un système de protestantisme intolérant, ou vous n'avez point de droits. Les catholiques hollandais sont presque toujours traités comme des Parias. — Obéir! et pourquoi? Parcequ'il vous a plu de revêtir une de vos Lubies de formes officielles? La royauté se dépopularisera de plus en plus, et qui sait comme finira la lutte pénible qui s'engage. — Les Lévites lèvent les mains au ciel, et vous, généreuse jeunesse, fixez vos regards sur l'épée de Gédéon. Il serait difficile de vous exprimer la frayeur, dont les protestans sont saisis. Devons nous les rassurer? Il y aurait faiblesse de notre part. (*Catholique!*) — Il ne faut, qu'une minute pour adapter une corde de chanvre à un cou royal, ou pour attacher un Capet sur la planche de la Guillotine. Un auguste personnage (man meint den König) croit sa volonté grande et forte parcequ'elle est opiniâtre.

Jadis il comptait sur la lâcheté de la nation; mais la nation a repris courage. On lui a fait beaucoup de mal: elle s'en vengera. (Journ. d. Louvain.) — Il faut se confédérer pour conquérir nos libertés envahies. Nous n'avons plus de représentation nationale. — Bon Dieu! Où serait donc le grand mal, qu'y aurait-il de si terrible, à voir descendre du trône une famille, qui aurait mis le sceptre en guerre avec la liberté?

Ich kann nicht darüber urtheilen, in wie weit diese, meist katholischen, Blätter von ihren Gegnern gereizt sind, und ob und welche Schuld die Regierung wirklich trifft, doch geht aus dem, was ich sah *und las, mancherlei* hervor. So 1. daß die Presse bisher nichts weniger als beschränkt war, vielmehr die Frage wegen Preßfrechheit sehr natürlich zur Sprache kömmt.

2. Daß gegen wirkliche oder eingebildete Übel nur nichtsnutzige, revolutionnaire Mittel in Vorschlag gebracht werden und die Staatsweisheit dieser Freiheitsapostel sehr gering ist.

3. Daß ein Bündniß des Ultrakatholicismus mit diesem irrigen Liberalismus, unnatürlich und unheilbringend seyn muß.

4. Daß die katholischen Belgier wenigstens kein durch die frühere Geschichte bestätigtes Recht haben, die protestantischen Holländer der Unduldsamkeit anzuklagen.

5. Daß die Holländer, als ein Volk mit einer gleichsam abgeschlossenen Geschichte, die Freiheit vorzugsweise in die Fortdauer dessen setzen, was sie schon besitzen, und mit dem Besitzthum auch das monarchische Element für verträglich halten. Die Belgier hingegen, jetzt erst emanicipirt, nehmen einen Anlau zu neuen Bahnen, wollen ein politisches Daseyn erst erringen und sich am wenigsten von den Holländern diese vorzeichnen oder verkürzen lassen. Wenn die Belgier den Holländer als phlegmatisch, abgestorben und knechtisch bezeichnen, so findet dieser jene revolutionnair, für ruhige Freiheit unempfänglich und hochmüthig auf ihre neue, unbewährte Weisheit. Der Holländer gründet seinen Werth und seine Forderungen auf das, was er bereits gethan hat; der Belge auf das, was er thun will. Auch verwirft der Katholik größtentheils das, was der Protestant sich zum Ruhme anrechnet. — So sind die beiden Haupttheile des niederländischen Staats mehr aneinander geleimt, als organisch verwachsen, und es wird Zeit, Mäßigung und Weisheit kosten, dem Körper e i n e n Blutumlauf beizubringen. Ja, man kann fragen, ob der König es nicht leichter gehabt hätte, wenn zunächst ein Doppelstaat, etwa wie Schweden und Norwegen, wäre organisirt worden? —

— — — Die Demagogie der alten Welt ist klein und unbedeutend im Vergleich mit der modernen.

Ein Volksverführer, wie der Gerber Kleon, und ein Held ächter Freiheit, wie Demosthenes, sprachen nur zu dem engen Kreise einer einzelnen Gemeinde. Jetzt überfliegt Weisheit und Thorheit binnen wenig Tagen ganz Europa und wird von Millionen gehört und wiederholt, bewundert oder verdammt. Diese unermeßliche Mehrung der Gewalt des Geistigen über das Materielle ist, Alles zu Allem gerechnet, ein unendlich wichtiger Fortschritt, der nichts weniger als ausgetilgt werden soll. Wohl aber giebt es böse wie gute Geister, beide für diese Unterwelt unsterblich. Daher wird der Versuch, jene mit Gewalt zu tödten, nie gelingen; wohl aber soll man sich bestreben, sie zu bekehren, mindestens zu beherrschen. Mehr als Censoren, Jury's und Strafgerichte gegen die Bösen würde es helfen, wenn die Regierungen es verständen, die bessern Stimmen zu gewinnen und in Thätigkeit zu setzen; während aber jeder Naseweis wider dieselben schreibt, halten sie es (sehr irrig) für überflüssig, auch nur einen dazu fähigen, wohlgesinnten Mann zur Entwickelung und Darstellung des Richtigern in Thätigkeit zu setzen. Überall leibliche Soldaten mehr als zu viel, aber keinen geistigen Vertheidiger!

Sechster Brief.

Paris, Donnerstag den 18ten März.

Montags, den 15. März, bin ich zum zweiten Male in diese Allerweltshauptstadt eingezogen. Umfang, Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, der Kaufläden, Überschriften u. s. w. machte einen lebhaften, und im Ganzen sehr anziehenden und heiteren Eindruck. Wie viele Jahrhunderte an Zeit, Hunderttausende von Menschen, welche Überzahl von Gedanken, Gefühlen, Thaten gehörte dazu, diese Stadt (trotz aller rückläufigen Bewegungen) auf diesen Punkt, zu dieser Größe zu erheben; wogegen, geistig abgeschätzt, halb Asien und ganz Afrika nichts sind. Und welcher Verlust, wenn solche Spitzen menschlicher Bildung, durch Lässigkeit oder positive Schuld, zusammensinken oder niedergeworfen werden, damit Wüsten entstehen wie Ägypten, oder eine ewig lange Krankengeschichte wie die der Byzantiner. Noch blüht Frankreich trotz seiner Revolution, und hoffentlich auch fernerhin trotz der Congregation; geht aber die schöne pyrenäische Halbinsel nicht unter der Firma von Ordnung, Gehorsam, Legitimität, Katholicismus u. s. w. einem Zustande entgegen gleich dem der Moldau und

Walachei, wo die Schweine die ausdrucksvollsten Physiognomien haben und den Hauptausfuhrartikel sind, weil immer noch überflüssig viel Schweinerei aller Art im Lande bleibt.

Doch wozu diese allgemeinen Betrachtungen, da ich ja zunächst Einzelnes erzählen soll. Unsere vornehme Fahrt im Coupé von Brüssel aus, nahm eine so klägliche Wendung, als unsere Reise von Berlin. Beschädigter Wege halber durften die großen Wagen eine Zeitlang nicht fahren, und so wurden wir denn in andere gepackt, wo das Coupé nichts war, als der schlechte Bock eines dresdner Fuhrmannswagen. Erst in der Nähe von Paris lebte unser wohlbezahltes Recht wieder auf. Das Land, bis zu dem alten Frankreich hin, ist sehr fruchtbar, sonst aber keineswegs schön. Erst der Übergang über die Oise bot von Bergen, durch Thäler hinab, einen malerischen Anblick. Drei Visitationen durch zwei Douanenlinien hindurch und in Paris, waren unbequem, aber nicht streng. Für das Beste auf der Reise hielt ich, nach zwei übeln Nächten und unbedeutenden Tagen, ein treffliches Abendbrot in Peronne. Mein Paß ward in Valenciennes ohne Aufenthalt umgetauscht; der Hauptplatz dieser Stadt mit dem Rathhause und einem eigenthümlichen Thurme, verdient rühmliche Erwähnung.

Bis jetzt beschäftigt mich das Abgeben meiner vielen Briefe dergestalt, daß ich noch nicht an das

Arbeiten kommen kann; auch beharre ich auf der Überzeugung: die Lebendigen seyen so lebendig als die Todten, und ich werde unter jenen für meine wahre geistige Ausbildung in dieser wichtigen Zeit weit mehr lernen, als wenn ich mich ganz in alten Papieren begrübe, um einigen Pedanten mit einem Paare ungesehener Citate zu imponiren. Das ist der Fehler so vieler deutschen Gelehrten, daß sie glauben, man lebe allein von Papier.

Am ersten Abend wäre ich vielleicht ins Theatre français gegangen, aber Müdigkeit und die lange Queue schreckten mich ab; vorgestern sah ich im Theater Madame: Une visite à Bedlam, Mémoires d'un colonel, und Zoé ou l'amant prêté. Im zweiten Stücke spielten (wie vor zwei Jahren) Gontier und Allan vortrefflich; Zoé von Scribe, zum ersten Male gegeben, fand Beifall. Ueber die Damen Vertpré und Berenger mag ich, nach einer Vorstellung, nicht urtheilen; man spürt, daß jede gern eine Mars — sein möchte. Legrand, als Fermier Rousselet, geschickt und ergötzlich. Vor mir saßen zwei Leute, welche das Theater, laut ihrer Reden, fleißig besuchten und frisch aburtheilten. Unter andern freuten sie sich auf eine Schauspielerinn, die sie la coquette nannten. Sie rühmten z. B., sie habe la langue fine, ein Ausdruck, der mir freilich noch nicht vorgekommen war, den ich aber doch im Dictionnaire de l'Acadé-

wie aufzusuchen und gehörigen Orts anzuwenden beschloß. Bedenklicher war die Äußerung: „die Künstlerinn gehe un bon galop“; indeß dachte ich an die Paralellstelle von der M. als Susanne, die auch galoppire, wie Reiterei im coupirten Terrain. Als aber der Herr versicherte, er werde sich morgen la coquette zum Spazierritt satteln lassen, merkte ich endlich, er spreche von keiner Schauspielerinn, sondern von einem Reitpferde. Auch war der Kunstkenner wirklich ein angehender Bereiter. — Ähnlicherweise setzte mich eine Inschrift in der äußersten Vorstadt in Erstaunen, welche mit ungeheuren, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Buchstaben hieß: „Langues anciennes!“ indessen behauptete ein Kenner: es sey nicht vom Griechischen und Lateinischen, sondern von alten Ochsenzungen die Rede.

Doch ihr wollt nicht Possen, sondern politische Weisheit von mir hören. Wie könnte ich aber, bildlich und unbildlich hier noch nicht warm geworden, mich mit entscheidenden Worten vorwagen! Das Wesentliche ergeben ohnehin die öffentlichen Blätter. Daher heut vorläufig nur so viel: daß ich keinen einzigen Menschen gefunden habe, der das Ministerium vertheidigte oder an dessen lange Dauer glaubte. In den ersten Sitzungen hat sich die politische Unfähigkeit dieser Männer noch in weit größerem Maße gezeigt, als selbst ihre Gegner erwarteten. Polignac

5. Daß die Holländer, als ein Volk mit einer gleichsam abgeschlossenen Geschichte, die Freiheit vorzugsweise in die Fortdauer dessen setzen, was sie schon besitzen, und mit dem Besitzthum auch das monarchische Element für verträglich halten. Die Belgier hingegen, jetzt erst emancipirt, nehmen einen Anlau zu neuen Bahnen, wollen ein politisches Daseyn erst erringen und sich am wenigsten von den Holländern diese vorzeichnen oder verkürzen lassen. Wenn die Belgier den Holländer als phlegmatisch, abgestorben und knechtisch bezeichnen, so findet dieser jene revolutionnair, für ruhige Freiheit unempfänglich und hochmüthig auf ihre neue, unbewährte Weisheit. Der Holländer gründet seinen Werth und seine Forderungen auf das, was er bereits gethan hat; der Belge auf das, was er thun will. Auch verwirft der Katholik größtentheils das, was der Protestant sich zum Ruhme anrechnet. — So sind die beiden Haupttheile des niederländischen Staats mehr aneinander geleimt, als organisch verwachsen, und es wird Zeit, Mäßigung und Weisheit kosten, dem Körper einen Blutumlauf beizubringen. Ja, man kann fragen, ob der König es nicht leichter gehabt hätte, wenn zunächst ein Doppelstaat, etwa wie Schweden und Norwegen, wäre organisirt worden? —

— — — Die Demagogie der alten Welt ist klein und unbedeutend im Vergleich mit der modernen.

Ein Volksverführer, wie der Gerber Kleon, und ein Held ächter Freiheit, wie Demosthenes, sprachen nur zu dem engen Kreise einer einzelnen Gemeinde. Jetzt überfliegt Weisheit und Thorheit binnen wenig Tagen ganz Europa und wird von Millionen gehört und wiederholt, bewundert oder verdammt. Diese unermeßliche Mehrung der Gewalt des Geistigen über das Materielle ist, Alles zu Allem gerechnet, ein unendlich wichtiger Fortschritt, der nichts weniger als ausgetilgt werden soll. Wohl aber giebt es böse wie gute Geister, beide für diese Unterwelt unsterblich. Daher wird der Versuch, jene mit Gewalt zu tödten, nie gelingen; wohl aber soll man sich bestreben, sie zu bekehren, mindestens zu beherrschen. Mehr als Censoren, Jury's und Strafgerichte gegen die Bösen würde es helfen, wenn die Regierungen es verständen, die bessern Stimmen zu gewinnen und in Thätigkeit zu setzen; während aber jeder Naseweis wider dieselben schreibt, halten sie es (sehr irrig) für überflüssig, auch nur einen dazu fähigen, wohlgesinnten Mann zur Entwickelung und Darstellung des Richtigern in Thätigkeit zu setzen. Überall leibliche Soldaten mehr als zu viel, aber keinen geistigen Vertheidiger!

---

wohl die Pisaroni? Frankreich und Italien können sich streiten, welches Land das schönste Weib hervorgebracht habe, denn zwischen jener und der Duchesnois fällt die Entscheidung schwer. Hätte die reiche Natur nur ein klein wenig hinzugegeben, so wäre aus der Pisaroni ein Kerl geworden, wie der alte Bassist Fischer, dem sie meines Erachtens auch sehr ähnlich sieht. Ihre Stimme ist in der Tiefe tiefer als irgend eine Weiberstimme und von einer außerordentlichen Kraft. Aber die Vollendung der Schönheit fehlt, man ist mehr erstaunt, als fortgerissen, und während des Erstaunens konnte ich mich des Lachens über das kerlhafte Weib nicht enthalten. . . . . .

Mad. Malibran. — Man kann den Gedanken an ihre Nebenbuhlerinn, die Sontag, nicht unterdrücken, und sollte doch erst urtheilen, wenn man sie wirklich neben einander gehört hätte. Dies um so mehr, da viele verständige Personen hier behaupten: Stimme und Singweise der Sontag habe sich durch Rücksicht auf die Malibran sehr verbessert, und insbesondere sey ihre Darstellung der Donna Anna meisterhaft. Also unter Vorbehalt künftiger besserer Einsicht, will ich sagen wie es mir, der alten Erinnerung und der neuen Erscheinung nach, vorkömmt. Die bewegliche Anmuth, welche der Sontag (selbst wenn sie nur sich spielte) so viel Beifall erwarb, scheint Mad. Malibran nicht zu besitzen. Ihre grö-

Walachei, wo die Schweine die ausdrucksvollsten Physiognomien haben und den Hauptausfuhrartikel sind, weil immer noch überflüssig viel Schweinerei aller Art im Lande bleibt.

Doch wozu diese allgemeinen Betrachtungen, da ich ja zunächst Einzelnes erzählen soll. Unsere vornehme Fahrt im Coupé von Brüssel aus, nahm eine so klägliche Wendung, als unsere Reise von Berlin. Beschädigter Wege halber durften die großen Wagen eine Zeitlang nicht fahren, und so wurden wir denn in andere gepackt, wo das Coupé nichts war, als der schlechte Bock eines dresdner Fuhrmannswagen. Erst in der Nähe von Paris lebte unser wohlbezahltes Recht wieder auf. Das Land, bis zu dem alten Frankreich hin, ist sehr fruchtbar, sonst aber keineswegs schön. Erst der Übergang über die Oise bot von Bergen, durch Thäler hinab, einen malerischen Anblick. Drei Visitationen durch zwei Douanenlinien hindurch und in Paris, waren unbequem, aber nicht streng. Für das Beste auf der Reise hielt ich, nach zwei übeln Nächten und unbedeutenden Tagen, ein treffliches Abendbrot in Peronne. Mein Paß ward in Valenciennes ohne Aufenthalt umgetauscht; der Hauptplatz dieser Stadt mit dem Rathhause und einem eigenthümlichen Thurme, verdient rühmliche Erwähnung.

Bis jetzt beschäftigt mich das Abgeben meiner vielen Briefe dergestalt, daß ich noch nicht an das

ist leichenblaß auf der Rednerbühne erschienen und hat geradehin Nichts zum Vorschein gebracht. Eine vorbereitete Rede behielt er, durch einige Einwendungen außer Fassung gebracht, in der Tasche, obgleich ihm mehrere zuriefen: er möge sie doch nur hervorziehen und drauf los lesen. Heut erwartet man die Prorogation oder Dissolvirung der Kammern; an Aenderung des Ministerii glaubt keiner. Noch andere meinen, es werde, unbekümmert um die Adresse, seinen Gang weiter gehen und zuletzt das Budget durchtreiben. — Doch wozu schreiben, was ihr neuer und vollständiger in den Zeitungen findet. Künftig mehr von eigenen Beobachtungen und Resultaten.

Siebenter Brief.

An Auguste Cr—r.

Paris, den 19ten März.

In der Voraussetzung, daß Sie Wort halten und Ihrem entfernten Freunde schreiben werden (obgleich gar viele Dinge Ihre Zeit in Anspruch nehmen und beschränken), will ich einen zweiten Brief mit Theaterberichten an Sie absenden.

Gestern trat Mad. Malibran zum letzten Male in der Semiramis von Rossini auf. Ich legte mir

die Geduldprobe auf, mich um 6 Uhr an die schon lange Queue anzuschließen, ward um 7 Uhr meine 3 Franken und 12 Sous los, und saß bis 8 Uhr in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Von dem, was ich während dieser Zeit gedacht oder nicht gedacht, weiß ich nichts zu melden; folgendes Gespräch ward indeß zur Mehrung meiner Bescheidenheit zwischen mir und meinem Nachbar in französischer Sprache geführt. Er: Wo haben Sie diese Schnupftücher gekauft? — Ich: In Berlin. — Er: Waren Sie lange in Berlin? — Ich: Eine ziemlich lange Zeit. — Er: Ich auch; ich habe daselbst Theologie studiert. — Ich: Kennen Sie einen Professor von Raumer? — Er: Nein, ein solcher existirt nicht! — Da sitzt nun der berühmte Verfasser der Hohenstaufen im pariser Parterre neben einem berliner Studenten, der sein Daseyn läugnet, und will hier, auf seine Berühmtheit hin, Bekanntschaften machen und alte Charteken lesen, um noch berühmter zu werden!! Wäre es nicht klüger, frische Austern zu essen? — fände ich sie nur nicht durch das hinzugethane Salzwasser sehr verschlechtert.

Endlich ging die confuse Ouvertüre an, der Vorhang in die Höhe, und es sang Profeti; so, daß er in seinem Vaterlande schwerlich für einen Propheten gelten würde, Bordogni nicht so gut wie Bader, Inchindi am besten. Unter den Frauen kennen Sie ja

wohl die Pisaroni? Frankreich und Italien können sich streiten, welches Land das schönste Weib hervorgebracht habe, denn zwischen jener und der Duchesnois fällt die Entscheidung schwer. Hätte die reiche Natur nur ein klein wenig hinzugegeben, so wäre aus der Pisaroni ein Kerl geworden, wie der alte Bassist Fischer, dem sie meines Erachtens auch sehr ähnlich sieht. Ihre Stimme ist in der Tiefe tiefer als irgend eine Weiberstimme und von einer außerordentlichen Kraft. Aber die Vollendung der Schönheit fehlt, man ist mehr erstaunt, als fortgerissen, und während des Erstaunens konnte ich mich des Lachens über das kerlhafte Weib nicht enthalten...

Mad. Malibran. — Man kann den Gedanken an ihre Nebenbuhlerinn, die Sontag, nicht unterdrücken, und sollte doch erst urtheilen, wenn man sie wirklich neben einander gehört hätte. Dies um so mehr, da viele verständige Personen hier behaupten: Stimme und Singweise der Sontag habe sich durch Rücksicht auf die Malibran sehr verbessert, und insbesondere sey ihre Darstellung der Donna Anna meisterhaft. Also unter Vorbehalt künftiger besserer Einsicht, will ich sagen wie es mir, der alten Erinnerung und der neuen Erscheinung nach, vorkömmt. Die bewegliche Anmuth, welche der Sontag (selbst wenn sie nur sich spielte) so viel Beifall erwarb, scheint Mad. Malibran nicht zu besitzen. Ihre grö=

here Gestalt führt schon in eine etwas ernstere Haltung, und ihr Gesicht macht auf mich einen tiefern Eindruck, weil es mehr und in größerem Style zu sprechen scheint, wenn auch die ganze Darstellung der Pasta nicht gleichkommen mag und mit einer andern Tochter der Luft aus vielen Gründen nicht verglichen werden kann. Die Rossinischen Kräuseleien gelingen der Sontag leichter und glatter, als der Malibran, und das mezza voce, wobei alle Leute verhimmelten, hat die Spanierinn in der Semiramis gar nicht angebracht, entweder, weil es ihr nicht zu Gebote steht, oder weil sie es verschmäht. Ohne Zweifel aber ist ihre Stimme voller, in der Tiefe umfangsreicher, der Vortrag großartiger, begeisterter, und selbst in dieser Rossinischen Oper mehr ergreifend, als was ich früher von der Sontag hörte. Daß es jetzt anders sey, darf ich Unkundiger nicht bestreiten. Die Pisaroni, mit ihrer tiefern und stärkern Stimme, macht in einzelnen Augenblicken noch mehr Effekt, bleibt aber an Maß, Haltung und Schönheit hinter der Malibran zurück.

Den 20sten März.

Kein Schauspiel war anziehend, und ein Billet für die Stumme von Portici erhielt ich geschenkt; das entschied gestern für die Oper. Das Haus und die äußern Einrichtungen kennen Sie, deshalb nur

einige Worte über die Darstellung selbst, besonders im Vergleich mit Berlin. Im Allgemeinen möchte ich behaupten, das Stück gehe hier rascher, schärfer, ja wilder; im Einzelnen liegt der Vorzug bald hier, bald dort. Die Dekorationen zuvörderst sind in Berlin der Natur getreuer, die Gegenden besser aufgefaßt und die Malerei ohne Zweifel viel schöner. Den hiesigen Solotänzern und Tänzerinnen gebe ich dagegen, wenigstens für diese Oper, schon deshalb den Vorzug, weil sie fast gar keine Windmühlen und abgeschmackte Springereien anbrachten. Die Figurantinnen haben hier mehr à plomb und doch weniger Blei in den Beinen; sie tanzen, als sey es ihre Lust und Natur, während man in Berlin bisweilen an das Lernen und die Dienstpflicht erinnert wird. Wie sich das Aeußere der Mädchen zu einander verhält, ist nach *einer* Darstellung schwer zu entscheiden; unter den Köpfen ist mir keiner vorzugsweise aufgefallen, zwei der Mädchen aber waren so schön gewachsen, daß der Bildhauer sie hätte als Modelle gebrauchen können. Im Ganzen finde ich indeß die berliner Figurantinnen jünger und hübscher. — Die Cinti sang brav; doch macht die Schätzel mit ihrer jugendlichen und frischen Stimme keinen geringern Eindruck. Nourrits Stimme ist in einzelnen Momenten noch stärker und kräftiger, als die Baders, aber nicht so herzlich; auch würde ich des letztern eb-

leeres, phantastisches Spiel, dem abgebrochenen, wilden Nourrits vorziehen. Des letzten kurze, dicke Gestalt mißfiel mir, zu Pferde sah er lächerlich aus, und im letzten Akt machte er auf mich keineswegs den Eindruck, den Bader hervorbringt. Überall fiel mir die unangenehme Tonlosigkeit der französischen Sprache auf, nur die englische mag noch unmusikalischer seyn. Die Desargus ist Monate lang in Paris gewesen, um der Noblet die Künste abzulernen, und bestrebt sich allerdings viele von den Bewegungen nachzuahmen, die ohne Text kein Mensch versteht. Hiermit ist aber den Forderungen noch nicht volles Genüge geleistet: denn außer jenen Bewegungen sind ununterbrochen *Empfindungen* verständlicher Art auszudrücken. Alle jene symbolischen Bezeichnungen nimmt die Noblet ohne Vergleich ruhiger und einfacher, und erreicht damit mehr, als die Desargus mit ihrer Unruhe. Ich möchte sagen, jene giebt einen Thaler, die Desargus 24 Groschen; für den Wechsler dasselbe, aber nicht für den Künstler. Der Kopf der Desargus ist schöner, klüger; aber ihre Heiterkeit widerstrebt dem Ausdrucke schmerzlicher Empfindung, und alle Versuche diese festzuhalten, gehen schnell in unpassendes Lächeln über. Die Noblet vermag gewiß nicht alle Stufen menschlicher Empfindungen (gleichwie Sie, meine Freundinn) in ihrem Gesichte auszudrücken; aber den Ausdruck tiefen Schmer-

zes, den ihr Gesicht als Grundlage bleibend festhielt, schien mir ein vollkommen natürlicher, zu ihrem Wesen gehöriger, so daß der Gedanke an ein Machen und Schauspielern verschwand. Ich glaubte die Wahrheit vor mir zu sehn. — — Genug, die Stumme ist hier keineswegs ein hors d'oeuvre der Oper, und wenn auch die Wirkungen dieser Mimik keineswegs an das hinanreichen, was die Alten (wahr oder fabelhaft) darüber berichten, habe ich doch den Abend hindurch vorzugsweise meine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet, und mehrere Male sind mir die Thränen (nicht bloß in Folge meiner schwachen Augen) über die Backen gelaufen.

Den 22sten März.

Nicht Ihnen, sondern Ihrem unmusikalischen Manne zum Possen, will ich über das gestrige Concert im Conservatorium (den menus plaisirs) Bericht erstatten. Der Saal hat die Form einer sehr länglichen Ellipse. Den untern Raum nehmen Bänke ein, drei Reihen Logen steigen über einander auf, und vor der ersten läuft ein Balkon mit einer Reihe Sitze. Säulen tragen ringsum das Ganze, die Decke ist flach gewölbt, und die feste Wand hinter dem Orchester dem Klange weit vortheilhafter, als ein leerer Raum, oder gar herabhängende Coulissen von Leinwand. Die erste Hälfte des Orchesters ist wenig höher als das Parkett, dann steigt es in vier Abstufungen immer

mehr. Vorn ist der Platz für die Solosänger, zur Seite stehen Diskant und Alt, weiter zurück Tenor und Baß. Ganz zur Rechten und Linken sind in zwei Doppelreihen die ersten und zweiten Geigen aufgestellt, hinter den Sängern die Bratschen und auf den vier hintern Erhöhungen befinden sich Blasinstrumente, Bässe und Pauken. Ich zählte 14 erste, 14 zweite Geigen, 7 Bratschen, 8 Kontrabässe, 10 Violoncells, 3 — 4 Hörner, 3 Flöten, 2 Klarinetten, 2 Oboen u. s. w. Jedem muß die ungemein starke Besetzung der Bässe auffallen, sie schien mir einige Male auf meinem Logenplatze bisweilen zu stark, mag sich aber für andere Theile des Saals eben so rechtfertigen lassen, wie die schwächere Besetzung der Bratschen. Man begann mit der Symphonia pastorale von Beethoven, an der ich sonst wohl allerlei zu mäkeln hatte; die Ausführung war indeß so überaus vortrefflich, daß ich in meinem Leben vielleicht nichts so Vollkommenes gehört habe. Das ganze Orchester, fest, als spiele nur ein einziger Mensch; ein Piano, so zart, daß ich hinabsehen mußte um mich zu überzeugen daß alle Geiger wirklich strichen, ein meisterhaftes Crescendo und ein furchtbar gewaltiges Fortissimo. In den schwersten, schnellwechselnden Stellen alles klar und genau aufs Haar, kein Vordrängen einzelner Virtuosen, die Blasinstrumente überall discret, nirgends übertäubend. Nur in

Folge lebhaften Eifers und sehr vieler gewissenhaften Proben ist so etwas möglich. Hiegegen stehen manche berliner Versuche gewiß zurück; die Ouvertüre aus Euryanthe giebt man indeß bei uns eben so gut. Ein Männerchor aus Euryanthe ging löblich; ein Horn-concert ward gut geblasen, doch zeigte es ein Verkennen dessen, was das Instrument vorzugsweise leisten soll, daß der Komponist (welcher zugleich der ausführende Künstler war) kein Adagio gesetzt, oder auf einige sich dahinneigende Stellen kein Gewicht gelegt hatte. Ein Violoncell-Solo gut, doch nicht vom ersten Range. — Scene aus dem Freischützen von Mad. Cinti zum Theil verkünstelt und im Ganzen kalt und ohne Begeisterung gesungen. Ich ziehe die Seidler, und natürlich auch die Schechner weit vor. — Credo von Cherubini — nicht an den Gott der Christen, sondern an den Jupiter tonans gerichtet, oder eben so gut als Triumphchor in einer Oper zu gebrauchen. Meines Erachtens völlig verfehlt. Diskant und Alt war nur mit 30 Mädchen, Baß und Tenor etwa mit 40 Männern besetzt, die Ausführung ohne Zweifel minder gut als vom berliner Opernchor, und mit den Leistungen der Singakademie auch nicht von fern zu vergleichen. Hiermit hätten Sie, meine Freundinn, kurz und wahrhaft, was mir musikalisch lobens- oder tadelnswerth erschien. Noch aber gehört hieher, daß die Mädchen alle ganz gleich

und sehr einfach angezogen waren; weiß; den Hals mit einem Kragen bedeckt, blaues Leibband. Mad. Cinti mit bloßem Kopf, durch ein Diadem verziert, die Haare fast ganz aus dem Gesicht hinweggescheitelt, weißes Kleid, kleiner, gestickter, zurückgeschlagener Kragen, kurze Aermel mit festen Falten, desgleichen oben an den Hüften; in der Gegend des Knies eine gestickte Guirlande in grünen Blättern, sonst einfach ohne Abzeichen. — Jetzt ist's aber wohl Zeit, von Ihnen Abschied zu nehmen, eine gelehrte Maske vorzubinden und den alten Pergamenten nachzusteigen. Lassen Sie im Wohn- und Schauspielhause einmal fünfe gerade seyn, um Zeit für ihre Freunde zu gewinnen.

Achter Brief.

Paris, den 20sten März.

Die Zeit vergeht, und noch immer komme ich nicht an meine gelehrten Untersuchungen. Aber 50 Briefe in Paris an den Mann zu bringen, kostet Zeit und hat schon aus dem Grunde Eil, weil man erst durch die Lebendigen zu den Todten hindurchdringen kann. Dazu kommt, daß die politischen Bewegungen viele beschäftigen und eine Wahl für die Akademie auch die Gelehrten übermäßig aufregt, weil man dies hier

als einen Gegenstand von hoher Wichtigkeit betrachtet und obenein eine politische Parteisache daraus macht. Deshalb wenden die sogenannten Aristokraten alle Mittel an, Hr. v. P., die Liberalen Hr. Ch. durchzubringen, und ich muß alle diese Stürme abwarten, bevor ich (Anfangs der nächsten Woche) mit gutem Winde segeln kann. Unterdeß sehe, höre, beobachte ich mancherlei, was freilich noch sehr vereinzelt dasteht, oder doch schon jetzt zu meiner Belehrung dient. So z. B. sagte mir ein Kabrioletführer: Sie sind sehr glücklich in ihrem Vaterlande! — Warum? — Parceque vous n'avez pas ces bougres, ces foutus gueux etc. — Er zeigte auf einen katholischen Geistlichen, der vorbeiging! — Die Ursachen solcher Erscheinungen mögen liegen, wo sie wollen, der Tadel mag treffen, wen er will; unser Zustand, wo kein berliner Kutscher jemals von einem protestantischen Prediger so sprechen würde, ist der gesundere.

In der Stummen von Portici sah ich die Familie Orleans. Der Vater ein altes, treuherziges Gesicht, die Mutter einst vielleicht eine wohlgebildete Frau. Der Duc de Chartres gescheuten Ansehens, die ältere Tochter blonder, die zweite brauner. Jene gleicht der Hofdame Fr. v. S—n in D—n. Beide Mädchen waren höchst einfach angezogen, die ältere mit freier Stirn und Seitenlocken, die zweite ohne alle Locken. Hüte und Hauben sind im Ganzen klei-

nen und geschmackvoller als in Berlin; ein Paar Damen, welche der allerneuesten Mode zu folgen schienen, hatten die Haare nicht bloß aus dem Gesicht weggestrichen, sondern wie weggewaschen, wodurch das Ganze ein kahles, etwas dummes Ansehen erhält und im Verhältniß zur Breite viel zu lang erscheint. Selbst das schönste Gesicht kann dieses Verfahren nicht ertragen, was soll nun gar aus den andern werden? So verletzt man überall Maß und Schönheit, und geht von einem Äußersten zum andern über. Erst behangen wie die Bologneserhunde, daß kaum die Nasenspitze hervorguckte, und nun so kahl, wie ein nacktgeschorner Pudel.

Paris, den 21sten März.

Als ich gestern Abend 9 Uhr Deinen Brief erhielt, hatte ich mich schon hingelegt, aber nicht um liegen zu bleiben, sondern um mich für zwei noch bevorstehende Soireen, beim Grafen S. A. und dem Herzoge von B., zu stärken.

Wie ich, laut der, die Namen ausrufenden Bedienten beim Eintritte in die beiden Gesellschaften geheißen habe, weiß ich nicht mehr; gewiß hieß ich nicht Raumer. Überall elegante Einrichtungen, Sophas neben dem Kamine hingestellt, meist für die Damen; niedrige, oder auch keine Stühle für die Herren. Doch hievon später mehr, denn gestern war natürlich

meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Menschen gerichtet. Der Graf S. A., Verfasser der Geschichte der Fronde, ist ein Mann so verständig, als angenehm; sie eine noch schöne, sehr einnehmende, kluge Frau. Nach kurzer Frist erschien Mad. Rec—r, was mich veranlaßte, eiligst meine Brille aufzusetzen. Sie war ganz weiß, ganz einfach angezogen, und hatte einen weißen, keineswegs großen Hut auf, ohne alle farbige Tändelei. Also eine pariser Patentfrau, gegen die keine Berlinerinn Einwendungen machen darf; angezogen, völlig nach meinem so oft vertheidigten Systeme, und in ähnlicher Weise die Gräfinn S. A. und ihre Töchter. .... Bei Erwähnung des Theaters waren alle einstimmig, daß die Aufnahme eines Stücks hier wesentlich von der — Politik abhange, was denn doch ein noch schieferer Maaßstab ist, als wenn bei uns die Formeln einer philosophischen Schule angelegt werden. Graf S. A. erinnerte sich beifällig, er habe die Crelinger hier lesen hören, und schließe günstig auf ihre Darstellungen. Ich ließ es an kurzen, aber deutlichen Lobeserhebungen nicht fehlen. Alle erkennen in der Mars die Hauptstütze des Theatre français. — Daß die politischen Verhältnisse erwähnt und die Auflösung der Kammern beklagt wurde, versteht sich von selbst. Viele Deputirten, die mit Mühe und Kosten hierher gereiset sind, ihre Familie wohl mitgebracht und sich eingerichtet haben, werden plötz-

lich nach Hause geschickt. — Du kannst denken, daß schon dies, abgesehen von allen größern Gründen, sehr verstimmt. Doch heut nichts von Politik, so unangenehm mir es auch persönlich seyn muß, wie vor zwei Jahren den Reichstag nicht zu sehn.

— — — Ich wandte mich zu den jungen Gräfinnen, die an einem besondern Tische mit Musik beschäftigt waren. Ehe ich aber eine französische Periode im Munde zurecht drechselte, redete mich die eine in reinem Deutsch an, und ehe ich hierüber meine Verwunderung gebührend an den Tag legen konnte, erfuhr ich, daß nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch die Töchter meine Hohenstaufen kannten. Dies Heilmittel, von jungen französischen Gräfinnen aufgelegt, muß schnell die Wunde heilen, welche der berliner Student meiner etwanigen Eitelkeit beigebracht hat. Im Ernst aber ist der Eifer, sich mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt zu machen, sehr erfreulich.

Eben, als ich weggehen wollte, erschien Sismondi, dessen Aeußeres an Hermbstädt erinnert, und den ich aufsuchen werde. — Beim Herzoge von B. fand ich B. C—t: ein bejahrter, langer, blonder Mann, der in seinen Formen und Bewegungen so natürlich, fast möchte ich sagen lässig ist, daß ich zweifeln möchte, ob er als Redner eine so strenge Haltung hat, wie sie die Athener und Römer verlangten.

Neunter Brief.

Den 21sten März.

So ungemein lehrreich der Aufenthalt in Paris zweifelsohne für eine gewisse Zeit ist, muß es doch schwer fallen, sich so zu isoliren und abzuschließen, wie es nöthig erscheint, um ein Werk der Kunst und Wissenschaft hervorzubringen. Wenigstens gehört dazu ein fester Entschluß und das Gegentheil der Lebensweise, welche ich mir für den Augenblick gern gefallen lasse. Doch soll heut das Studiren auf der Bibliothek ernsthaft beginnen. Einerseits giebt mir dies eine Sicherheit und Beruhigung, ich sey hier nicht bloß ein Pflastertreter; andererseits ängstet es mich, weil darin ein Anspruch auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit liegt, den ich sehr ungern zu Tage lege. In Rom trieb man das ganz incognito, hier fragt jeder, was man suche; und wenn ich gewiß einst selbst das Gefundene nicht auf so viel abschätze, wie man an mich wendet, was soll da der Minister, was werden die sagen, welche mein angebliches Glück beneiden und mich nicht für voll halten? Das beste, was ich für meine Hohenstaufen gewinne, ist vielleicht die Einsicht, wie die Franzosen das Buch gemacht

wissen wollen, und diese Buchmacherei wenigstens verstehen sie im Ganzen besser als die Deutschen. Wenn indeß ein Deutscher mich hier befragte: ob nicht die zwei letzten Theile, der Franzosen halber, in den vier ersten untergesteckt werden könnten? so lag die richtige Einsicht zum Grunde, daß jene zwei Theile kein Lesebuch, kein Fouqué'scher Roman sind (wie Sch. anklagte), und daß die Franzosen sie nie lesen würden. Aus dem Unterstecken des Inhalts (wäre es möglich) würde aber nur folgen, daß nun auch niemand die vier ersten Theile ansehen möchte. Bücher, wie manche von — — — — — u. a. (gründlich, lehrreich, aber kaum lesbar) sollten von einem französischen Buchmacher ins Geschick gebracht, dann von den Verfassern nochmals durchgesehen und nun erst herausgegeben werden. — Außer der historischen Literatur scheint in Frankreich am meisten die dramatische in Bewegung. Das Verwerfen aller Geschichte im Anfange der Revolution, um negativer Abstraktionen willen, ist meist verschwunden; man will Geschichtliches, Positives, obgleich wohl noch nicht recht deutlich geworden ist, wie gut sich dies mit einer echten Philosophie verträgt, ja nothwendig dazu gehört. Redet man doch in Deutschland noch immer von einer historischen und einer philosophischen Schule des Rechts, der Geschichte u. s. w., als sey es nicht thöricht, den organischen Zusammenhang durch solch einen chemi=

schen Gegensatz zu zerstören. — Zur dramatischen Litteratur, behaupten Manche, dränge sich Alles, hauptsächlich weil sie mehr Geld einbringe, als jede andere. Geld aber fällt nur ab, wenn der Beifall groß ist, und dieser steigt in dem Maaße, als man den Wünschen, Vorurtheilen und Leidenschaften der Menge schmeichelt, wenig bekümmert um Kunst und Nachwelt. Daher die Mißhandlung der Könige, Minister, der Vornehmen, so wie sie auch lange genug in Deutschland Mode war; und umgekehrt der Edelmuth und die Vortrefflichkeit der Modehändlerinnen, Maitressen, Spitzbuben und Galeerensclaven. Möchte man aber auch diese äußerlich aufgefaßte Demagogie und manche frühere ungelehrte Aristokratie der Richtungen hingehen lassen; dann ich doch in den gewandten Erzeugnissen, welche Scribe und Andere geben und die das Publikum so begierig in dem Vertrauen verzehrt, es werde ihm keinen Tag eine neue Schüssel fehlen: ich kann in ihnen nichts entdecken, was irgendwo in die Tiefen des menschlichen Gemüths hinabstiege, oder im Flügelschlag wahrer Poesie über das kleine Treiben des gemeinen Lebens erhöbe. Das Schöne und Gute im höheren Sinne hat mit dieser ganzen Dramatik nichts zu schaffen, und von einer Katharsis, einer Reinigung und Heiligung, welche gleichmäßig das Häßliche und das Böse austreibt, ist gar nicht die Rede.

tiefen Alt (wogegen die gerühmte Pisaroni mir schroff und gewaltsam erschien), welcher Umfang bis in den hohen Diskant, ein Vortrag meisterhaft in jeder Beziehung, eine Begeisterung des Gesanges und Spiels, die alles mit sich fortriß und am Schlusse den ungemessensten, verdientesten Beifall hervorrief. Mir war einen Augenblick, als verkündete die edle Spanierinn alles Große und Herrliche was ihr Volk gethan, den tiefen Schmerz des Sinkens und Hinsterbens, die glänzende Freude der Auferstehung, endlich das neue Schwinden aller Hoffnung und den zweiten Tod. Es war ein großer, wahrhaft künstlerischer Genuß, hervorgehend aus der Begeisterung, und sie erweckend: keine unserer jetzigen berliner Sängerinnen ist fähig, solch eine Wirkung hervorzubringen. Der Diskant der Seidler ist klarer, der Milder anklingender, der Schechner voller, der Sontag beweglicher und süßer; aber die Malibran ist eben die Malibran, und in ihrer Weise eine bewunderungswürdige Künstlerinn, die keine Nebenbuhlerinn zu scheuen braucht. — Gern bezahlte ich noch einmal meinen sehr theuren Sperrsitz, um noch einmal so etwas zu hören, und als ich um Mitternacht das Haus verließ, hatte ich noch keinen Augenblick Zeit gehabt, an den Ablauf der Zeit zu denken. Leider geht die Malibran für den Sommer nach London, und alle die andern werden mich eben nicht anlocken.

erscheinen als Nemesis für die Zweideutigkeit oder Schuld seines früheren Benehmens. — — Einige Besuche mißlangen; Mittag aß ich, in Folge einer freundlichen Empfehlung der Mad. Sp., in einer angenehmen Gesellschaft beim Maler Hersent und eilte dann zur entfernten italienischen Oper. Man gab den dritten Akt des Othello von Rossini, die zwei ersten Akte des Figaro und den dritten Akt des Romeo von Zingarelli. Die Malibran sang noch einmal in jedem der drei Werke, und nahm die Aufmerksamkeit so überwiegend in Anspruch, daß alles Übrige daneben kaum bemerkt ward. Othello ist ein für die Oper unpassender Gegenstand, und wie weit stand Rossini hinter Mozart, ja dies Mal wohl selbst hinter Zingarelli zurück. Indeß that die letzte Scene Desdemonas durch Gesang und Spiel der Malibran eine große Wirkung, obgleich die ganze Aufgabe einer Darstellung des wahrhaft Schönen nicht zusagt. Als Susanne singt die Seidler den Diskant noch heller und gleichartiger, doch lautete im Ganzen alles löblich, und die für Cherubim übernommene Arie aus b dur trug die Künstlerinn so meisterhaft vor, daß sie dieselbe (so hart heut diese Forderung auch war) zweimal singen mußte. Endlich die dritte Verwandlung. Madame Malibran als Romeo im Grabgewölbe. Diese Darstellung übertraf Alles, was ich von ihr gesehn und gehört hatte. Welch' herrliche Töne des

tiefen Alt (wogegen die gerühmte Pisaroni mir schrof und gewaltsam erschien), welcher Umfang bis in den hohen Diskant, ein Vortrag meisterhaft in jeder Beziehung, eine Begeisterung des Gesanges und Spiels, die alles mit sich fortriß und am Schlusse den ungemessensten, verdientesten Beifall hervorrief. Mir war einen Augenblick, als verkündete die edle Spanierinn alles Große und Herrliche was ihr Volk gethan, den tiefen Schmerz des Sinkens und Hinsterbens, die glänzende Freude der Auferstehung, endlich das neue Schwinden aller Hoffnung und den zweiten Tod. Es war ein großer, wahrhaft künstlerischer Genuß, hervorgehend aus der Begeisterung, und sie erweckend: keine unserer jetzigen berliner Sängerinnen ist fähig, solch eine Wirkung hervorzubringen. Der Diskant der Seidler ist klarer, der Milder anklingender, der Schechner voller, der Sontag beweglicher und süßer; aber die Malibran ist eben die Malibran, und in ihrer Weise eine bewunderungswürdige Künstlerinn, die keine Nebenbuhlerinn zu scheuen braucht. — Gern bezahlte ich noch einmal meinen sehr theuren Sperrsitz, um noch einmal so etwas zu hören, und als ich um Mitternacht das Haus verließ, hatte ich noch keinen Augenblick Zeit gehabt, an den Ablauf der Zeit zu denken. Leider geht die Malibran für den Sommer nach London, und alle die andern werden mich eben nicht anlocken.

als einen Gegenstand von hoher Wichtigkeit betrachtet und obenein eine politische Parteisache daraus macht. Deshalb wenden die sogenannten Aristokraten alle Mittel an, Hr. v. P., die Liberalen Hr. Ch. durchzubringen, und ich muß alle diese Stürme abwarten, bevor ich (Anfangs der nächsten Woche) mit gutem Winde segeln kann. Unterdeß sehe, höre, beobachte ich mancherlei, was freilich noch sehr vereinzelt dasteht, oder doch schon jetzt zu meiner Belehrung dient. So z. B. sagte mir ein Kabrioletführer: Sie sind sehr glücklich in ihrem Vaterlande! — Warum? — Parceque vous n'avez pas ces bougres, ces foutus gueux etc. — Er zeigte auf einen katholischen Geistlichen, der vorbeiging! — Die Ursachen solcher Erscheinungen mögen liegen, wo sie wollen, der Tadel mag treffen, wen er will; unser Zustand, wo kein berliner Kutscher jemals von einem protestantischen Prediger so sprechen würde, ist der gesundere.

In der Stummen von Portici sah ich die Familie Orleans. Der Vater ein altes, treuherziges Gesicht, die Mutter einst vielleicht eine wohlgebildete Frau. Der Duc de Chartres gescheuten Ansehens, die ältere Tochter blonder, die zweite brauner. Jene gleicht der Hofdame Fr. v. S—n in D—u. Beide Mädchen waren höchst einfach angezogen, die ältere mit freier Stirn und Seitenlocken, die zweite ohne alle Locken. Hüte und Hauben sind im Ganzen klei-

Eilfter Brief.

Paris, den 24sten März.

Mit meinen Arbeiten auf der Bibliothek geht es so vortrefflich, daß ich darüber äußerst vergnügt bin. Nachdem ich die Briefe des Antonio Perez durchgesehn hatte, wagte ich es, sogleich nach wichtigern Handschriften zu fragen, und erhielt zunächst die Berichte, welche ein französischer Abgeordneter, Montreuil, aus England an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den Jahren 1645 — 1650 erstattet hat. Sie sind höchst lehrreich, und ich habe gestern vier Stunden ununterbrochen gelesen und geschrieben, ohne daß ich gewahrte, wie lange ich auf derselben Stelle saß. Morgen ist alles so weit, daß ich auch Handschriften nach Hause erhalte. Ich hoffe, Augen und Gesundheit sollen nicht leiden. Die Gesellschaften hören nächstens auf, und wenn die Malibran fort ist und die Mars nicht spielt, werden die Theater sehr an Reiz verlieren. Schon gestern wußte ich nicht wohin ich gehen sollte, und wählte zuletzt le Dissipateur von Destouches im Theatre français. Der Titel zeigt bereits den Inhalt des ganzen Stücks: zu einem Pfennige Poesie, drei Pfennige Moral. Un-

meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Menschen gerichtet. Der Graf S. A., Verfasser der Geschichte der Fronde, ist ein Mann so verständig, als angenehm; sie eine noch schöne, sehr einnehmende, kluge Frau. Nach kurzer Frist erschien Mad. Rec—r, was mich veranlaßte, eiligst meine Brille aufzusetzen. Sie war ganz weiß, ganz einfach angezogen, und hatte einen weißen, keineswegs großen Hut auf, ohne alle farbige Tabelei. Also eine pariser Patentfrau, gegen die keine Berlinerinn Einwendungen machen darf, angezogen, völlig nach meinem so oft vertheidigten Systeme, und in ähnlicher Weise die Gräfinn S. A. und ihre Töchter. .... Bei Erwähnung des Theaters waren alle einstimmig, daß die Aufnahme eines Stücks hier wesentlich von der — Politik abhange, was denn doch ein noch schieferer Maaßstab ist, als wenn bei uns die Formeln einer philosophischen Schule angelegt werden. Graf S. A. erinnerte sich beifällig, er habe die Crelinger hier lesen hören, und schließe günstig auf ihre Darstellungen. Ich ließ es an kurzen, aber deutlichen Lobeserhebungen nicht fehlen. Alle erkennen in der Mars die Hauptstütze des Théatre français. — Daß die politischen Verhältnisse erwähnt und die Auflösung der Kammern beklagt wurde, versteht sich von selbst. Viele Deputirten, die mit Mühe und Kosten hierher gereiset sind, ihre Familie wohl mitgebracht und sich eingerichtet haben, werden plötz-

wenig erscheinen, und wann und wie lange sie sich einfinden werden. Der Wirth nimmt an daß die Leute sich kennen, und kann ihnen in der That keine besondere Aufmerksamkeit widmen. Daß der Bediente unverständlich den Namen jedes Ankommenden in die Stube hineinschreit, hilft indeß so wenig weiter, als wenn der Haus- oder Familienhund einen anbellt. Wer erst ganz in diesen Gesellschaften zu Hause ist, muß es freilich bequemer finden, wie jemand, der ungekannt hineinfällt. Unähnlich war die Gesellschaft bei B. und G. Dort ein großes Hotel, glänzende Säle, gefüllt mit den mannigfaltigsten Kunstwerken, der Wirth darüber wohl unterrichtet und mit der Haltung eines vornehmen Diplomaten aus altem und reichem Stamme. Neben vielen Gelehrten, auch einige Gesandte und höher gestellte Leute. Das Ganze machte den Eindruck des Aristokratischen im guten Sinne des Worts. Die Gespräche betrafen meist Kunst und Wissenschaft; unter andern erzählte Champollion viel Lehrreiches über Ägypten. Bei G. kam ich früh genug an, um mit ihm einiges zu besprechen; sobald aber die übrige Gesellschaft anlangte, beschränkte ich mich lediglich aufs Hören. Die schmale Treppe auf dem Hofe führte in ein kleines Bibliothekzimmer, und für die ziemlich zahlreiche Gesellschaft war nur ein zweites, auch nicht großes Zimmer bestimmt. — — — Die Männer waren größten-

theils Deputirte oder Fremde der liberalen Partei, und die Gespräche nahmen sogleich eine ausschließend politische Wendung. Mir recht, weil ich viel zu lernen hoffte; allein bald sprach man so schnell, und mehrere so zu gleicher Zeit, daß ich kaum die Hälfte verstehen konnte. Auch war nicht von Politik im Ganzen und Großen die Rede (worüber ja jede Partei ihre fertigen, abgethanen Ansichten hat), sondern meist von den unzähligen kleinen Parteiungen, Wünschen, Zweifeln, Hülfs- und Kunstmitteln und Persönlichkeiten, welche sehr natürlich das tägliche Leben und Treiben ausfüllen, oder durch dasselbe herbeigeführt werden. Darin waren alle einig, daß ein so unfähiges Ministerium, als das jetzige, Frankreich nicht auf lange Zeit beherrschen könne; allein darüber walteten viele Zweifel ob, wie die Stimmen sich bei einer nochmaligen Versammlung, oder zufolge neuer Wahlen stellen dürften. Bei dieser Wahlschlacht werden (neben bessern Gründen) auch wohl Mittel der Gewalt und List angewendet, und das letzte Resultat ist keineswegs durch Weisheit und Tugend unabänderlich bestimmt, sondern geht oft wie aus dem Zufallsrade eines Lotteriespiels im Großen hervor. Dies erscheint als eine fast nothwendige Folge, sobald die Wahlformen nur mit unbenannten Zahlen spielen, alle Qualifikation lediglich auf Geldbesitz hinausläuft, und der Reichstag kein Fundament und keine Seitenmauern

hat. Ist da wirklich eine genügende Bürgschaft der Freiheit vorhanden, wo man Sonntags noch nicht weiß, ob die Majorität von einem Paar Stimmen Montags vorschreiben wird, nach Norden oder nach Süden zu segeln? Wenn alles von unten auf gehörig angeordnet ist, so muß allerdings das Plus und Minus in der letzten höchsten Stelle das richtige Facit nachweisen; addire ich aber nur gewisse Titel der Einnahme und Ausgabe, so kann von einem vollständigen und richtigen Abschlusse kaum die Rede seyn. Seit der Revolution ward Frankreich lange Zeit abwechselnd von einer tyrannisirenden Minorität und einer thörichten Majorität beherrscht; es ist eine höchst schwierige Aufgabe, jener die Mäßigung, dieser die Weisheit beizubringen.

— — — Bourmonts Zug nach Algier ward von mehren verspottet und behauptet: für insgeheim erhaltenes französisches Geld werde der Dey einen scheinbar ruhmvollen Frieden bewilligen. Von der angeblich so vortrefflichen Regierung Ägyptens, wußte Champollion jammervolle Geschichten zu erzählen. Wenn jene die meisten Erzeugnisse nach willkürlich gesetzten Preisen an sich kauft — wie muß sich da das Volk befinden? Die Krokodille erscheinen unter den Thieren als vornehmere Oligarchen, denn die Beis, und lassen meist jeden ungeschoren, der sie nicht schiert. Doch lobe ich mir, im Vergleich mit Krokodillen,

Schlangen und Scorpionen, unsere Ratten, Flöhe und Läuse. Gleichwie die Zahl dieser letzten Völkerschaften in den letzten 40 Jahren um Millionen abgenommen hat, müßte man auch, bei höherer Ordnung und Bildung, jenes colossalern Ungeziefers Herr werden können. — Sobald man seine Blicke über Europa hinausrichtet, spürt man erst, wie es trotz aller Mängel doch das besitzt und erhält, was Menschheit im höhern Sinne zu heißen verdient.

Zwölfter Brief.

Paris, den 26sten März.

Ich thue Unrecht, Dir täglich in Form eines Tagebuchs Nachricht von mir zu geben, wodurch alles vereinzelt und zerstückelt zum Vorschein kommt. Wenn ich Erzählungen und Betrachtungen sammelte und alle vierzehn Tage einen wohlgeordneten und wohlstylisirten großen Brief schriebe, könnte mir der Ruhm eines vortrefflichen Reisebeschreibers nicht entgehn. Andererseits ist jene Methode viel bequemer: wie ich täglich Eurer gedenke, möchte ich Euch auch täglich ein Wort sagen, und die Vorurtheile, Irrthümer, Übereilungen, Stimmungen, kurz alles, was mir in jeder Stunde

durch den Kopf geht, will ich lieber anspruchlos in Eure Hände legen, als die Hälfte verschmähen oder vergessen, ohne daß dadurch die Weisheit des Übrigbleibenden gewönne. So reite ich also fernerhin im Zuckeltrabe meinen Reiseklepper, und trachte nicht danach mir einen Prachtgaul, wie manche Reisebeschreiber, anzuschaffen.

Gestern um zwei Uhr ging ich also, nach gethaner Arbeit, in die institution royale de musique religieuse de France, rue du Vaugirard N. 69. Der Saal ist unbedeutend und faßt außer den Sängern nur 150 — 200 Menschen. Zehn Reihen Bänke steigen allmälig in die Höhe, und hinter diesen folgt nahe an der flach gewölbten Decke, eine etwas theurere Tribune von zwei Reihen. Der Preis für diese Abtheilung beträgt sechs, für jene fünf Franken. Der Dirigent sitzt neben dem Fortepiano; dies wird von einem zweiten gespielt und steht mit der Spitze gegen die Sänger gerichtet. Außer Violoncell und Contraviolon findest Du keine Instrumente. Das Chor bestand etwa aus 100 Stimmen: Tenor und Baß natürlich erwachsene Personen, die Überzahl Kinder, heranwachsende Knaben und etwa zwanzig, zum Theil sehr junge Mädchen. Es ist ungemein zu loben, was Hr. Choron mit diesen Kindern ausgerichtet, welche Sicherheit und Gewandtheit er ihnen beigebracht hat. Indeß behalten die Kinder- und Knabenstimmen bei

aller Frische etwas unfertiges, scharfes und kaltes; Weiber- und Jungfrauenstimmen sind für Ausdruck und Poesie der Musik unentbehrlich, und ich bin (anderer Gründe nicht zu gedenken) sehr entfernt, ihnen die stärkeren und schärferen Stimmen der römischen Kastraten vorzuziehen. Man gab Stücke aus dem 60sten Psalm von Aiblinger, den 100sten von Händel, einen großen Theil der Israeliten in der Wüste von Emanuel Bach, und les cris de Paris nebst der Bataille de Marignano von Jennequin. Neben dem schon ausgesprochenen Lobe über das, was mit den gegebenen Mitteln ausgerichtet ist, muß ich bemerken, 1. daß die berliner Singakademie in Hinsicht auf Stärke und Milde, und besonders in richtiger Auffassung des Charakters geistlicher Musik sehr weit voransteht; 2. war es ein Mißgriff, Bach's, so reich instrumentirtes, Oratorium dem Publikum ohne Orchester vorzutragen, und durch diese lückenhafte Leistung ganz irrige Urtheile hervorzurufen; 3. nahm man die meisten tempi so ungebührlich schnell, daß die Stimmen sich nicht gehörig von einander ablösten und Würde und großartige Haltung verloren ging. — Am Besten wurden die Arbeiten Jennequin's vorgetragen, beide sehr merkwürdig durch die Art, wie dieser Kapellmeister Franz des Ersten strenge Formen mit freiern, und noch mehr, wie er Ernstes und Komisches zu verbinden wußte. Die Bataille de Ma-

rignano ist Erzählung, Triumphgesang, Nachahmung der Instrumente und des Kriegslärms, originell zusammengearbeitet. In den cris de Paris sind die Formeln und Tonfälle, womit alles Mögliche damals in Paris ausgerufen und angeboten wurde, sonderbar aber ergötzlich mit einigen geistlichen Anklängen verbunden, und rasch und geschickt durchgeführt. Es lohnte der Mühe, daß man in Berlin davon Kenntniß nähme.

Den 27sten März.

— — — Heute ist endlich nach langer Kälte das Frühjahr, fast möchte man sagen der Sommer, eingetreten. Denn selbst in unserer Stube ist das Thermometer auf 15 Grad gestiegen. Die Tuilerien sind voll von Menschen aller Art, und im Palais royal spielen die Kinder eine so große Rolle, als sonst im berliner Lustgarten. Wenn das Palais royal, besonders Abends, nicht so angefüllt erscheint als vor zwei Jahren, so liegt dies zum Theil an der Jahreszeit, zum Theil aber auch wohl daran, daß alle liederlichen Dirnen daraus verjagt sind. Ich kann nicht anders als dies billigen; denn die Art, wie sie sich unter ehrlichen Frauen und Mädchen umhertrieben und vordrängten, war durchaus unanständig. —

Vorlesungen halten und Reiserath geben konnte. Ich merke erst hier recht, daß ich ein eifriger preußischer Patriot bin, und meine Ansichten über das Verhältniß und die Eigenthümlichkeit der französischen und deutschen Freiheit, finden täglich Bestätigungen. Beliebt kann ich mich damit aber freilich so wenig machen, als mit meiner Abhandlung über den Aristoteles, welche Frankreich keineswegs als lebendigen Mittelpunkt der neuen dramatischen Poesie betrachtet. — Beim Nachhausegehn, als ich von dem Kai aus die Tuilerien, den Louvre und die ungeheure mit Lichtern noch hier und dort besternte Stadt vor mir liegen sah, trat es mir lebhaft vor die Seele, daß dies alles nicht da wäre ohne den Geist, daß es nur da ist, sofern ein Geist es sieht und denkt, daß, den Geist hinweggedacht, sogleich die wahre und schlimmste Nichtigkeit unbesiegbar hereinbricht. Wird einst Paris so in Wüsten und Sümpfen begraben seyn, wie das hunderttthorige Theben? Stärkt sich der Tod nicht in gleichem Maaße wie das Leben sich mehrt? Haben Jahrtausende jenem auch nur das Geringste abgewinnen können? Bricht er nicht übermüthig die Ewigkeit in kleine Stücke und wirft Zeit und Zeitlichkeit hohnlächelnd in sein kaltes Chaos, wo man nicht sieht, hört, denkt, fühlt oder liebt? Kein positiver inhaltsreicher Gedanke, selbst der Gedanke der Hölle, ist nicht so schrecklich, als diese bloße Verneinung, dieses

Erwähnung. Keine Spur von Anmaßung, Vornehmthuerei, Auslegen des Reichthums u. dgl., und eben so wenig Ziererei mit Herablassung, leichtem Tone, Natürlichkeit; sondern alle wahrhaft natürlich und unbefangen, daß mir dabei recht wohl zu Muthe ward, und ich mich freute daß der Reichthum nicht nothwendig den Kopf verdreht. Die Baronin S. R., schon Großmutter, sieht noch so jung aus, als sey sie selbst eben erst verheirathet; die unverheirathete Tochter könnte man heirathen, selbst wann sie gar kein Geld hätte, und die Schwiegertochter würde in allen Verhältnissen für eine gebildete, eigenthümlich reizende Frau gelten. Der Sohn, welcher einst bei mir Kollegia hörte, ist jetzt in Berlin, und sein damaliger Hofmeister B. erneuerte zuvorkommend meine Bekanntschaft.

Von R. fuhr ich zum Herzoge von B. Es liegt, wie gesagt, in der Natur dieser Gesellschaften, daß für Leib und Seele nicht recht viel dabei herauskömmt, insbesondere so lange man die Personen keineswegs genau kennt. Der Wirth empfing mich sehr höflich, aber er hatte vielfache Pflichten; Miß R. stellte mich einer sehr hübschen Frau vor, mit der ich mich eine Viertelstunde recht gut unterhielt, dann aber ging sie fort. Nun war ich verlassen, bis eine zweite Präsentation statt fand, und ich einem hiesigen Professor G., der nach Deutschland reisen will, patriotische

einzigen Gedanken ist mehr Leben und Seyn, aneignende und erzeugende Kraft, als in allen Wäldern und Gebirgen.

Vierzehnter Brief.

Den 29sten März, Montags.

Der gestrige Sonntag ist zum geringern Theile der Arbeit, zum größern Theile Besuchen und geselligen Vergnügungen gewidmet worden. Zuerst ging ich abgeredetermaaßen zu B., dem Herausgeber der alten französischen Chroniken. R—r hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben, wofür ich danken muß, so nachtheilig auch andere berühmte Männer von jenem sprachen. — —. — Ich ließ mich durch diese Äußerungen nicht abschrecken zu behaupten: B. habe Bekanntes wohlfeiler und bequemer, Seltenes und Unbekanntes zum ersten Male dem Publikum mitgetheilt, und das sey und bleibe ein großes Verdienst; möge ein Anderer kommen und es besser machen. Ich fand an ihm einen lebhaften, thätigen, und so weit ein Gespräch es zeigen kann, wohlunterrichteten Mann, der mir manchen nützlichen Rath und brauchbare Nachrichten mittheilte und sich zu fernerer Hülfe erbot

Aufheben alles ächten Seyns. Alle Kraft schwindet vor dieser Leere; wo man nichts fassen, auf nichts wirken, nichts festhalten, nichts verändern, nichts erzeugen kann. Sogar der allein allmächtige Talisman des Glaubens wirft seine erleuchtenden Strahlen mehr zurück auf den, welcher ihn trägt, als daß er das ewige Jenseits inhaltsreich darstellen, mannigfach entwickeln und den Sprung vom Leben zum Tode durch eine Brücke so ausfüllen könnte, daß der Gegensatz von hier und dort ganz aufhörte. Er soll aber auch nicht aufhören, oder unbedeutend und gleichgültig erscheinen! — Der Stein scheint der Ewigkeit am meisten abgewonnen zu haben, unverändert dauert er Jahrtausende; manche Pflanze widersteht Jahrhunderten; an lebendigen Geschöpfen hingegen offenbart sich vor allem die Vergänglichkeit, und die Schönheit des Lebendigen verschwindet wiederum noch schneller als das kurze Leben. Sollen wir um jener Dauer willen dem Steine das ächteste und höchste Daseyn zugestehen? Umgekehrt; jene bloße Dauer ist ein Nichtiges. Mit dem Wechsel und der Beweglichkeit beginnt erst das Leben, und jene Betrachtungsweise, welche der Materialismus für sich anführt, bringt mich dahin erst im Geiste ein ewiges Leben, ein ächtes Seyn anzuerkennen. Er allein weiß von sich und andern, er ist fester als Eichenholz, dauerhafter als Granit; ohne ihn ist überhaupt *Nichts*. In einem

treten. Die Meinung: beide Kammern dürften ohne weiteres Zwischenereigniß bis zum ersten September prorogirt bleiben, nimmt täglich ab, und der Glaube an baldige Auflösung derselben und selbst an Modificationen im Ministerium steigt. Als Hr. S—y bei V. eintrat, hielt sich das Gespräch noch fester an der Politik. — Preußen (das konnte ich auf seine Fragen antworten) sey nicht bloß liberal gesinnt, sondern habe wesentlich und ächt Liberales durchgeführt und ohne Revolution die Zwecke der Revolution erreicht. Die Liberalen Frankreichs möchten nun aber auch nicht von Eroberungsplanen gegen Preußen sprechen, und ein natürlich freundliches Verhältniß dadurch stören. Statt an Preußen eine Vormauer gegen Rußland zu besitzen, werde jene Macht alsdann nothwendig eine Vormauer Rußlands gegen Frankreich. Obgleich Hr. S. dies alles zugab, lag ihm doch die alte Arrondirungspolitik am Herzen, und er meinte, Preußen gewinne wenn es die Rheinlande loswerde, und dereinst dies und das in Deutschland nehme, um seinen Wuchs und seine Gestalt zu verbessern. Ich erwiederte: solcherlei Ansichten wären sonst in Preußen auch wohl gäng und gebe gewesen, jetzt aber größtentheils ausgetrieben, weil sie in letzter Stelle auf einer verwerflichen Ansicht von Staat, Recht und Politik beruhten. Preußen arrondire sich in Deutschland weit besser, sofern es an die Spitze der gei-

Auch diesmal schien es mir deutlich, daß die hiesigen Gelehrten in scharfe, oft gar nicht wissenschaftliche Parteien zerfallen, und nach der bürgerlichen oder politischen Trennung, Lob und Tadel abgemessen und vertheilt wird. — Von V. begab ich mich zu B., den ich früher verfehlt hatte. Ich möchte ihn den mittheilendsten unter den Gelehrten nennen, die ich bisher in Paris kennen lernte; wenigstens kamen wir sogleich in ein eigentliches Gespräch über Geschichte und historische Kunst, und nächstdem über die öffentlichen Verhältnisse in Frankreich und Preußen. Ich behauptete hiebei: jedes Volk habe oder bedürfe seine eigenthümlichen Bürgschaften der Freiheit, und die Abstraktion, welche überall gleiche Formen, Richtungen und Überzeugungen verlange, gerathe nothwendig in das Leere und Verkehrte. Sonderbar, daß die Franzosen überall behaupten, die Leiter und Anführer für die Entwickelung aller Völker zu seyn, und dann doch (wenn man im Einzelnen auf den Grund geht) alles Treffliche und Bewunderungswürdige eigentlich erst in die Zukunft legen. So z. B. in ein künftiges Ministerium, eine künftige Communalordnung, eine künftige Zollrolle, eine künftige Unabsetzbarkeit der Beamten. Wenn die letzte jetzt plötzlich einträte, sprach B., würde Frankreich so arg verwaltet werden wie die Türkei. Man sieht also Rettung in der Willkür, und meint immer, nächstens werde die allerletzte ein=

treten. Die Meinung: beide Kammern dürften ohne weiteres Zwischenereigniß bis zum ersten September prorogirt bleiben, nimmt täglich ab, und der Glaube an baldige Auflösung derselben und selbst an Modificationen im Ministerium steigt. Als Hr. S—y bei V. eintrat, hielt sich das Gespräch noch fester an der Politik. — Preußen (das konnte ich auf seine Fragen antworten) sey nicht bloß liberal gesinnt, sondern habe wesentlich und ächt Liberales durchgeführt und ohne Revolution die Zwecke der Revolution erreicht. Die Liberalen Frankreichs möchten nun aber auch nicht von Eroberungsplanen gegen Preußen sprechen, und ein natürlich freundliches Verhältniß dadurch stören. Statt an Preußen eine Vormauer gegen Rußland zu besitzen, werde jene Macht alsdann nothwendig eine Vormauer Rußlands gegen Frankreich. Obgleich Hr. S. dies alles zugab, lag ihm doch die alte Arrondirungspolitik am Herzen, und er meinte, Preußen gewinne wenn es die Rheinlande loswerde, und dereinst dies und das in Deutschland nehme, um seinen Wuchs und seine Gestalt zu verbessern. Ich erwiederte: solcherlei Ansichten wären sonst in Preußen auch wohl gäng und gebe gewesen, jetzt aber größtentheils ausgetrieben, weil sie in letzter Stelle auf einer verwerflichen Ansicht von Staat, Recht und Politik beruhten. Preußen arrondire sich in Deutschland weit besser, sofern es an die Spitze der gei-

stellte ich, um meine Kenntnisse zu erweitern, unbekannte Gerichte: Soupe à la Condé, Erbsensuppe; Boeuf à la Bretagne, Rindfleisch mit weißen Bohnen; wäre mir zu gutem Glück nicht beigefallen, was canard à la purée sey, hätte ich (der ich stets darauf ausgehe, ganz leichte Speisen zu wählen) in einem Mittag gelbe Erbsen, weiße Bohnen und graue Linsen essen müssen. Jetzt sollte der famose Hernani besucht werden, obgleich die Berichte über ihn nicht anziehend lauten. Ich stelle mich an eine queue, höre aber nach einiger Zeit, sie sey die der Logen. Da ich nun als guter Hausvater für diese matte Romantik nicht 2 Thlr. 12 Gr. ausgeben wollte, ließ ich mich zu der queue des Parterres hinweisen. Nachdem ich hier eine halbe Stunde ausgehalten, vernehme ich: an diese queue hielten nur Leute fest, die bereits ein Billet gelöset hätten. Zum dritten Male an das Hintertheil eines unendlich langen Wurms von Kauflustigen gewiesen, verging mir die Geduld und ich wanderte fort, ungewiß, ob ich bei den Italienern oder in der großen Oper mein Heil weiter versuchen sollte. Endlich entscheide ich mich für jene, stehe auch hier eine Ewigkeit, werde dann beim Eröffnen der Kasse so gedrängt, wie ich es seit meiner Gymnasiastenzeit nicht erfahren habe, und erhalte (da auf andern Wegen Andere schon früher eingedrungen waren) für meinen Thaler den letzten Sitzplatz an

der Thür, welchen alle Ein- und Ausgehenden zum Fußschemel ihrer schmutzigen Füße machen. — Wäre der Besuch des Theaters nothwendig mit so viel Leiden und Märtyrerthum verknüpft, ich würde hinsichtlich dieses Gegenstandes gewiß ein Puritaner! — Man gab, zum Benefiz der Heinefetter, Rossini's in einen Akt zusammengedrängten Barbier von Sevilla, und drei Akte von Mozart's Figaro. Eine verkehrte Methode, Kunstwerke umzugestalten und zu beschneiden! Freilich, wo Gedanke, Einheit, Gliederung und Zusammenhang fehlt — läuft alles auf eins hinaus. — Zufällig hatte ich Rossini's Barbier noch nicht gehört. Warum sollte ich jenen nicht loben, wie könnte ich sein großes Talent jemals leugnen? Mir war's, als sähe ich diesen musikalischen Restaurateur de l'Europe, wie er, an seinem reichgefüllten Kessel sitzend, unermüdet mit großem Löffel seine neugeprägten Silberlinge hoch emporschleudert. Sie bewegen sich spielend und glänzend in der Sonne, fallen dann den staunend umherstehenden Sängern in das aufgesperrte Maul, werden von diesen eiligst in unzählige noch weit kleinere Centimen zerdrückt, zerkaut und zerbissen, fliegen nun glatt und gepräglos aus jenen Maulfontainen nochmals in die Höhe und kommen endlich, fast in ein Nichts aufgelöset, als Staub in die Augen und Ohren der klatschenden und niesenden Zuhörer und Zuschauer. Mir ward denn doch ganz

wohl zu Muthe, als ich aus diesem bunten blauen Dunst, aus diesen regellos umherfliegenden Schwärmern der Willkür, in die gesetzmäßigen Bahnen eintrat, auf welchen Mozart wie ein seliger Geist durch den weiten Himmel siegreich einherzieht. Maaß, Ordnung, Schönheit, Mannigfaltigkeit reichen sich die Hand, und während Rossini das zweideutige Stück noch zu überpfeffern und durch Karikatur pikant zu machen sucht, hat es Mozart aus der Gemeinheit in eine edlere Region hinaufgehoben, wo Heiterkeit und der leichte Scherz unerschöpflicher Melodien, nicht den geringhaltigern Boden erblicken läßt, über welchem man sorglos dahinschifft.

Obgleich Mozart etwas in's Italienische übersetzt war, blieb er doch unverwüstlich, und obgleich Susanne der Malibran weniger zusagt als manche andere Rolle, habe ich mich doch wieder, besonders an der Arie Cherubims, welche größere Gemüthsbewegungen ausdrückt, sehr ergötzt. — Manche Scenen werden hier ganz falsch genommen, z. B. die, wo Figaro singt: non più andrai farfallon. Er stand fast still, der Page (Mad. Amigo) rührte nicht Hand noch Fuß, und Susanne machte sich etwas in allen Stubenwinkeln zu thun. — Die Heinefetter sang in beiden Stücken recht brav, und besonders war die Einfachheit des Vortrags in der einen großen Arie sehr zu loben, doch wird sie die

Mallibran, Sontag, Schechner schwerlich je errei=chen und muß auf ihr Spiel noch viel größeren Fleiß verwenden.

Sechzehnter Brief.

Mittwoch, den 31sten März.

Um zu zeigen, wie man bereit sey mich mit Wohl=thaten zu überschütten, gab mir gestern ein Biblio=thekar das Verzeichniß der Briefe, die in einer einzi=gen hinzugekommenen Unterabtheilung der königlichen Bibliothek befindlich sind. Ich könnte daran bis an mein Lebensende lesen, und wäre doch nicht fertig; daher werde ich sie vor der Hand um so eher zur Seite liegen lassen, als andere Quellen, z. B. ge=sandtschaftliche Berichte, größere Ausbeute darbieten. Mittags war ich in einer kleinen angenehmen Gesell=schaft, bei Madame B. Nach preiswürdiger Mahl=zeit ward von hinzukommenden Herren und Damen unter Hummel's Leitung mancherlei Mehrstimmiges aus einer seiner Messen löblich vom Blatte gesungen. Nachher fantasirte Hummel, ohne die jetzt modige, wilde, sinnlose Teufelswirthschaft, mit Maaß, An=muth und Geschmack. Meinem Urtheil über den Ge=

sang der Pisaroni stimmte Hummel ganz bei. Den meisten hiesigen Liebhabern scheint aber das Aparte, Sonderbare, Effektvolle mehr zu gelten als Anmuth und Adel. Auf mich thun, wie gesagt, die edlen Töne der Malibran weit größere Wirkung, als das ungemessene Treiben der Pisaroni.

Donnerstag, den 1sten April.

— — — Nachher wurden Verse von Lamartine vorgelesen, und die Gräfinn war allein unzufrieden mit der Art und Weise, wie alle Übrigen sie aufnahmen und kritisirten. Vor deutschem Richterstuhle enthielten sie guten Theils freilich nur oft Gesagtes über menschliche Schicksale, Glück und Unglück, Tod und Unsterblichkeit. Den Franzosen wurden indeß diese Dinge keineswegs oft und mit großartiger Kraft vorgeführt; sie sind keine lieus communs und sollen es nie werden. Sonst wären es auch Frühling, Jugend, Liebe — und es bliebe zuletzt gar keine Poesie übrig. Darauf geht aber jene meist persiflirende Kritik hinaus. Wenn alles in Sprache, Gedanken, Gefühlen ganz regelrecht, klar, verständlich, handgreiflich wird, verschwindet alles Geheimnißvolle, Bezugreiche, Wunderbare, und man ist, wenn nicht in kalter Philisterei seßhaft, doch gewiß in das Gebiet der bloßen Prosa hineingerathen. Lamartine, von Jugendhoffnungen sprechend, hatte z. B. ungefähr den Ausdruck

gebraucht, sie lebten dans un palais flottant. Nun ward untersucht, was das sey, ob und was man dabei denken könne, ob ein Palast nicht feste Grundlagen haben müsse, ob er zu schwimmen im Stande sey u. s. w.? Warum nicht? Ist ein Linienschiff kein schwimmender Palast? Haben die Franzosen nicht den Ausdruck chateaux en Espagne angenommen, die gar in der Luft schweben? Sind ihre ministeriellen Palais, ihre Wahl- und Communalgesetze u. s. w. nicht alles palais flottants sehr prosaischer Art? Jene negative, zersetzende, unbegeisterte Kritik zerfrißt nicht bloß französische Verse, sondern selbst Aeschylus und Dante widerständen dieser Chemie und Anatomie nicht. Das Geheimniß, wie morgen der Curs der Staatspapiere stehe, beschäftigt mehr Franzosen, als das Geheimniß ihrer eigenen Brust und des unerforschlichen Daseyns. Zahl und Maaß sind nur zu oft ihre Universalmittel: daher Zahl der Sylben, der Theater, der Thalia, der Köpfe der Wähler u. s. w.; und doch ist das Quantitative überall nur die unterste Stufe, und Geist, Leben und Individualität beginnt erst mit dem Qualitativen. Die Gräfinn fühlte ganz richtig das Unheimliche und Zerstörende jenes Verfahrens, und wenn es sich geschickt hätte, würde ich ihr mit deutschem, schwerem Geschütz zu Hülfe gezogen seyn. Sie schenkte mir ein Billet zur heutigen Einführung Lamartine's in die Akademie. Da mir diese erhabenen Institute immer in den Dunst-

kreis der Langenweile eingehüllt zu seyn scheinen, war ich willens, das Billet für ein Concertbillet zu vertauschen. Ich machte aber den Handel rückgängig sobald ich hörte, welch außerordentliche Gunst jene liebenswürdige Frau mir erwiesen hatte; denn Tausende trachten hier vergebens nach solchen Billetten, so sehr ist es Mode, sich daselbst im höchsten Glanze zu zeigen. Das heißt, alle Frauen, die auf Schönheit, Geschmack, Literatur Anspruch machen, halten es für ihr Recht und ihre Pflicht, zu hören, wie der alte und neue Akademiker ihre louanges aufeinander abschießen. Überzeugt, daß ich wenig davon hören und verstehen werde, soll mich mein Fernglas begleiten, und ich werde das S e h e n dem H ö r e n voranstellen.

Um halb zwölf Uhr in der Nacht kam ich zum Baron G., und als ich nach ein Uhr wegging, begegnete ich noch Damen, die erst anlangten. G., ein geborner Italiener, ist der beste Maler unter allen denen, welche die Franzosen ihrer Schule beizählen möchten; aber freilich stimmt seine Weise nicht mit der ihrigen. Auch weiß der geistreiche Mann alle Eitelkeiten der Franzosen nach allen Richtungen hin (z. B. gestern die akademischen Eitelkeiten) so gewandt zu berühren und zu persifliren, daß sie mitlachen müssen.

Siebzehnter Brief.

Freitag, den 2ten April.

Das war gestern ein Tag, wie man ihn nur in Paris erleben kann. Zuvörderst zu Bette gegangen nach Anbruch des neuen Tages, dann auf der Bibliothek Depeschen des Hrn. Desmarets (vielleicht eines alten Vetters) gelesen, hierauf réception de Mr. Lamartine à l'académie, Spaziergang in den Tuilerien, Essen im Palaisroyal, Abends Theater français, gegen dreiviertel auf zwölf Uhr zu Bett, und heut um sieben Uhr am Schreibtisch. So der Grundriß, oder das Thema, wozu ich aber freilich noch einen Commentar hinzufügen muß. —

Um halb drei Uhr sollte die Feierlichkeit in der Akademie beginnen, und ich glaubte (nach meiner Weise) um dreiviertel auf Eins gewiß zu früh, oder doch so früh zu kommen, daß ich alles in ungestörter Ruhe vorläufig betrachten und meinem Gedächtniß einprägen könnte. Aber siehe, die pariser Damen hatten noch mehr Zeit übrig, und noch mehr guten Willen gehabt, zu beobachten und sich betrachten zu lassen. Mit Mühe fand ich noch einen Sitzplatz, der indeß

günstig genug lag, um zu sehen und zu hören. Selbst wenn man die Akademiker mitrechnet, welche Alters halber generis neutrius sind und seyn müssen, waren der Damen so viele, daß zwei bis drei auf einen Mann gefallen wären. Sie drängen sich, sagte mir ein Gelehrter, hinzu wie die Bachantinnen; dieser Vergleich mit derlei beweglichen und viel sich bewegenden Personen paßte indeß nur halb; denn sobald sie in diesen Freudensaal oder Nothstall eingefangen waren, sahen sie sich dergestalt eingeengt, daß keine Hand oder Fuß rühren konnte. Nur wenige der jüngsten gingen in bloßem Kopfe, alle übrigen trugen Hüte, die so aneinanderschlossen, oder ineinander verschränkt erschienen, daß man über sie hätte hinweggehen können, wie über eine testudo von römischen Schilden. Keine bestimmte Mode erschien vorherrschend im Anzuge, sobald man die Grundregel, seidene Kleider und Hüte, nicht dafür hält. In Farbe, Schnitt und Verzierung dagegen erblickte ich sehr große Mannigfaltigkeit: also weiße, rothe, lilane, hellblaue, gelbe, grüne Hüte; die beiden letzten Farben und dunkle Kleider jedoch in etwas geringerer Zahl. Das Gebäude oder der Hauptsaal ist eine große, schöne, von oben erleuchtete Rotunde, an welche sich vier Seitenkapellen anschließen. In der Mitte steht ein kleiner Tisch, und in Kreisen, die sich erweitern, laufen die Bänke ringsumher und schließen sich endlich an die

der vier Seitenkapellen an. Über diesen Seitenkapellen oder Amphitheatern finden sich noch besondre Tribunen. Der Präsident, die Sekretaire und die Akademiker haben ihre bestimmten Plätze; hinter dem ersten steht die Büste des Königs. Das Ganze ist amphitheatralisch, wie eine alte arena geordnet, und gewährte einen sehr heitern, gefälligen und so glänzenden Eindruck, wie ich ihn in der Art noch nicht gehabt hatte. Auch kann ich es den Damen gar nicht verdenken, daß sie die seltene Gelegenheit begierig ergreifen sich am hellen Tage, bei günstiger Beleuchtung, so wohl aufgestellt zu zeigen. Doch nicht die Damen, die Akademiker sind ja für mich, Mitglied auch einer Akademie, die Hauptsache. Seit zweihundert Jahren saßen hier immer vierzig Leute, von denen jeder unweigerlich einen feierlichen Eid geschworen hätte, er sey zur Unsterblichkeit prädestinirt. Wenn, laut Falstaff, Kummer und Seufzen den Menschen aufblasen wie einen Schlauch, wie sollen dies die gesetzlichen vanités et louanges nicht thun! Wie kann man sich wundern, daß diese vierzig Stereotyp-bubbles sich eben für das hielten, was ihr Beruf erforderte und man ihnen amtlich und öffentlich bezeugte: für große Leute! Und doch sind die Meisten nur noch in den literarischen Wörterbüchern todter Namen mit sechs, acht Buchstaben vorhanden; alle ihre übrige Weisheit ist verschwunden,

gleichwie die vergängliche Schönheit zuhörender Damen! Während Richelieu, der Stifter der Akademie, wie ein Jupiter, wenn auch nicht mit rosenfarbenem, doch mit dunkelrothem Lichte durch die Jahrhunderte schreitet, sind die Akademiker, welche ihn durch Lobreden erhalten und erleuchten wollten, Sternschuppen vergleichbar nach kurzer Freude in das Dunkel gesunken, und nirgends ist mir mehr als in diesem Tempel gelehrter Gloire die Wahrheit des Wortes in die Seele gedrungen: o vanitas vanitatum, et omnia vanitas! — Lamartine, Daru's Nachfolger in der Akademie sprach nicht, wie viele Akademiker, langweilig gelehrt, sondern wie ein Mann von Geist und Gemüth, dem das Herz voll ist und der auf solch eine Versammlung wirken will. Und wiederum, welch Zeugniß der vanitas, daß dieser Mann in Paris den Franzosen sagen darf: ihre Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts habe gar nichts, ihre Poesie sehr wenig getaugt; Tyrannei sey mit ächter Herrschaft, Anarchie mit Freiheit verwechselt, und der Lebensquell des Christenthums bald verschmäht, bald für andere Zwecke mißbraucht worden! Und bei den Stellen, die am herbesten eingriffen, klatschen Herren und Damen, wie zur Zeit Ludwigs XV beim Anhören des Gegentheils. Wären vierzig Unsterbliche jener Zeit nur auf eine Viertelstunde lebend zugegen gewesen, hätten sie wohl ein Wort von dem Allen begrif-

fen? Doch gestehen wir ein: es ist eine merkwürdige und preiswürdige Wendung der Dinge, daß die gestrige Versammlung solche Worte zu hören bekam. — Cuvier beantwortete Lamartine's Rede wie ein gewandter Rhetor, der in diesem Präsidentengeschäft lange zu Hause ist. Hierauf erschien Hr. L. in der Mitte des Saals, war von Damen enger eingefangen als Hüon im Oberon, und gab ein hachis zum Besten, was die Sachverständigen Ode nannten. Sprache und Deklamation lautete so, daß ich nicht zweifelte, er habe irgendwo einen obligaten Hammel versteckt, der ununterbrochen blöke, um ihn im rechten Tone festzuhalten. — Zu Daru's louanges hätte ein Preuße einige Zusätze liefern können, doch deutete Lamartine die Schattenseiten, wenigstens der ihn bestimmenden Verhältnisse, deutlich genug an, und charakterisirte Horaz (welchen Daru übersetzt hat) mit einer Schärfe, gegen welche sich manches einwenden ließ, ohne daß man den Tiefsinn der Auffassung leugnen konnte. Die Poesie hat andere Elemente und Geschäfte als die Theologie, und das geoffenbarte Wort des Evangeliums bedarf weder der Bearbeitung, noch der Ausschmückung: daher weiset Lamartine zwar mit Recht darauf hin, daß eine gottlose Dichtkunst ihren Tod in sich trägt; indeß füllen Bestrebungen, etwa nach der Weise Klopstock's, keineswegs den ganzen Kreis dichterischen Lebens. Wenn ich mich also oben gegen

die prosaische Kritik der Gedichte Lamartine's erklärte, so bin ich doch nicht der Meinung, religiöse Gedanken und Gefühle machten schon und allein den Dichter. Auf diesem Wege würde der Gipfel aller Poesie ein Halleluja und Hosianna seyn, was doch erst der Musiker eigentlich in das Gebiet der Kunst erhebt. Auch bliebe zuletzt wohl nur lyrische Dichtkunst übrig, die epische verlöre ihr halbes Leben und die dramatische würde ganz hingeopfert.

Aus der Akademie heraustretend, erschien mir der ruhige Fluß der Seine und das Knospen der Bäume in den Tuilerien natürlicher als Vieles, was man zur Natur des Menschen zählt.

Abends gab man im Theatre français pour la dernière répresentation d. Mrs. Armand, Edouard en Ecosse, l'ecole des Bourgeois von Dalainval und les suites d'un bal masqué. Da die Mars (welche während dieser Monate nur im Hernani spielt) ausnahmsweise im ersten und letzten Stücke auftrat, so entschloß ich mich hineinzugehen, gerieth aber in die frühern Betrachtungen über hohe Preise und lange Queues, bis ein altes Weib sich erbot, mich für einen Franken an den Kopf der langen Schlange zu bringen. Ihr Ambassadeur plénipotentiaire verließ seinen Posten, ich, über die Barriere kletternd, nahm ihn ein, hätte aber leicht emigriren und mich wieder à la queue begeben müssen, wenn meine Nachbarn

nicht zum Theil in gleichen Umtrieben begriffen oder nachsichtig gewesen wären. Ich sah und hörte von der zweiten Bank des Parterrs sehr gut. Jünger ist freilich die Mars in den letzten zwei Jahren nicht geworden, aber auch keineswegs zusammengefallen, wie ein altes Gebäude. Sie sah noch immer ungemein wohl aus, und ihre Anmuth und Gewandtheit, die Musik ihrer Stimme setzte mich wie ehemals in die heiterste Stimmung. Obgleich Mad. Menjaud deutlich und präcis spricht, kam's doch zu keiner rechten Wirkung; obgleich Mad. Leverd jetzt so dick ist, daß sie die Arme nicht am Leibe kann gerade herabhängen lassen, verschwand sie doch vor der Mars wie ein Schatten. Doch, ich will nicht unbillig seyn. Die Demerson verdiente auch heut das, schon oben über sie ausgesprochene Lob, und Mad. Desmousson spielte eine reiche Bürgersfrau, die ihre Tochter an einen Marquis verheirathen will, höchst ergötzlich. Unter den Männern verdienen am meisten Erwähnung Desmousson als Mylord Athol, Grandville als Onkel Mathieu, und Michelot als St. Albe. Was ich schon vor zwei Jahren über Armand bemerkte, müßte ich in Lob und Tadel am Schlusse seiner Laufbahn wiederholen. Ich begreife sehr wohl, wie die kleinen hiesigen Theater manchen mehr anziehen können, als die Tragödien des Theatre français; wie man aber um jener willen die bessern, trefflich gespielten Komödien

und die vollendeten Darstellungen der Mars versäumen kann, ist, wenigstens vom Standpunkte der ächten Kunst, nicht erklärbar.

Achtzehnter Brief.

Sonnabend, den 8ten April.

Durch M. B—s Verwendung hörte ich heut die Hauptprobe der Krönungsmesse von Cherubini in der königlichen Kapelle in den Tuilerien. Allerdings eine Krönungs-, Pracht- und Gallamesse, aber nicht galanter als manche von Haydn. Giebt man überhaupt diese etwas theatralische Richtung und Art der Behandlung zu, so war Vieles als brav, tüchtig und originell zu loben. Dasselbe gilt für die Ausführung hinsichtlich des Orchesters, wogegen die Weiberstimmen mir scharf, unrein und alt klangen. Das letzte hatte, wie ich beim Herausgehen bemerkte, seinen natürlichen Grund. Von dem Naturgesetze, daß alle Choristinnen nicht schön sind, machte nur eine junge Italienerinn eine bedeutende Ausnahme. Aus der Messe ging ich zu Vitet. Ich begreife ihn nicht ganz und möchte ihn schelten. Wie kann man ein so hervorragendes Talent haben und es ganz zur

Seite stellen, ganz etwas anderes anfangen wollen? Die Neugier oder Wißbegier jedes wahrhaft tüchtigen Menschen greift freilich nach allen Seiten; aber in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. —

— — — Wenn ich sehe, mit wie jämmerlichen Zänkereien manche jüngere deutsche Schriftsteller ihr Leben, wo nicht ausfüllen, doch verkümmern, wie andere es für ein Glück und eine Ehre halten, als literarische Marqueure Jahr aus Jahr ein eine Klatschbude für das ordinärste Lesepublikum offen zu halten; — möchte ich die jungen Franzosen rühmen. Denn so elendes Zeug, wie bei uns für voll ausgespielt wird, dürfte hier doch keiner im Globe oder einem andern namhaften Blatte zu Tage fördern, ohne literarisch gestäupt zu werden. Auch ist die politische Richtung, in welche fast alle, mit oder ohne Talent und Einsicht, hineingerathen, nicht ohne Würde und Wichtigkeit. Ein Kampf gegen das Ministerium Polignac ist doch etwas Anderes, als ein Kampf gegen Saphir. Wiederum erscheint mir das immerwährende politische Schwatzen, das ewige Wiederholen desselben Themas als eine Krankheit. Wie sonst ein theologisches, muß jetzt jeder täglich sein politisches Glaubensbekenntniß hersagen, und wie ehemals Confessionen jener, gelten jetzt Confessionen dieser Art für ein untrügliches Zeichen aller Weisheit und aller Thorheit, aller Tugend und aller Schuld. Mag einer

sprechen vom Nordpol oder Südpol, von der Ceder oder vom Ysop, von der Analysis des Unendlichen oder von Accouchement, bevor er nicht seine politische Erkennungskarte vorgezeigt hat, wird über ihn nicht geurtheilt, und von dieser hängt es ab, ob man ihn selig spricht oder verdammt. — Unparteilichkeit, nennen theologische Eiferer gemüthlose Indifferenz; politische Eiferer schelten sie Achselträgerei. Es giebt allerdings eine Indifferenz, welche die Religion, eine Achselträgerei, welche den Patriotismus ertödtet; es ist aber dumm und unrecht zugleich, die Kraft und Lebendigkeit eines fieberhaften Zustandes über die Gesundheit hinaufzusetzen und jenen religiöser, patriotischer, poetischer u. s. w. zu finden. Die Unparteilichkeit, welche Recht und Unrecht auf beiden Seiten menschlicher Weise zu erkennen sucht und sich rücksichtslos darüber ausspricht, möchte hier kaum bezweckt, viel weniger gefunden werden; alles soll eine bestimmte Farbe tragen, sonst gilt es nichts. Eben so wie unsere theologischen Puritaner ihre Reinheit darin suchen und setzen, die Gemeinen immer mehr zu verkleinern und immer mehr Christen aus dem Tempel hinauszuweisen; spielen die politischen Puritaner auch à la baisse, und nach den Ansichten der royalistes tout purs ist, mit Ausnahme weniger hundert Menschen, ganz Frankreich schmutzig und ungewaschen. In einem Sinne gewiß wahr, denn wer

ist vor dem höchsten Standpunkte ganz rein und sündenfrei? aber sehr unwahr, sofern die Splitterrichter den eigenen Balken nicht sehen oder nicht sehen wollen.

Der Versuch zwischen den Parteien hindurch zu laviren, hat sehr große Schwierigkeiten; das wird auch Lamartine mit seiner Rede erfahren. So kann der Satz: „die herrschenden Dynastien wären das Ebenbild des Volkslebens, und wenn jene veralteten, gingen auch die Nationen zu Grunde,“ den Franzosen unmöglich gefallen, welche die Bourboniden für abgelebt und verbraucht, sich aber für jung und frisch halten. — Allerdings stehen Herrscher und Völker in einem Wechselverhältniß, so daß z. B. die Hohenstaufen in China nicht zu denken sind; aber jener Satz ist in solcher Ausdehnung ungeschichtlich und unwahr. Ein frisches, kräftiges Herrscherhaus hat wohl ein sinkendes Volk wieder gehoben, und ein tüchtiges Volk hat sich, nach Scheidung von einer unbrauchbaren Königsfamilie, mit einer anderen zu neuem Leben verehlicht. So abstrakte Sätze sagen zuletzt nichts; das Leben und die Geschichte ist viel reicher und mannichfaltiger. —

Neunzehnter Brief.

Paris, den 4ten April 1830.

— — Gestern erschien es mir doch zu theuer, zehn Franken für ein Parterrebillet zu Rossini's Tankred zu bezahlen, um Mad. Malibran singen zu hören, auch mochte ich die Soirée beim Grafen St. A. nicht versäumen. Ich finde dies Haus so häuslich und habe gestern nach einander mit Vater, Mutter und Töchtern dies und das ohne Anstrengung und Ziererei bequem besprochen. Nichts thut in der Fremde wohler, als wenn man sich einmal nicht fremd fühlt. Hr. Professor G., der, um Deutsche und Deutschland kennen zu lernen, nach Berlin reiset, sey Dir und den Freunden empfohlen. Ich weiß, wie angenehm es ist, wenn man durch Empfehlungen in anziehende Gesellschaften kommt. Es ist selten, daß ein Franzose Deutschland für voll und es für der Mühe werth hält, Literatur, Kunst, politische Einrichtungen u. s. w. zu studiren; nun muß man aber einem solchen auch freundlich beistehen, daß er mehr als die bloßen Häuser zu sehen bekömmt.

Gestern ward bei St. A. erwähnt, daß mehrere Leute behaupteten: Lamartine habe Daru nicht genug gelobt. Ich widersprach: denn die Schattenseite, daß er als ein Knecht des Weltstürmers seine Geißel

über die unglücklichen Völker mitgeschwungen und nirgends Herz und Gemüth gezeigt, nirgends erleichtert, Zutrauen gewonnen, Leiden gemildert hat, sollte auch erwähnt, ja es darf hervorgehoben und behauptet werden: diese Klasse herber Gehülfen, die ihre höchste Würdigkeit darin setzten daß sie nicht selbst stahlen, sonst aber zu allen Tyranneien willig die Hand boten, diese haben die unendlichen Leiden jener alles auflösenden Jahre großentheils herbeigeführt. Louanges der Akademie sind noch keine Weltgerichte, und ein Mann, wie Lamartine, mußte den faulen Fleck jener Größe zu lebhaft fühlen, als daß er dies Gefühl ganz hätte unterdrücken können oder unterdrücken sollen. Die Napoleonische Eroberungssucht hat der französischen Eitelkeit nur zu sehr zugesagt: sie ließen sich gern in diese Bahn werfen, ohne zu bemerken oder zu rügen, wie dabei nicht bloß die Entwickelung anderer Völker gehemmt und deren Freiheit gestört ward; sondern wie sie selbst alles dessen verlustig gingen, was sie durch die Revolution bezweckt, wenn auch noch nicht erreicht hatten. Gar gern würden manche Franzosen noch einmal ihre Nachbarn überziehen, und das mittlere Europa muß, obgleich aus verschiedenen Gründen, seine Augen unverwandt nach Osten und nach Westen richten; doch ist das völlig Unconstitutionelle der Alleinherrschaft Napoleons allen Verständigen jetzt so einleuchtend, daß ähnliche

Versuche unpopulär bleiben würden. Vor einigen Jahren war Frankreich fast ganz beruhigt, die Ernennung des Ministeriums Polignac hat alles wieder aufgereizt, und die Macht der Wenigen, welche man die Congregation nennt, ist so groß als unheilbringend. Zu dem Steigen dieser Macht haben die Liberalen durch den Sturz des Richelieuschen und Martignacschen Ministeriums selbst beigetragen, und ihre stete Opposition, das immerwährende Verneinen entsteht fast nothwendig dadurch, daß die Regierung sich die alleinige Initiative vorbehalten hat und keiner als ein bloßer Jaherr erscheinen will. So geht aus dem, wodurch die Regierung sich stärken wollte, der unbequeme Kampf großentheils hervor. Die Liberalen appelliren jetzt an die Wahlen, ganz der Verfassung gemäß; wie, wenn aber das jetzige Wahlgesetz, welches nur die Thaler zählt, eben so wenig die wahre Bürgschaft ächter Freiheit brächte, als die Wahlgesetze, welche vor dreißig Jahren nur die Köpfe zählten? Dann müßten sich die Liberalen gegen das Wahlgesetz erklären; sehr natürlich, ja verständig, obgleich man es als revolutionär bezeichnen würde. Zu einem für die Minister günstigen Resultate der Wahlen sollen die Versetzungen und Absetzungen vieler Präfekten dienen, welche man in diesen Tagen auf bloße Vermuthungen und Möglichkeiten hin mit furchtsamem Muthe ausgesprochen hat. Was soll bei so willkür-

lichem; dummen Verfahren aus der Verwaltung werden? Ist der Präfekt ein Knecht, wird er es überall seyn; ist er es nicht, kann ihn eine Versetzung keineswegs dazu machen. Durch den Moniteur erfahren diese Leute, daß man sie willkürlich und tyrannisch aus allen Verhältnissen herauswirft, und die, welche nicht ganz abgesetzt sind, werden in Landschaften geschickt deren Verhältnisse und Einwohner sie nicht kennen — hauptsächlich damit sie (ich weiß nicht wie und wodurch) die ihnen fremden Wähler lenken und beherrschen sollen! Um einen Wahlakt ad libitum zu vollbringen, wird die ganze Verwaltung auf den Kopf gestellt, in Verachtung gebracht, und der Zweck dennoch nicht erreicht.

Vielleicht ging die Deputirtenkammer zu weit in der Art, wie sie sich gegen das unthätige Ministerium erklärte; aber sie war herausgefordert, und die Unfähigkeit mündlich irgend einzuwirken, kam gar zu kläglich an den Tag. Dieses rhetorische Ungeschick wäre unbedeutender erschienen, hätten die Minister statt die Kammern zu prorogiren, wahrhaft heilsame und populäre Gesetzentwürfe vorgelegt und dadurch ihre Gegner gewonnen oder in erhebliche Verlegenheit gebracht. Der kühne Plan, bis zum September ohne Kammer zu leben und sich im December etwa $\frac{1}{12}$ vorschußweise für 1831 bewilligen zu lassen, ist aufgegeben, gleich dem ein neues Wahlgesetz aus königlicher

Machtvollkommenheit zu erlassen. Hierauf folgte der Coterienstreit für Polignac oder für Villèle; unnütz, sofern die bis jetzt stärkere Gegenpartei keinen von beiden will und die Rückkehr zu dem, amtlich als déplorable bezeichneten Ministerium, unmöglich für ein gründliches Heilmittel gelten kann. Endlich sollte der Feldzug gegen Algier die Stimmen Frankreichs und Europa's gewinnen. Er ist aber hier nur populär bei jungen Offizieren, welche auf Beförderung warten; unpopulär, sofern der Dey dies Mal keineswegs so ganz Unrecht hat (wie Laborde's Schrift erweiset), und man die Ausgabe scheut, den Erfolg unsicher nennt, ja die Folgen eines glücklichen Resultats fast noch mehr fürchtet, als die eines un*glücklichen*. Nach einstimmigen Nachrichten hat der Dey einen großen Schatz, welchen er aus vielen Gründen nicht fortschaffen kann. Nun rechnet das Ministerium mit größter Bestimmtheit darauf: der Dey werde die Kosten des ganzen Feldzugs dergestalt bezahlen, daß vor den Kammern davon gar nicht die Rede zu seyn brauche. Diese Rechnung könnte aber leicht täuschen, und es ist für die innere Freiheit ohne Zweifel höchst gefährlich, wenn derlei recettes extérieures die Kriege bezahlen, den Regenten von allen Bewilligungen unabhängig und jede Rechenschaft angeblich überflüssig machen. Übrigens erheben England und Oestreich, seitdem es mit dem Zuge gegen ihre

Erwartung Ernst wird, gar viele Schwierigkeiten, und er wäre noch vor wenigen Tagen vielleicht ganz aufgehoben werden, wenn nicht das Daseyn des Ministeriums davon abhängig erschiene. Überdies (so erzählt man laut genug) hatte Bourmont schon die Lieferungscontrakte abgeschlossen und dabei vier Millionen erhalten, wovon er drei dem Kardinal und der Congregation abgiebt. Ja, die Fertigung der Rüstwagen und vieler anderen Dinge ist dem hiesigen Hofsattler und Consorten in Entreprise überlassen worden!! Mögen nun diese Dummheiten und Nichtsnutzigkeiten wahr oder erfunden seyn, so viel steht fest, daß, wenn die Sache mißglückt, das Ministerium auf eine Weise zusammenstürzt, die für dasselbe persönlich gefährlich werden dürfte: im umgekehrten Fall könnte der Kampf noch länger dauern, wenn größere Talente sich demselben zugesellten. Zuletzt aber wird (es ist wahrscheinlich, und man muß es hoffen) die Contrerevolution, so wie sie die Glieder der Congregation wollen, nicht gelingen, und Frankreich nach so langen Irr- und Nebenwegen gemäßigt und regelmäßig vorwärts schreiten. Für eine allgemeine, gefährliche Revolution sind keine Gründe vorhanden; niemand will, jeder fürchtet sie. Fremde Einmischung könnte indeß schlafende Leidenschaften erwecken und einigen; darum möge man vorsichtig seyn und davon bleiben.

Zwanzigster Brief.

Paris, den 6ten April.

— — — Die Partei, welche das alte nichtsnutzige régime (wie zur Zeit Ludwigs XV) herstellen und auch alle heilsamen Folgen der Revolution wegwerfen möchte, ist der Zahl nach so klein und dem Geiste nach so schwach, daß sie nichts Wesentliches ausrichten kann. Gefährlicher ist die ultrakatholische Partei durch ihren innern Zusammenhang, ihre stete Beziehung auf das (freilich mißverstandene und schlecht angewandte) Christenthum, die Einigkeit und Festigkeit ihrer Herrscherplane, die Wirkung auf das Volk u. s. w. In letzter Beziehung hindert sie die Vertheilung der Bibeln, die, beim Mangel an Lehrern, so nützlichen Schulen des wechselseitigen Unterrichts, — und lebt wesentlich der Überzeugung: der Ungebildete sey der gehorsamste und beste Unterthan. Bildung und Anarchie, Philosophie und Atheismus gilt ihnen gleich, oder sie suchen diese Gegensätze als gleichbedeutend darzustellen. Kindern, welche jene Schulen besucht haben, verweigert der Priester die Confirmation; ächtes Christenthum (so heißt es) erfordere eine solche Priesterherrschaft. Andererseits sind Manche nicht unnatürlich noch im entgegengesetzten Extreme

seßhaft, und verwerfen Geistliche und Kirche ganz unbedingt; beide Auswüchse rufen sich gegenseitig immer wieder ins Leben.

Sieht man im Bulletin des lois, wie seit sechzehn Jahren fast gar keine wahrhaft förderlichen Gesetze gegeben sind, Frankreich aber doch, wenigstens an Reichthum und Wohlstand fortgeschritten ist, so möchte man die Gesetzgeberei überhaupt nur für Nebensache halten. Andererseits aber mangeln so große Grundeinrichtungen, daß der Wahlspruch des jetzigen Ministeriums: „keine Zugeständnisse!" wahrhaft einfältig erscheint. Die ganze Geschichte besteht ja aus Zugeständnissen und Reaktionen; wer beide verwirft, spricht vom jüngsten Tage. Auch sind viele Zugeständnisse eben so zum Vortheile des Königs, wie des Volks, und das unbedingte Entgegensetzen beider eine Krankheit oder Dummheit, oder beides zugleich. Die Franzosen sehen ein, daß sie eines Königs bedürfen, aber diese kalte Überzeugung reicht nicht aus, nach so langem herben Scheidungsprocesse eine glückliche Ehe mit den Bourboniden zu begründen. Viele meinen: eine zweite Scheidung, wie 1688 in England, habe keine großen Schwierigkeiten, ja sie sey nothwendig, sobald der eine Theil die Ehepakten übertrete und auflöse. Die Zahl der sogenannten royalistes purs (Gegner der Charte und aller constitutionellen Einrichtungen) nimmt täglich ab, und ein coup d'état

in diesem Sinne versucht, würde auf jeden Fall ganz und gar mißlingen. Es kommt also nur darauf an, wie ein Ministerium sich innerhalb der constitutionellen Kreise bewegen will oder zu bewegen versteht. Dem jetzigen kann man in beider Beziehung nicht viel Gutes nachsagen; Polignac ist, abgesehen von seinen geringen Fähigkeiten, als Gegner der Charte verhaßt, und Bourmont wird nicht populär, brächte er auch den Dey von Algier in einem Gitterkasten für die Menagerie mit. In den Ansichten der Liberalen ist gewiß manches einseitig und anderes verwirrt; für die Personen des jetzigen Ministeriums habe ich aber bis jetzt auch noch gar keine Stimme gehört, und die rechte Seite spricht sich bloß in den Formen verschieden, sonst aber eben so aus, wie die linke. Denn die Minorität verlangte ja nur eine höflichere Fassung der Adresse, etwa nach Weise der Pairskammer, welche den König und die Minister an die Verfassung wies, und den übereilt anklagenden Artikel der königlichen Rede keineswegs einräumte oder die Minister lobte.

Einundzwanzigster Brief.

An Auguste Cr—r.

Paris, den 6ten April.

Ihr lieber Brief, meine theure Freundinn, hat mir um so mehr Freude gemacht, da ich lange nichts von Berlin gehört hatte und Sie ihn schrieben, bevor meine an Sie gerichteten Zeilen in Ihre Hände kamen. Möchte die Gesundheit Aller hergestellt und befestigt seyn und Ihr Reiseplan nicht nach dem kalten Norden, sondern nach dem Rhein oder gar bis hieher gerichtet werden. Ihre Händel mit der Direktion haben ganz den Gang genommen, den ein wohleingerichtetes Stück nehmen soll: Verwickelung, Verfolgung, unerwartete Wendungen, Katastrophen, Genugthuung, Lob und neue Verheirathung mit der moralischen Person, welche durch den Gr... R..... dargestellt wird. Des K—s Beifall über die Königinn Sibylle konnte nicht ausbleiben. — — —

Ich hätte eher manches andere Stück Shakspeare's als den Cäsar auf die Bühne gebracht: das gewöhnliche Publikum findet, mit dessen Tode sey eigentlich alles aus, und die weitere politische

Entwickelung und sittliche Nemesis erscheint Vielen überflüssig. Aber nun gar die Umarbeitung, welche für einen veredelten und verbesserten Shakspeare gelten soll! — — — Robert's Bearbeitung von Henry III kenne ich zwar nicht, möchte sie aber ein nicht bloß überflüssiges, sondern auch ein schädliches Werk nennen. Hat denn ein so talentvoller und geistreicher deutscher Dichter, wie er, nichts Besseres zu thun, als ein solches Machwerk seinen Landsleuten mundrecht zu machen, und sind denn die Paar Momente, welche durch Ihr Spiel allerdings Wirkung machen können, Ersatz für die Haltungslosigkeit des Ganzen und das Widerwärtige des Einzelnen? Daß dergleichen Dinge in dem hiesigen Kampfe der ästhetischen Parteien eine Bedeutung erhalten, ist natürlich; unmöglich aber kann man sie uns als ächte Romantik auftischen wollen. Wäre es ein Wunder, wenn Raupach sich den Schneider- und Streckanstalten französischer Schauspiele gegenüber, für einen ganz andern maître tailleur und für ein Wunder hielte? In einer Scene von Kaiser Heinrich den VI. ist mehr Poesie als in dem ganzen Henry, Robert mag daran pressen und keltern, stopfen und flicken, so viel er will. —

Das italienische Theater ist geschlossen, die treffliche Malibran geht nach London und die Deutschen ziehen ein, unter denen Haitzinger und die

Devrient wohl die einzigen erheblichen Talente seyn dürften. —

Vorgestern, den 4ten April, erhielt ich durch Hr. v. B. ein Billet (für Geld sind keine zu haben) zum Concert im Conservatorium. Eine Symphonie von Beethoven in b, und die Ouvertüre zum Freischützen wurden mit der Vollkommenheit gegeben, die ich schon in einem früheren Briefe laut gerühmt habe. Solos auf der Geige und Clarinette verschwanden dagegen, und zwei Opernscenen (eine ernste von Cherubini, eine komische von Catel) waren, aus dem Zusammenhange gerissen, unverständlich und ohne erhebliche Wirkung. Alles französische Singen, besonders im Chore, ist nicht viel werth; die Singakademie überragt weit, weit alle pariser Chöre und die Solosänger von Verdienst sind meist Deutsche und Italiener. Aber jene Instrumentalmusik dürfte die geübteste, zusammentreffendste und gewaltigste in Europa seyn. Wir könnten dasselbe, oder noch mehr leisten; aber statt 20—30 Proben einer Symphonie hält man in Berlin zwei, drei. Die Ouvertüre zum Freischützen mußte, so laut und anhaltend war der Beifall und das Rufen, zwei Mal gespielt werden, was mich im Andenken an Weber sehr rührte. Hätte er doch dies und Ähnliches erlebt: denn er sehnte sich nach Beifall, nicht aus gemeiner Eitelkeit, die auch mit Schlechtem wirken will, sondern aus ernstem Streben, Vollkomme-

nes zu liefern und der Mit- und Nachwelt würdig zu seyn. Überhaupt war es für mich Deutschen ein freudiges Gefühl, daß deutsche Tonkünstler alle anderen hier überflügeln, und ein Franzose neben mir sagte eifrig seinem Nachbar: „nur die Deutschen können so etwas leisten, die sich isoliren, in sich versenken, ganz der Kunst leben; wir gehen in Zerstreuungen und Rücksichten zu Grunde, und arbeiten bloß für eine Soirée, wenn es hoch kömmt, für eine Saison." — Wie in der Poesie, scheinen die Franzosen auch in der Tonkunst, nach Abstreifen unnatürlicher Fesseln, an dem den meisten Gefallen zu finden, was am weitesten von Gesetz und Regel abliegt; und wo mir z. B. Beethoven's Arbeiten in das Willkürliche, Gesetzlose oder Gesuchte überzugehn schienen, ward die beifällige Überraschung am deutlichsten ausgesprochen.

Den 7ten April.

Gestern Abend ging ich in das théâtre des nouveautés und sah Jovial en prison von Theaulon und Gabriel, le mari aux neuf femmes von Leon und Casimir, und Henry V et ses compagnons von Romieu und Alphonse, lauter Vaudevilles, die schlecht gesungen und, mit Ausnahme eines Hr. Philippe, nur sehr mittelmäßig gespielt wurden. Das erste ist ein gewöhnlicher Tagespilz; der Reiz des zweiten scheint lediglich darin zu liegen, daß neun Mädchen

in verschiedenen Landestrachten auftreten. Sie waren aber, trotz dieses Verschönerungsmittels, nicht sehr schön. Im dritten Stück ist Shakspeare à la française eingekocht und, als crouton à la sauce piquante, eine nichts weniger als pikante Liebesgeschichte zwischengeschoben. Der erste Akt beginnt mit einer Prügel= und schließt mit einer Saufscene in der Schenke. Zur letzten wird natürlich gevaudevillt, und zwar (nicht als Parodie, sondern in aller Unschuld und Albernheit) — nach dem ersten Elfenchore aus dem Oberon! So wird dies ätherische, duftige, heiter glänzende, leicht hinschwebende Chor recht eigentlich in irdischen Schmutz hinabgezogen und abgebrüllt. Schwerlich sehe ich während meines Aufenthalts in Paris dies Theater zum zweiten Male; lieber lese ich alte Handschriften, so lange es die Augen ertragen. Grüßen Sie Mann und Kinder von Herzen, was ich Ihnen schreibe, ist ja an ihn mitgerichtet. Ich kann überhaupt nicht jedem besonders schreiben; wer mir antwortet, ist mir aber der liebste Leser. —

Zweiundzwanzigster Brief.

An Hr. Prof. v. H—n.

Paris, den 8ten April.

Unter allen berliner Freunden und Freundinnen hat allein die Er. auf preiswürdige und dankenswerthe Weise aus eigenem Antriebe an mich geschrieben; all' ihr andern wartet mit Unrecht auf besondere Briefe, und sollet doch bedenken, daß ihr die an meine Frau gerichteten mit zu beantworten habt, da ihr sie leset. Also bessert euch! — Wie gut es mir hinsichtlich der Handschriften auf der Bibliothek geht, habe ich schon geschrieben; auch für die Osterwoche erhielt ich eine hinreichende Dosis nach Hause. Sonderbarerweise habe ich noch nichts Erhebliches über die französische Geschichte gelesen, an welche ich doch bei der ganzen Reise vorzugsweise dachte; theils aber wollte ich anfangs dadurch nicht Bedenken erregen oder in die Kreise eines Andern eingreifen; theils ward ich sogleich von zwei andern Seiten fest gehalten. Erstens durch die genaue Analyse aller der in Besançon befindlichen Papiere Granvella's. Zweitens durch eine Reihe von Berichten, welche die französischen Gesandten über England erstatteten. Die ältesten sprechen

von den letzten Jahren der Elisabeth, die jüngsten über die letzten Jahre Cromwell's. Obgleich sie keineswegs sich aneinander schließen, sondern große Lükken lassen, giebt das, was ich bereits excerpirte, eine lange und interessante Abhandlung. — — —

Abends war ich bei G. Berliner Wirthe und Wirthinnen stürben vor Angst, wenn sie in einer so ungemein kleinen Stube so viel Leute aufnehmen und ihnen gar nichts vorsetzen sollten. Ja es sind nicht einmal so viel Stühle als Menschen da, und ein Theil muß nach anständiger, höflicher Reihefolge stehen. Andererseits ist es sehr erfreulich, sofern das Geistige die Menschen hier vorzugsweise zusammenführt und zusammenhält. Unter andern sah ich gestern daselbst Augustin Perier, Lafayette, Benj. Constant und andere merkwürdige Männer. Auch Lerminier der Jurist und Vitet waren da. Mit B. C. gerieth ich in ein längeres Gespräch über sein religiöses Werk, deutsche Literatur u. s. w. Er giebt zu, daß das Wahlgesetz, welches bloß auf Geld Rücksicht nimmt, keine sichere Bürgschaft für die Art der Wahlen giebt; doch sey es einmal da und der Reichthum (besonders der Gewerbetreibenden) wesentlich liberal gesinnt. Die meisten Wähler verdienten das Lob wohlgesinnter, patriotischer Leute, keineswegs aber könne man von ihnen gleichmäßig Einsichten und Kenntnisse allerlei Art fordern. Da indeß die Wahlen von ihnen abhingen,

würde nichts, was ihren Ansichten widerspreche (z. B. über freien Handel), schon deshalb in vielen Jahren noch nicht durchgehen. So hat z. B. Dubois in Nantes, hauptsächlich als ein alter Vertheidiger des Sklavenhandels, obgesiegt. Wollte man jetzt die Wahlformen mehr qualitativ festsetzen, und z. B. einige Wahlen der Universität, den Städten u. s. w. etwa nach baierscher Art zuweisen: so würde das Ministerium schlechthin das Übergewicht bekommen, da alle jene Institute, Genossenschaften rc. ganz von ihm abhängen. — So wäre also der Reichthum das einzige Selbstständige und Unabhängige in Frankreich. Gut, aber keineswegs allzugut: denn die Freiheit der Bürger, Beamten, Geistlichen u. s. w. u. s. w. ist doch mannichfaltiger, einwirkender, vorwärtstreibender, als die der bloß reichen Leute. —

Niemand zweifelt mehr an der Auflösung der Deputirtenkammer, und der König glaubt, er werde sein Ministerium ungestört so lange behalten können, als es ihm gut dünkt. Er hält sich für berufen, die Regierungsweise Ludwigs XIV herzustellen, die nie etwas taugte und jetzt völlig außer der Zeit liegt. Selbst Ludwig XIV oder Richelieu vermöchten das nicht, und sollten es nicht vermögen. Zu einer großen, allgemeinen Revolution ist weder Grund noch Stoff, noch Lust vorhanden; Leute, wie Polignac und Bourmont, erregen durch ihre Kraft keinen Sturm, der

ganz Europa überbrausete. Nur mische sich keiner voreilig in das französische Treiben, sondern jeder fege vor seiner Thür.

Dreiundzwanzigster Brief.

An H. v. R.

Paris, den 9ten April.

Deine Einsegnung ist ein wichtiger Punkt des Lebens, du wirst dadurch in einem der wichtigsten Punkte für großjährig erklärt, und hast dabei, als Schüler Schleiermacher's, mehr Glück als ich. Mein Lehrer, der Hofprediger K., war ein sehr braver und würdiger Mann, verstand aber nicht, Zweifel, Bedenken und Einreden junger Leute zu begreifen und zu widerlegen, nicht durch Kraft der Gedanken sie zu beherrschen, oder durch Tiefe des Gefühls zu begeistern. Daher haben mir erst Umwege und vielfache Studien das Verständniß des Christlichen eröffnet. Freilich steht Manches dann auch desto sicherer und nicht bloß als ein Angelerntes da, man wird zugleich duldsamer, unbefangener und fähig verschiedene Ansichten zu begreifen und zu würdigen. Auf jeden Fall wird dich das ächte Christenthum gegen nichtsnutzigen Leicht-

sinn und thörichte Kopfhängerei gleichmäßig schätzen; du wirst nie vergessen daß es entweicht, wo Demuth und Liebe sich in Hochmuth und Verfolgungssucht umwandeln.

Liebe X — ! Für deinen kurzen Brief will ich dir einen längern schreiben. — Ich ging gestern von der rue Vivienne, wo ich wohne, zum Palaisroyal. Dies bildet ein großes längliches Viereck, rings mit Bogengängen eingefaßt. Zwischen jedem Bogen ist ein Kaufmannsladen, auf's schönste eingerichtet und geschmückt. Du kannst hier alles bekommen und kaufen, was du nur irgend willst, vorausgesetzt, daß du sehr viel Geld hast. Fehlt dies, so verfahren viele Leute genau, so wie ich: sie sehen alle Sachen an, haben darüber ihre Freude und gehen, wenn sie höflichst zum Kaufen aufgemuntert und die Sachen ihnen angepriesen werden, sachte weiter, ohne ein Wort zu sagen. Doch steht auch jedem frei, höflich zu antworten und zu sprechen: man werde ein andermal wiederkommen. Durch den Platz des Palaisroyal laufen mehre zierlich beschnittene Reihen Bäume, die Mitte füllen Grasplätze und Blumenbeete, und ein Springbrunnen mit zehn bis zwölf Strahlen bildet eine große Wassergarbe, die sich besonders im Sonnen- und Mondenscheine sehr gut ausnimmt und dem Ganzen Heiterkeit und Leben ertheilt. — Aus dem Palaisroyal ging ich weiter durch die rue Richelieu

und den Karousselplatz nach den Tuilerien. Hinter diesem Schlosse ist ein sehr schöner Garten, der jetzt im hellsten Frühjahrsgrün prangt. Zunächst dem Schlosse stehen Bildsäulen, dann folgen regelmäßige Garten- und Wasserplätze mit Blumen und Springbrunnen und niedrig gehaltenen Bäumen, damit man überweg sehn könne. In größerer Entfernung vom Schlosse stehen aber große Bäume, die bereits jetzt dichten Schatten geben. Am äußersten Ende der Tuilerien liegt der Platz Ludwig's XV, einer der schönsten in Paris. Rechts führt die rue royale zur Kirche de la Madeleine, die zwar noch nicht fertig ausgebaut ist, aber schon ein großes Säulenportal zeigt, was sich von jenem Platze sehr gut ausnimmt. An dem Eingange in die rue royale stehn rechts und links zwei schöne Gebäude, welche man die Garde meuble nennt, und wo ehemals wohl mehr aufbewahrt ward als jetzt. Von der entgegengesetzten Seite des Platzes führt die Brücke Ludwig's XVI über die Seine zum Palast, wo sich die Deputirten versammeln. Auf dieser Brücke stehn große Bildsäulen französischer Feldherren und Staatsmänner. Ich will dir ihre Namen nicht herzählen, sondern dir ein Büchelchen mitbringen, welches darüber die nöthige Auskunft giebt. Gerade den Tuilerien gegenüber liegen die Champs élisées, dann folgt der Weg bis zum Triumphbogen an dem Thore von Neuilly, endlich weitere Wege bis

nach einem Dörfchen Longchamps. An gewissen Tagen des Frühjahrs nun macht alle Welt zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuß diese Promenades de Longchamps, und ich habe dich einladen wollen, mich dahin zu begleiten; zwar zu Fuß, doch hoffe ich du sollst auf die Weise wie ich dich führe, nicht müde werden, obgleich wir schon von der rue Vivienne an ein gut Stück Weges mitsammen gemacht haben.

Paris, den 10ten April.

Ich habe angenommen, du wolltest gestern nicht weiter gehn, und fordere dich nun zum zweiten Male auf, mich heut bis Longchamps zu begleiten. Wir machen rasch denselben Gang bis zum Platze Ludwig's XV, werden aber hier durch die Menge der Menschen gezwungen, uns langsamer fortzubewegen. Du siehst in der Mitte die sehr breite Allee von Neuilly. In diese treten alle Wagen von der rechten Seite ein, fahren Schritt vor Schritt bis an einen fernen Punkt, wenden um, kehren dann gleichermaaßen auf der linken Seite zurück, und fahren endlich nach der Brücke Ludwig's XVI ab. Beide Seiten der Hauptallee sind also mit einer ununterbrochenen Wagenreihe angefüllt; die Mitte ist den Reitern zugewiesen, und reitende Gensd'armen halten auf die vorgeschriebene Ordnung. Zu jeder Seite jenes Hauptweges findest du eine breite Allee, welche beide ledig-

lich für die Fußgänger bestimmt sind. Der erste Gedanke bei dem Allem ist der: wie groß eine Stadt seyn müsse, welche so viel schaulustige Menschen aussenden könne. Begeben wir uns zunächst unter die Fußgänger, so sehen wir daß die Zahl der Männer weit die der Frauen übersteigt, und an ihren schwarzen oder dunkeln Anzügen eben nichts zu bemerken ist. Auch die Frauen und Mädchen halten die Aufmerksamkeit nicht lange fest, weil wir gewahren, daß sie selbst ihre Aufmerksamkeit nur auf die Wagen richten. Der Versuch, bis zu diesen hinanzubringen, mißlingt, weil doppelte Reihen von Stühlen zur Seite des Hauptweges gestellt und schon längst mit Herren und Damen besetzt sind, die ein Durchbrechen ihrer Verschanzung sehr übel nehmen würden. Deshalb ist's am Besten, wir kehren zum Anfange der Allee von Neuilly zurück, und gehn etwas seitwärts gegen die Brücke Ludwig's XVI hin. Hier sehen wir ungestört und ungedrängt alle Wagen langsam bei uns vorbeifahren, und erreichen hiemit den Hauptzweck unseres Spazierganges. Du bist schon einige Male ungeduldig geworden, weil dich einer bald rechts, bald ein anderer links angestoßen hat und du nicht über die Menschen hinwegsehen kannst. An der jetzt gefundenen Stelle hältst du es schon eine Zeitlang aus, und erfreust dich mit mir an dem bunten Schauspiel. Die prächtigsten Karossen, bespannt mit sehr schönen

Pferden, stolziren vorüber, bis von Zeit zu Zeit die elendeste Miethskutsche, von den jämmerlichsten Mähren gezogen, gleichsam als Parodie und komischer Anhang dazwischentritt, fast noch größere Wirkung thut und beweiset, daß gewisse Leute um jeden Preis lieber sehr schlecht nach Longchamps fahren, als auf eigenen wohlgebornen Beinen hingehn wollen. Die Hauptsache sind und bleiben aber zuletzt doch die Menschen, oder vielmehr die Damen, welche in den Wagen sitzen. Alle Schönen — und Häßlichen, welche Paris in den mittlern und höhern Ständen aufzuweisen hat, sitzen im besten Putze den sie aufzutreiben vermögen, wie zu einer Kunstausstellung oder Specialrevue, meist in großen zurückgeklappten Wagen. Geringer ist die Zahl der zugemachten und der einspännigen Kabriolets, welche man sehr bezeichnend demifortunes genannt hat. Einige Damen fahren, zur Erhöhung der Aufmerksamkeit, selbst, und rufen ununterbrochen ihr gare, selbst wo es nicht nöthig erscheint. Von Gefahr ist auch bei dem regelmäßigen und langsamen Bewegen der Wagen nicht die Rede; erst als der heitere Himmel sich bezog, setzten sich Alle, Regen fürchtend, in eiligern Schritt, und nach einem starken Gewitter folgen gewiß wieder kältere Tage, sowie sie der ungewöhnlich raschen Erwärmung der Luft vorhergingen. — — —

An —

Du schreibst: S— habe gesagt, der König von Frankreich werde nun wohl die Notabeln berufen. Ich weiß nicht, ob und was er dabei dachte. Soll es heißen: er werde Charte und Verfassung (wie diese Ultras wünschen) ganz umstoßen, so wäre dieser Staatsstreich gewiß nur ein dummer Streich. Soll man dabei an Karl I denken, so mißglückte dessen Versuch, mit den Lords allein zu regieren. — Oder will S— die Revolution da capo beginnen? Wenn nun aber die willkürlich zusammengesetzte Versammlung der Notabeln schon 1788 nothwendig zu einem Reichstage führte; wie kann man jetzt darin etwas Dauerndes oder Sicherndes sehen, und, alle Resultate vernichtend, zum Anfange zurückkehren wollen? Und sind denn nicht die Notabeln in der Pairskammer seßhaft, und theilen denn nicht die Pairs, in ihrer entschiedenen Majorität, die wesentlichen Ansichten der Deputirten? Genug, jene Äußerung scheint mir von der Art zu seyn, wie gewisse Leute sie wohl hinwerfen, damit maulaufsperrende Jünger sie gläubig auffangen. In Wahrheit aber ist's dummes Zeug, was dem Orakelgeber in den Hals zurückgeworfen werden müßte, damit er, wie der Drache zu Babel, endlich platze.

Wie wenig Karl X die wahre Lage der Dinge erfährt, ergäbe sich, wenn er wirklich gesagt hat: er habe Mitleiden mit den armen Deputirten der linken Seite, weil man sie in den Provinzen sehr hart empfangen werde. — Polignac wird spottweise Africanus genannt. Man hofft durch den Zug wider Algier das Heer zu gewinnen. Gelänge dies bis zur Gründung einer bloß militairischen Monarchie, es wäre das größte Unglück. Was aber jetzt allgemein verdammt wird, und Napoleon nicht einmal zu Stande brachte, geht weit über die Kräfte Bourmont's hinaus. Das Heer wird, trotz aller Begünstigungen, bei derselben Rede bleiben und sagen wie Just in *Minna von Barnhelm*: Hr. Wirth, er ist doch ein — — — —

Vierundzwanzigster Brief.

An Frau v. B—

Paris, den 10ten April.

Ob ich gleich seit langer Zeit keinen Brief unmittelbar an Sie, meine theure Freundinn, gerichtet habe, dachte ich Ihrer und der Ihrigen doch sehr oft, und unter den pariser Zerstreuungen gerade am

häufigsten, weil man gern mit alten, treuen Freunden alles Neue und Merkwürdige bespräche und sich mittheilte. Daß ich, trotz meiner amtlichen Arbeiten, Theater und Gesellschaften, für das Briefschreiben Zeit zu gewinnen und allerhand Betrachtungen und Erinnerungen niederzulegen suche, haben Sie wohl von berliner Freunden gehört; oder Sie lesen auch wohl einmal die bei meiner Frau gesammelten Berichte selbst durch. Sie würden daraus sehen, daß die Leiden der Reise bis Frankfurt dauerten und auch noch zwischen Brüssel und Paris einiges Mißgeschick statt fand; mit meinem hiesigen Aufenthalte habe ich dagegen alle Ursach zufrieden zu seyn. Selbst wenn ich gar keine literarischen Arbeiten vornähme, würde ich behaupten: die Reise sey nützlich, lehrreich, und diese Zeit für meine Ausbildung und den innern Reichthum meines Lebens sehr wohl angewandt. Was ich literarisch suche und finde, ist (leider, oder gottlob) nicht Mode: hätte ich aber von einem nichtsnutzigen römischen Kaiser, oder gar für einen assyrischen oder mesopotamischen König so viel aus einem schmutzigen codex rescriptus aufgefunden, als z. B. über die Königinn Elisabeth, über Jakob und Cromwell, ich könnte gewaltig in die Trompete stoßen und wäre ein großer Mann für die philologischen Götzenanbeter. Diese Eitelkeiten rühren und reizen mich indessen gar nicht, und so bleibe ich denn in meiner Bahn und thue so viel,

oder so wenig, als ich vermag. Übrigens zweifle ich keinen Augenblick daran, man werde, wenn einst dies oder das von meiner Ausbeute gedruckt wird, laut genug sagen: „also um dergleichen unbedeutend Zeug zu holen, hat der Mensch Urlaub genommen und königliche Unterstützung erhalten? Besser, er wäre zu Hause geblieben und hätte seine Pflichten gewissenhaft erfüllt. Im Theater und den Garküchen mag er wohl Zeit und Geld durchgebracht, um Gelehrsamkeit sich aber nicht bekümmert haben." — Allerdings theilt sich die Zeit zwischen dem Studium der Vergangenheit und der Gegenwart; bildet denn aber die letzte keine Geschichte? ist denn Paris nicht auch ein lesenswerthes Buch, und haben lebende Schriftsteller keinen Anspruch auf die Zeit ihres Kollegen? Viele Geschichtschreiber kennen weder Länder, noch Völker, noch einzelne Menschen und Menschenklassen, noch Geschäfte und Regierungsweise; und dennoch wollen sie das Alles darstellen und darüber belehren! Durch glückliche Fügungen und die Kraft meines Willens ist mir vieles von dem Genannten nicht fremd geblieben, und wenn ich (bei der Kleinheit des mir anvertrauten Pfundes) doch nur wenig zu Stande bringe, so darf ich behaupten, es wäre ohne jene mannigfaltigere Lebensbahn — gar nichts gelungen.

Fast möchte ich behaupten, Paris sey für einen Fremden lehrreicher, als für die Einheimischen selbst.

Abgesehen davon, daß täglich Geschehenes die Aufmerksamkeit nicht reizt, oder zu Betrachtungen und Vergleichungen auffordert, sind die Pariser scharf nach Ansichten und Grundsätzen getheilt; ja entgegengesetzt. Jeder hört und sieht in der Regel nur seine Partei, und die gegenüberstehende wird von vorn herein als geistlos, oder charakterlos bezeichnet und verworfen. Unbekümmert hierum spricht der Fremde Leute von jeder Farbe und Stimmung, lernt ihre starken und schwachen Seiten gleichmäßig kennen, und erkennt oft da noch Verstand und guten Willen, wo die eifrigen Gegner ihn abläugnen. Doch bleibt eine gewisse Vorsicht hiebei rathsam, um nicht zu verletzen und seinen Credit zu verderben. Sage ich z. B. einem *Ultraliberalen*: Hr. P., von der äußersten Rechten, habe ein sehr gründliches Buch über die Seegesetze herausgegeben, so fängt jener an für meinen Verstand und meine Grundsätze bange zu werden; und hätte ich vorgestern in der Soirée beim — — Gesandten erzählt, ich sey Abends zuvor mit Benjamin Constant und Lafayette in Gesellschaft gewesen, wäre ich vielleicht zur Thür hinausgewiesen worden.

Warum soll denn allen Bäumen eine Rinde wachsen? Das Leben besteht ja aus und in lauter Gegensätzen; deren Verschwinden ist nichts anders als der Tod. Wenn also z. B. hier eine Partei nur Ruhe, die zweite nur Bewegung will, so vergessen

beide, daß diese Begriffe alle Haltung, allen Inhalt verlieren, sobald man den einen oder den andern aufhebt. Ferner ist es verkehrt, nur das Gleichartige kennen, nur mit ihm verkehren zu wollen: da müßte ich zuvörderst allen Umgang mit mir selbst abbrechen. Denn welch wunderbar mannigfaltige, selbst entgegengesetzte Reihen von Gedanken und Gefühlen gehen durch Kopf und Herz jedes wahrhaft lebendigen Menschen. Wer dies läugnet, möchte schwerlich der Reichere oder Wahrhaftere seyn!

So hatte ich den 7ten April beim Prof. G. ganz andere Register meiner geistigen Orgel gezogen, als den 8ten beim Grafen A. Soll ich nun etwa die eine Hälfte zerschlagen und mit der andern Götzendienst treiben? das sey ferne! Der von Natur blonde B. C. war zum mindesten eben so merkwürdig, als der Bruder des Fürsten Talleyrand mit seinem Cadogan und gepuderten Kopfe, und die noch immer schöne Gräfinn A. sah ich eben so gern an, als die sehr zierliche Frau Professorinn G. Wollte jemand behaupten: aus dieser Sinnesweise gehe zuletzt ein nichtsnutziger Indifferentismus und Egoismus hervor; so würde ich nachdrücklichst widersprechen. Je schärfer die Parteiung ist, desto bestimmter tritt Egoismus und Gleichgültigkeit gegen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung Gottes heraus. Das beweisen die doppelten politischen Ultras, gleichwie Jesuiten und Puritaner;

scheinbare Gegner und doch durch eine, den Meisten unsichtbare Achse verbunden, welche beide Pole zusammenhält. Müßte ich in den jetzt technischen, oft aber ohne alle tiefere Untersuchung ausgesprochenen Formeln gemäß, ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, so würde ich rund heraussagen: ich sey wesentlich liberal gesinnt. Dies Wort ist indessen so vieldeutig, daß ich mich mit verschiedener Auslegung desselben immer noch in jede Ansicht und jedes System hineinlügen könnte, darum behaupte ich, belehrt durch Vergangenheit und Gegenwart: das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller vorübergehendes, minder verderbliches Übel, als das schleichende Gift, der Knochenfraß und Krebsschaden langer, angewöhnter Sklaverei. Frankreich und England sind nach dreißig bis vierzig Jahren gesunder aus jener Krankheit hervorgegangen; wer will die Jahrhunderte römischer oder asiatischer Kaisertyrannei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie ungemein viel in Frankreich noch tadelnswerth und ungesund ist, darf aber doch behaupten: Paris sey jetzt keuscher, züchtiger, thätiger, gescheuter, philosophischer, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Mätressen- und Ministerherrschaft unter Ludwig XV. Es ist so dumm, als schlecht, dies le bon vieux temps zu nennen und es herstellen, oder durch Niederreißen

aller sichernden Schutzwehren dessen Herstellung erleichtern zu wollen.

Sonntag, den 11ten April.

Über die politischen Betrachtungen gerathe ich in Gefahr zu vergessen, was jeder Tag hier Neues brachte. Die Spazierfahrten in Longchamps und der Abend bei X. sind genügend erwähnt, und es folgt der 9te April, Charfreitag, wo ich durch M. B—s Güte noch ein Billet zu dem Concert im Conservatoire erhielt. Es ward gegeben: Symphonie von Beethoven, Credo von Cherubini, Violinsolo, Dies irae von Mozart, Violoncellsolo, Ouvertüre aus dem Oberon. Sie werden mir zugeben, daß dies für ein angeblich geistliches Concert an einem heiligen Tage ein confuser Mischmasch ist; aber die Leute fordern hier nicht sowohl viel, als vielerlei, und das Institut will sein Licht und seine Stärke, die lediglich in der Instrumentalmusik liegt, nicht unter den Scheffel stellen. So ging denn die Symphonie wieder meisterhaft, die Ouvertüre jedoch nicht besser als in Berlin; das Credo zu gewaltsamer und weltlicher Art; Dies irae, so vortrefflich es auch an sich ist, doch unangenehm aus dem Zusammenhange gerissen; die beiden Solos ohne allen wahrhaft künstlerischen Inhalt; der Gesang überhaupt hart, selbst die Weiber scharf und rauh, und nicht von fern der Singakademie gleich zu stellen.

Im Vergleich mit den großen Kunstwerken, welche Berlin in der heiligen Woche darbietet, ist das hiesige musikalische Treiben nicht der Rede werth.

Den 10ten April hörte ich beim Hrn. Kapellmeister Neukomm eine orgue expressive. Sie nimmt nicht mehr Raum ein als ein Fortepiano, und hat den wesentlichen Vorzug, daß der Spielende durch das Treten der beiden Bälge den Ton vom leisesten Piano bis zum stärksten Forte kann anschwellen lassen, was bei dem ohnehin schönen Ton des Registers die trefflichste Wirkung thut. Auch spielte Hr. Neukomm, wie es sich gebührt, im ächten Orgelstyl und mehrstimmig.

An demselben Tage sah ich die Gemäldegallerie des — S—, welche für die Kenntniß der spanischen Malerschule von höchster Wichtigkeit ist. Über Morales und Morillos insbesondere bekommt man eine ganz andere Ansicht, und darf den letzten nicht bloß nach den münchener Bettelknaben beurtheilen. Christus, der den Gichtbrüchigen heilt, ist in durchaus edlem Style, und noch mehr Bewunderung erweckt die Madonna de la conception; sie schwebt weiß gekleidet in den Wolken, rings von kleinen Engeln umgeben. Manche von diesen erscheinen, obgleich nicht rafaelisch, doch lieblich und mannigfaltig, ein Paar derselben mögen aber wohl aufgezwungene Portraite seyn. Bei weitem das Schönste ist endlich der Kopf

der Madonna, wenn auch keine herrschende, tiefsinnige Himmelsköniginn, doch von der größten Anmuth und reinsten Unschuld. — Ungeachtet all dieser Schätze kam ich nicht in die rechte Stimmung vollen Kunstgenusses. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß während der Revolution so vieles mit List erbeutet, mit Frechheit gestohlen, mit Gewalt geraubt ward, und mancher neue Besitzer (ursprünglich ein Habenichts) mitten in diesen königlichen Besitzungen ungestört dasitzt, und mit einiger Kopfhängerei und Betbruderei hinreichende Buße zu thun meint, ohne jedoch das Geringste den heiligen Orten zurückzugeben, oder von seinen ungeheuren Verkaufsforderungen auch nur *einen Sou abzulassen*. Wie oft haben diese Bilder die Gemeinden erbaut, die der Welt abgestorbenen Seelen getröstet, auf wie vielen Punkten und in wie vielen Richtungen gewirkt, wie viele Erinnerungen belebt, wie fest und sicher auf dem väterlichen Boden ihres Ursprungs ihr Leben fortgesetzt. Wäre das aber auch Alles gar nicht der Fall, verdrießt mich doch das leichtsinnige Wort: es sey gut, daß diese oder jene Schätze den Mönchen genommen worden. Denn, erstens nahm man sie keineswegs bloß den Mönchen, sondern auch den christlichen Gemeinen; und wo kommt man ferner hin, wenn vorgeblich ästhetische Rücksichten das Stehlen und Rauben verdienstlich machen sollen? Auch sperren ja Viele, ihren

Erwerbstiteln nicht recht vertrauend, die Sammlung so ein, daß es die größte Mühe kostet, sie einmal zu sehen. Welche Leiden und Gewaltthaten, welche Auflösung aller menschlichen Verhältnisse gehörten dazu, daß solche Kriegsfürsten die Zeugnisse edlen Lebens einem Volke wegnehmen, und sie nach angeblich hergestellten Rechtsverhältnissen behalten konnten. Nur dem Oberhaupte dieser Harpyen nahm die Nemesis Alles, so Alles, daß ihm auf Helena nur ein einsames Grab blieb; den Größten würdigte sie der Strafe, damit er dadurch, wie durch ein Fegefeuer, gereinigt werde; die andern überließ sie ihrer eigenen Nichtigkeit und der Verachtung.

Montag, den 12ten April.

Das Wetter ist zu den Ostertagen so sehr schlecht, daß alle auf Wärme und Sonnenschein berechneten Plane dahinfallen, und ich mußte mich begnügen, gestern Vormittag mit einem Neffen Cherubini's und Meyer Beer Messe in der königlichen Kapelle der Tuilerien zu hören. Sie war schon lange vor dem Anfange des Gottesdienstes so angefüllt, daß an mehren Orten lautes Gezänk über die Plätze entstand. Hierauf erschienen mit noch größerem Geräusch Dragoner und Grenadiere, die den mittelsten Gang besetzten, dann Geistliche in mancherlei Abstufungen, vom Bischofe bis zum Chorknaben, welche auf dem

geistlichen Exercierplatze vor dem Altare bestimmte Sitze einnahmen, und in wohl eingelernten demüthigen Stellungen unbeweglich dasaßen, bis, zu meinem Schrecken, ein Hofbeamter mit lauter Stimme vom Chore in die Kapelle hinabschrie: le Roi! Sogleich alle Trommeln und Pfeifen nach einer alten miserabeln Melodie in Bewegung, das ungeistlichste Schariwari, was man hören konnte. Sobald die Tamboure mit dem letzten starken Schlage das Zeichen gegeben, sie wollten sich nun ruhiger verhalten, begann Cherubini's Messe, und wenn diese mir drei Tage vorher in der Probe zu weltlich erschien, hätte ich sie heut in dieser Umgebung und mit diesem Zubehör fast zu heilig nennen mögen. Gleichzeitig setzten sich nun die Geistlichen in Bewegung, und manövrirten mit höchster Pünktlichkeit. Aber das Bücken, Niederknien, Aufstehen, Bekreuzen, Küssen, Räuchern, An- und Ausziehen u. s. w. wollte heut weder in der unmittelbaren Erscheinung, noch in Erinnerung an die symbolische Bedeutung, auf mich einen christlichen Eindruck machen; ein pontifex maximus oder ein Mithrasopfer, hätte mir zwischen den Trommeln und Pfeifen fast consequenter und großartiger erscheinen können. Während man dem Bischofe wohl dreißig Mal seine Mütze aufsetzte und abnahm, die Geistlichen dieselben Pas wiederholten, die Chorknaben ihre faltigen Oberhemden in Ordnung brachten, und alle abwechselnd gar

schlecht zwischen Cherubini's Musik hineinschrien, hatte ich Zeit genug, mich nach der königlichen Familie umzusehen. — Die Herzoginn von Angouleme, ein scharfes ernstes Gesicht, hielt fast immer das Buch vor die Augen, so daß meist nur ihr weißer Federhut zu sehen war; der Dauphin blieb dergestalt im Hintergrunde, daß ich nur in einigen Augenblicken seine bourbonidischen Züge erkennen konnte. Die Herzoginn von Berry hingegen sah neugierig nach allen Seiten in die Welt hinein, und hatte eine kleine weiße Toque mit kleiner weißer Feder keck ihrem Haupte aufgesetzt. Der König endlich ist ein alter Mann, von dessen Äußern ich eben nichts anders sagen kann — als daß er nach Nichts aussieht. Weder schön, noch würdig, noch geistreich, sondern unbedeutend — wie er es denn auch ist. Seine Hände waren die ganze Messe hindurch gefaltet und doch in steter Bewegung, indem er bald den rechten, bald den linken Daumen obenauflegte und dann die übrigen Finger sehr anständig nachfolgen ließ.

Nach beendeter Messe trieb mich das Wetter in meine Wohnung, wo ich in alten Handschriften aus der Zeit Karls des V, nicht bloß über Staatsangelegenheiten, sondern auch über große Gastereien manches fand und excerpirte, bis sechs Uhr, oder die Tischzeit herankam. Ich aß beim Bankier L., der (gleichwie seine Frau, Schwager und Schwägerinn) sich

meiner mit der größten Freundlichkeit annimmt. Zum ersten Male hörte ich hier Abends nach Tische von einem jungen Manne Angriffe auf die liberale Partei und ihre Ansichten. Eine repräsentative Regierung tauge nur auf ein Paar Jahre, dann müsse sie einer festen, dauernden Platz machen. Adel, Geistlichkeit und Königthum hätten seit 15 Jahren ununterbrochen verloren und würden täglich mehr untergraben u. s. w. Statt einzureden half ich (Lernens halber) den Mann immer mehr in den Trab, und er würde wohl mit noch größeren politischen Siebenmeilenstiefeln vorgeschritten seyn, da trat Hr. L. hinzu und steckte ihm den Stock so geschickt zwischen die Beine, daß er nicht weiter konnte, und das Gespräch ein Ende nahm. Um eilf Uhr kam der Thee und ich sollte noch länger verweilen; aber ich richtete mich so ein, daß ich noch vor Mitternacht in's Bett kam, um heut bei Zeiten aufzustehen, Ihnen diese Zeilen zu schreiben und nun wiederum meine Handschriften in die Hand zu nehmen.

Dienstag, den 13ten April.

Ich sehe eben an, was ich Ihnen gestern schrieb, und finde mich heut so kriegerisch gestimmt, daß ich die Bemerkungen jenes jungen Mannes unmöglich ohne Rüge durchlassen kann. Sie sind zuerst und zuletzt — nicht wahr. So hat z. B. die Geistlichkeit

scheinbare Gegner und doch durch eine, den Meisten unsichtbare Achse verbunden, welche beide Pole zusammenhält. Müßte ich in den jetzt technischen, oft aber ohne alle tiefere Untersuchung ausgesprochenen Formeln gemäß, ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, so würde ich rund heraussagen: ich sey wesentlich liberal gesinnt. Dies Wort ist indessen so vieldeutig, daß ich mich mit verschiedener Auslegung desselben immer noch in jede Ansicht und jedes System hineinlügen könnte, darum behaupte ich, belehrt durch Vergangenheit und Gegenwart: das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller vorübergehendes, minder verderbliches Übel, als das schleichende Gift, der Knochenfraß und Krebsschaden langer, angewöhnter Sklaverei. Frankreich und England sind nach dreißig bis vierzig Jahren gesunder aus jener Krankheit hervorgegangen; wer will die Jahrhunderte römischer oder asiatischer Kaisertyrannei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie ungemein viel in Frankreich noch tadelnswerth und ungesund ist, darf aber doch behaupten: Paris sey jetzt keuscher, züchtiger, thätiger, gescheuter, philosophischer, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Maitressen- und Ministerherrschaft unter Ludwig XV. Es ist so dumm, als schlecht, dies le bon vieux temps zu nennen und es herstellen, oder durch Niederreißen

aller sichernden Schutzwehren dessen Herstellung erleichtern zu wollen.

Sonntag, den 11ten April.

Über die politischen Betrachtungen gerathe ich in Gefahr zu vergessen, was jeder Tag hier Neues brachte. Die Spazierfahrten in Longchamps und der Abend bei X. sind genügend erwähnt, und es folgt der 9te April, Charfreitag, wo ich durch M. B—s Güte noch ein Billet zu dem Concert im Conservatoire erhielt. Es ward gegeben: Symphonie von Beethoven, Credo von Cherubini, Violinsolo, Dies irae von Mozart, Violoncellsolo, Ouvertüre aus dem Oberon. Sie werden mir zugeben, daß dies für ein angeblich geistliches Concert an einem heiligen Tage ein confuser Mischmasch ist; aber die Leute fordern hier nicht sowohl viel, als vielerlei, und das Institut will sein Licht und seine Stärke, die lediglich in der Instrumentalmusik liegt, nicht unter den Scheffel stellen. So ging denn die Symphonie wieder meisterhaft, die Ouvertüre jedoch nicht besser als in Berlin; das Credo zu gewaltsamer und weltlicher Art; Dies irae, so vortrefflich es auch an sich ist, doch unangenehm aus dem Zusammenhange gerissen; die beiden Solos ohne allen wahrhaft künstlerischen Inhalt; der Gesang überhaupt hart, selbst die Weiber scharf und rauh, und nicht von fern der Singakademie gleich zu stellen.

Im Vergleich mit den großen Kunstwerken, welche Berlin in der heiligen Woche darbietet, ist das hiesige musikalische Treiben nicht der Rede werth.

Den 10ten April hörte ich beim Hrn. Kapellmeister Neukomm eine orgue expressive. Sie nimmt nicht mehr Raum ein als ein Fortepiano, und hat den wesentlichen Vorzug, daß der Spielende durch das Treten der beiden Bälge den Ton vom leisesten Piano bis zum stärksten Forte kann anschwellen lassen, was bei dem ohnehin schönen Ton des Registers die trefflichste Wirkung thut. Auch spielte Hr. Neukomm, wie es sich gebührt, im ächten Orgelstyl und mehrstimmig.

An demselben Tage sah ich die Gemäldegallerie des — S —, welche für die Kenntniß der spanischen Malerschule von höchster Wichtigkeit ist. Über Morales und Morillos insbesondere bekommt man eine ganz andere Ansicht, und darf den letzten nicht bloß nach den münchener Bettelknaben beurtheilen. Christus, der den Gichtbrüchigen heilt, ist in durchaus edlem Style, und noch mehr Bewunderung erweckt die Madonna de la conception; sie schwebt weiß gekleidet in den Wolken, rings von kleinen Engeln umgeben. Manche von diesen erscheinen, obgleich nicht rafaelisch, doch lieblich und mannigfaltig, ein Paar derselben mögen aber wohl aufgezwungene Portraite seyn. Bei weitem das Schönste ist endlich der Kopf

heit nie gereinigt aus solchem Fegefeuer, — das hieße ja Alle für immer der Hölle zuweisen!

Ich ward in meinen Betrachtungen unterbrochen und muß nun schon in einem anderen Tone fortfahren. Mein hiesiger zweiter Aufenthalt ist wesentlich vom ersten unterschieden: zuvörderst dadurch, daß das Arbeiten sehr ernstlich betrieben wird, und zweitens dadurch, daß ich sehr viel Gesellschaften besuche. Das letzte betrachte ich zum Theil auch wie ein Lernen, und stelle Theater und ähnliche Dinge sehr zur Seite, weil im Sommer die meisten Gesellschaften aufhören und mir dann Zeit genug bleiben wird, das wenige recht Anziehende der hiesigen Schauspiele zum zweiten Male an mir vorübergehn zu lassen. Gestern Abend war ich beim w—n Gesandten, Grafen M., der die Tochter des reichen Bankier R. geheirathet hat. Ich weiß nicht, ob es Folge des Reichthums oder Deutschthums ist, daß man Limonade, Orgade, Kuchen und Eis herumgab. Die Gesellschaft war zahlreich, und die Damen sonderten sich bald in die zwei Hälften, der Verheiratheten und Unverheiratheten. Keine der letzten trug einen Hut, keine hatte übergroße Locken, oder ganz zurückgestrichene Haare; einige sahen sehr hübsch aus. Die Kleider meist weiß, oder schwarz, ganz einfach. Unter den Frauen trug die Herzoginn von Duras den größten mit Flügeln des Paradies-

Erwerbstiteln nicht recht vertrauend, die Sammlung so ein, daß es die größte Mühe kostet, sie einmal zu sehen. Welche Leiden und Gewaltthaten, welche Auflösung aller menschlichen Verhältnisse gehörten dazu, daß solche Kriegsfürsten die Zeugnisse edlen Lebens einem Volke wegnehmen, und sie nach angeblich hergestellten Rechtsverhältnissen behalten konnten. Nur dem Oberhaupte dieser Harpyen nahm die Nemesis Alles, so Alles, daß ihm auf Helena nur ein einsames Grab blieb; den Größten würdigte sie der Strafe, damit er dadurch, wie durch ein Fegefeuer, gereinigt werde; die andern überließ sie ihrer eigenen Nichtigkeit und der Verachtung.

Montag, den 12ten April.

Das Wetter ist zu den Ostertagen so sehr schlecht, daß alle auf Wärme und Sonnenschein berechneten Plane dahinfallen, und ich mußte mich begnügen, gestern Vormittag mit einem Neffen Cherubini's und Meyer Beer Messe in der königlichen Kapelle der Tuilerien zu hören. Sie war schon lange vor dem Anfange des Gottesdienstes so angefüllt, daß an mehren Orten lautes Gezänk über die Plätze entstand. Hierauf erschienen mit noch größerem Geräusch Dragoner und Grenadiere, die den mittelsten Gang besetzten, dann Geistliche in mancherlei Abstufungen, vom Bischofe bis zum Chorknaben, welche auf dem

geistlichen Exercierplatze vor dem Altare bestimmte Sitze einnahmen, und in wohl eingelernten demüthigen Stellungen unbeweglich dasaßen, bis, zu meinem Schrecken, ein Hofbeamter mit lauter Stimme vom Chore in die Kapelle hinabschrie: le Roi! Sogleich alle Trommeln und Pfeifen nach einer alten miserabeln Melodie in Bewegung, das ungeistlichste Schariwari, was man hören konnte. Sobald die Tamboure mit dem letzten starken Schlage das Zeichen gegeben, sie wollten sich nun ruhiger verhalten, begann Cherubini's Messe, und wenn diese mir drei Tage vorher in der Probe zu weltlich erschien, hätte ich sie heut in dieser Umgebung und mit diesem Zubehör fast zu heilig nennen mögen. Gleichzeitig setzten sich nun die Geistlichen in Bewegung, und manövrirten mit höchster Pünktlichkeit. Aber das Bücken, Niederknien, Aufstehen, Bekreuzen, Küssen, Räuchern, An- und Ausziehen u. s. w. wollte heut weder in der unmittelbaren Erscheinung, noch in Erinnerung an die symbolische Bedeutung, auf mich einen christlichen Eindruck machen; ein pontifex maximus oder ein Mithrasopfer, hätte mir zwischen den Trommeln und Pfeifen fast consequenter und großartiger erscheinen können. Während man dem Bischofe wohl dreißig Mal seine Mütze aufsetzte und abnahm, die Geistlichen dieselben Pas wiederholten, die Chorknaben ihre faltigen Oberhemden in Ordnung brachten, und alle abwechselnd gar

castillan so vorherrschend, daß Calderons zugespitzte Verhältnisse oder Müllners Zweikampf in der Schuld dagegen nur muthlose Versuche sind, der ganze Farbenkasten sogenannter Romantik umgestoßen und zum Ergötzen der Zuschauer in die Luft geworfen! Ernstlich gesprochen: ich habe in den ersten vier Akten fast ununterbrochen aus allen Kräften gelacht, hielt am Schluß des vierten das Stück für geendet, blieb dann, weil niemand fortging, auch sitzen, und mußte im fünften das ergreifende Spiel der Mars bewundern, so unangenehm und widerwärtig mir auch Sinn, Moral und poetische Ausführung erschienen. — Auf diesem Wege werden die Franzosen nie zur Poesie, sondern noch weiter als bisher davon abkommen. Im Vergleich mit diesen neuen Erzeugnissen sind Corneilles und Racines Tragödien Erzeugnisse ächter Begeisterung und Kunst, und das Beschränkende des Conventionellen aus der Zeit Ludwigs XIV, diese zierlichen Hofpas vorgeschriebener Etikette sind nicht so verwerflich oder unangenehm, als wenn diese neuen, plebejischen cochers mit ihrem Cabriolet durch dick und dünn umherjagen und den geduldigen Zuhörer mit jedes Bodens Unterschied bespritzen. Bei uns gilt es auch wohl irrig für Poesie, wenn man das Wirkliche auf den Kopf stellt, aber einen solchen salto mortale aus falschem Zwange in gränzenlose Willkür, wie jetzt die Franzosen versuchen, haben wir in Deutsch-

fand nie gemacht; sie gerathen aus dem bornirt Klassischen plötzlich in die Karikatur des Romantischen. Und wäre es nur noch Willkür und Karikatur; aber es findet sich daneben noch Schlimmeres: das Absurde, Abgeschmackte, Dumme. Wenn die Parteiung des Tags (die sich schon freut, daß der deutsche Kaiser als ein Jammerhahn und der Rebell als eine außerordentliche Kreatur dargestellt ist), wenn diese Parteiung, welche allein dergleichen Stücke über Wasser hält, vorüber seyn wird, wirft man sie in die alte, große Rumpelkammer, Literärgeschichte überschrieben. Der letzte Akt des Hernani erinnert an Romeo und Julie. Im Shakspeare aber entzündet sich das Irdische an einem Funken himmlischen Feuers, und nachdem jenes ausgeschieden und zu Grunde gegangen ist, fühlen wir eine Reinigung, Beruhigung und Verklärung, es beginnt ein neues Leben in Licht und Schönheit. Victor Hugo dagegen hat eine Sternschuppe erhascht und sie in eine alte Zunderbüchse geworfen, die nun mit allen Schwefelfaden aufbrennt und die Leute (nach Vorschrift der verschiedenen ästhetischen Heil- oder Löschanstalten) klatschen, husten, spuken, pfeifen und trommeln läßt. Auch eine Katharsis, aber freilich nicht aristotelischer Art.

Fast kommt mir mein Brief so bunt durcheinandergewürfelt vor, als gehöre er auch zu dem nouveau genre romantique. Meine klassisch ruhige, gesetzte

Zeit verlebe ich aber auf der Bibliothek, und Resultate dieser Beschäftigung finden in Briefen keine bequeme Stelle.

Fünfundzwanzigster Brief.

Paris, den 15ten April.

— — — Unter andern Dingen kamen wir auch auf Hernani zu sprechen, wo Hr. F. meine Ansicht ganz theilte und meinte: Victor Hugo werde, bei aller Liebenswürdigkeit und vielem Talente für das Einzelne, doch nie fähig seyn ein großes Kunstwerk hervorzubringen. Wohl nicht ganz unbekannt mit den ächt romantischen Dramen anderer Völker, habe er doch einen zu festen Glauben an sich selbst, um Lehre anzunehmen. Die wahre Romantik und eine ächte Behandlung historischer Gegenstände versteht noch kein Dichter dieser neuen Schule, und doch könnte den Franzosen daraus allein eine lebendige Tragödie und auch wohl eine neue Schauspielkunst erwachsen. Abgesehen von der leichten Waare des Tages, welche auf einigen der kleinern Theater unterhaltend genug dargestellt wird, fehlt es den Franzosen an aller höhern, tragischen Schauspielkunst. Ihre alte, durchaus conventionelle erschien einst natürlich, wie das ganze

siècle de Louis XIV; ist aber jetzt wesentlich abgestorben, und kann so wenig wieder ins Leben gerufen werden, als die alte Regierungsweise. Einzelne große Talente brachen durch die Fesseln dieser Schule, wie Talma und die Mars; geringere Naturen gingen und gehen daran zu Grunde, und Firmin, als Hernani, ist ein trauriges Beispiel, wie die neuen Thorheiten nach Weise alter Thorheit abgespielt werden. —

Meine Neigung, die Damen durchzumustern, konnte ich gestern bei Miß C. weniger befriedigen, da ich sogleich mit einem Franzosen, dem das Deutsche nicht fremd war, in ein langes Gespräch über Geist und Verhältniß beider Sprachen gerieth. Und kaum war dies zu Ende, so kam ich an einen zweiten, der die deutschen Systeme der Philosophie genauer kannte, als viele Deutsche. Dieser Kenner war — hört und erstaunt — ein junger französischer Offizier! Vor zwei Jahren reisete ich mit einem russischen Offizier, der Jordanus Brunus genau studirt hatte, jetzt ein dito französischen Ursprungs. Mögen sich unsere Lieutenants zusammennehmen, damit sie in so unerwartetem Kampfe nicht geschlagen werden. Von dem jungen Philosophen wandte ich mich an B. C. und berührte ohne viele Umschweife gewisse Punkte, über welche ich Belehrung zu erhalten wünschte. Er gab z. B. zu, daß die Liberalen das Ministerium Martignacs wohl hätten kräftiger unter-

stützen sollen; allein derselbe sey, bei allem Talente, doch zu sehr Hofmann gewesen, und habe nicht selten die linke Seite fast vorsätzlich beleidigt, um nur dem Könige sagen zu können, er gehöre nicht zu dieser Partei, sondern werde von ihr verfolgt. Das Communalgesetz habe der König zwar vorschlagen lassen, aber von Hause aus den Willen gehegt, es zurückzunehmen. Die äußerste Rechte, welche seit 15 Jahren beharrlich behaupte, sie allein könne den Staat regieren und retten, habe nothwendig einmal ans Ruder kommen müssen, damit die Erfahrung jene Behauptung widerlege und die Unfähigkeit dieser Partei augenfällig erwiesen werde. — — Das alles läßt sich hören, beweiset aber eben, daß Frankreich eines sehr langen Fadens bedarf, sich aus dem Labirinthe herauszufinden, ohne dem Minotaurus der Anarchie oder Despotie in die Hände zu fallen.

Paris, Freitag den 16ten April.

Kältes und heißes, trockenes und nasses Wetter, schlechte Luft auf der Bibliothek, Arbeiten und Nachtwachen hatten mich so ermüdet und verschnupft, daß ich gestern eine Art von Ruhetag zu halten beschloß. Daher setzte ich mich auch nicht der Gefahr aus, in unfreundlichem Wetter mich mehrere Stunden auf dem Marsfelde umherzutreiben, um einer Heerschau beizuwohnen. Nach gewissenhaftem Abhal-

ten meiner Bibliotheksstunden ging ich nach den Tuilerien, sah vom pont royal noch die Rückkehr einiger Schaaren Fußvolk, und stellte mich dann in die vorderste Reihe derer, welche den König erwarteten. Ihre Zahl erschien mir so erstaunlich gering, daß ich mich erkundigte, ob kein Irrthum obwalte? Bald aber war die Sache außer Zweifel, denn in raschem Trab und Galopp eilten Vorreiter, geputzte Dienerschaft, Husaren, Dragoner, Offiziere (fast alle sehr schlecht reitend) vorüber und deuteten an, wie wichtig, erhaben und mächtig der sey, dem sie diese Ehre erzeigen wollten oder müßten. Und in der That erweckte diese Feierlichkeit ein Gefühl von Würde und Größe, was so leicht in theilnehmendes Anschließen und Anerkennen übergeht. Endlich erschien der König in seinem Wagen, Prinzen, Prinzessinnen; aber die Franzosen, welche sonst mehr schreien als nöthig ist, und mehr Beifall spenden (schon, um sich wichtig zu machen), als andere Völker, blieben stumm und unbeweglich; einige hoben langsam die Hüte etwas in die Höhe, andere ließen sie ruhig sitzen. In Berlin, wo man gewohnt ist den König und die königliche Familie täglich, und nicht alle Jahre nur ein Paar Mal zu sehen, wo Liebe und Anhänglichkeit fast nie mit Klatschen und Jauchzen ausgedrückt wird, hätte sich das Volk bei solcher Feierlichkeit mehr herzugedrängt, in solcher Nähe schicklicher benommen

und ohne Zweifel seine Theilnahme laut und lebendig geäußert. Ich war unwillkürlich vielleicht derjenige, der seinen Hut am raschesten und tiefsten abzog; weil aber kein einziges Vive le roi ertönte, wollte ich nicht allein damit übereilt losbrechen. Des innigsten Schmerzes konnte ich mich aber nicht erwehren, daß König und Volk, die nur vereint ein ächtes Leben führen, so völlig entfremdet neben einander hergehen. Mag die Schuld an einem oder dem andern, oder an beiden liegen, gewiß ist dieser Zustand eine gefährliche, schwer zu heilende Krankheit. Sie war im Abnehmen, ist aber durch die Ernennung des Ministeriums Polignac so erhöht worden, daß man kaum weiß, ob ein sehr langsames Ausheilen möglich ist, oder eine rasche Scheidung vorzuziehen wäre. Der König sucht die Heilung darin, daß er dem Volke die Beinschienen einer andern Zeit zur Erziehung anlegen möchte; und das Volk verehrt das königliche Haupt nur, weil es erfahren hat, daß nach Ludwigs XVI Tode seine eigenen Köpfe nicht mehr fest saßen. — Niedergeschlagen ging ich nach Hause und las Depeschen aus der Zeit Jakob's I, der so die englische Rebellion vorbereitete wie Ludwig XV die französische; dann folgen regelrecht und parallel Cromwell und Napoleon, hierauf zwei Restaurationen und zwei Könige. Ob ein französisches Jahr 1688 eintreten wird, mag noch zweifelhaft seyn; natürlich und

gerecht ist aber Wunsch und Forderung, daß man in Frankreich bei einem positiven Resultate anlange und es festhalte. Sonst bliebe ja kein Gefühl zurück, als man habe sich, wahnsinnig gewordenen Thieren gleich, in der Todesmühle endlosen Elends umhergetrieben.

Sechsundzwanzigster Brief.

Paris, Sonnabend den 17ten April.

Gestern Abend war ich bei B. C. Es ward allmälig von sehr verschiedenen Dingen geredet; mir lag indeß mehr daran ihn über gewisse Punkte, ich möchte sagen zu vernehmen, die in den neuesten Ereignissen einen Fremden nicht recht verständlich erscheinen. Also z. B. Wie ist das Ministerium dazu gekommen, durch die letzte Periode der königl. Rede einen beleidigenden Fehdehandschuh hinzuwerfen? — Antwort: „Diese Schlußformel galt als Hauptsache, man glaubte dadurch zu imponiren, ja zu schrecken." — Hätte die Mehrzahl der Deputirtenkammer nicht besser gethan, wenn sie die mildere und höflichere Fassung der Adresse angenommen und nicht auf bloße Vermuthungen hin es unmöglich genannt hätte, mit dem Ministerium zu gehen? Im Gange der eigentlichen Verhandlungen wäre ein Sieg über dasselbe begründeter, vollkomme-

ner, und auf jeden Fall minder heftig und leidenschaftlich geworden. — Antwort: „Ich muß dies zugeben, allein die Ereignisse hängen immer von der allgemeinen Stimmung ab, und Frankreich wollte eine heftige Adresse. Die Deputirten sind in Frankreich nicht so unabhängig, nicht des Wiederwählens so sicher, wie in England, und wenn z. B. Lafayette oder ähnlich gestellte Männer nach eigener abweichender Meinung, nicht im Sinne der Wähler, gestimmt hätten, würden sie alle Popularität verloren haben." — Die sehr starke Minorität rechnet doch aber auch darauf, man werde sie wiederwählen. — Antwort: „Manche erreichen dies Ziel durch Hülfe der Ministerien, andere als brave, in der Kammer jedoch schweigende Männer, die ihre politische Haltung nicht compromittiren, andere, weil sie zugleich die Geschäftsträger ihrer Landschaft sind, — viele aber wird man nicht wieder wählen." — Mit dieser Weissagung stimmen einige Nachrichten, andere widersprechen ihr. So weiß ich aus sehr guter Quelle, daß ein in der Majorität stimmender Abgeordnete von seinen Wählern die Antwort erhielt: man werde ihn nicht wieder wählen. Verwundert fragt er warum? Man erwiedert: sie haben durch ihr Benehmen den Schein erweckt, als wären sie ein Gegner der Bourbons und der jetzigen Einrichtungen. Wir wollen aber keine Unruhen und Neuerungen, und werden deshalb unsere

Stimme einem Gemäßigtern geben. Auf seine Bemerkung: er theile ganz diese Meinung, habe aber geglaubt, sein Benehmen sey ihren Wünschen gemäß gewesen, geht man erst in weitere Kapitulationen über eine neue Wahl und Verfahrungsweise ein. Diese, auf gemäßigte Entwickelung hinweisende Gesinnung ist sehr erfreulich, und man sieht daraus, daß es die eigene Schuld der Herrschenden seyn dürfte, wenn je eine zweite Vertreibung der Bourboniden einträte. Auch denken ihre Gegner immer nur an eine ruhige Veränderung, ohne Streit, Krieg u. s. w. Aber das Jahr 1688 kehrt schwerlich so bequem wieder. Ein Schwiegersohn, wie Wilhelm III, ist nicht gleich zur Hand, Frankreich ist keine Insel, die Franzosen sind keine Engländer, — und endlich: wie viel Fehden haben sich nicht an diese scheinbar so ruhige Veränderung angereiht! Die Bürgschaften der Freiheit müssen ganz wo anders gesucht und gefunden werden, als im persönlichen Wechsel. Ein Staatsmann, der nur darin Hülfe sieht, steht noch bei den ersten Anfangsgründen, und wenn man schon durch zu häufigen Wechsel der Parlamente und Kammern nicht vorwärts kommt, dann noch weniger durch Wechseln der Herrscher. — Warum, fragte ich weiter, hat das Ministerium die Kammern prorogirt? Warum trat es nicht mit einigen verständigen Vorschlägen auf und beschämte seine Gegner? — Antwort: „Die Prorogation

ist hauptsächlich vom Könige ausgegangen, und populäre Gesetze fürchten die jetzigen Machthaber."

Sehr zweifelhaft ist es noch immer, ob die Minister nicht mit der jetzigen Kammer noch eher zu Stande kämen, als mit einer neugewählten, und ob man ein ermäßigtes Budget verweigern würde, wenn einige populäre Maaßregeln, z. B. für die Weinbauer, zum Durchlootsen vorgespannt würden. In diesen Tagen muß sich die Frage über Dissolviren oder Prorogiren entscheiden.

Während einige behaupten, Bourmont habe durch nützliche Verfügungen den Beifall des Heeres gewonnen, sagen andere: und wenn er noch so viel Nützliches durchsetzt, wird man ihm nie vergeben, daß er zu den Feinden überging und Ney's Tod herbeiführte, nachdem er ihn mit zum Abfall verleitet hatte. — Man gesteht, Bourmont sey der Gescheuteste im Ministerium, und sogar im Grunde ein gemäßigter Mann. Aber Verschwendung, Schulden, Spiel hätten ihn in Lagen und Maaßregeln des Eigennutzes und ungebührlichen Gelderwerbes getrieben.

Ein junger Mann, der bei — erschien, und wahrscheinlich beim Forstwesen angestellt war, gab den Gesprächen eine zum Theil andere Wendung. Ich warf eine Zeit lang nur klein bei, als er nun aber aussprach: wir hätten gar keine Freiheit und keine Bürgschaften derselben, der König habe sein Wort

nicht gehalten, die Meinung sey in Frankreich, er werde gehaßt und könne einer Revolution gegen seine Despotie nicht entgehen u. s. w. — da vergaß ich meiner weisen Theorie und zeitherigen Praxis. Der Knebel, mit dem ich mir den Mund verstopft hatte, flog heraus, und über den Knüppeldamm meines Französisch ging ich frisch zum Angriff vorwärts. Ich sagte ihm: die Franzosen wüßten fast gar nichts von Deutschland und urtheilten doch über alles, sie bildeten sich ein, es gebe nur eine einzige volksthümliche Entwickelung, nämlich die ihrige; sie meinten, jede Nation habe die Aufgabe, sich zu französiren, während sie unter einander selbst stritten, was das wahre Französische sey, und weder die Vergangenheit noch die Gegenwart dafür gelten ließen. Sie läugneten die Kraft moralischer und religiöser Bürgschaften, und hätten mit den droits de l'homme in der Hand, Namens der Freiheit, Menschenopfer eingeführt, sie hätten ihr Knie vor all den Fahnen gebeugt, die allmälig auf dem Constitutionsthurme aufgesteckt worden und in jeder die unbedingte Bürgschaft eines neuen Weltalters gesehen. — So gings dann zu den Communalordnungen, Douanengesetzen, Centralisiren, Wegjagen der Beamten u. s. w. — bis mir, erschreckt, das goldne Sprichwort einfiel: sprich nicht zu viel, sondern höre mehr! — Es war aber zu spät — oder auch nicht. Denn warum soll man

die Freude ein Ende. Zuvörderst müßte ich, um beliebt zu werden, meine deutsche Haut mit einer französischen vertauschen, und hätte ich mir diese angepaßt, so würde sie doch keine Partei dafür gelten lassen, sondern jede mir ihre Prachtlappen aufheften wollen, bis ich eine Harlekinsjacke anhätte — und dann (im letzten Akte meiner demüthigen Bestrebungen) verspottet wieder über den Rhein gejagt würde!

Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, Sonntag den 18ten April.

Mir scheint's, ich verdiene von euer Seite einen doppelten Vorwurf: einmal, daß ich immer von denselben Dingen schreibe, und dann, daß ich verschieden darüber schreibe. Doch ist beides natürlich. Denn gewisse Gegenstände und Gespräche sind so an der Tagesordnung, daß man nothwendig darauf zurückkommen, sie durchdenken und durchsprechen muß; und wiederum sind die Standpunkte, von denen die Sprechenden ausgehen, die Richtungen, in welchen sie sich bewegen, so entgegengesetzt, daß die Berichterstattung, der Wiederhall auch verschieden lautet. Auch haben die Dinge in der That mehr als eine Seite, und wenn man mit gleicher und ruhiger Aufmerksamkeit

um sie herumgeht, lernt man allmälig alle richtig würdigen und darstellen. Die hiesigen Parteien wollen aber immer nur eine Seite sehen; sie sind mit ihren Blicken daran festgenagelt und merken nicht, daß, so viel sie auch hin und wieder gehen, sie den Gegenstand keineswegs umkreisen, sondern ihr politischer Mond ihnen immer dasselbe unveränderte Angesicht zukehrt. Sucht man ihnen dies zu beweisen, so erwiedern sie: die sogenannte zweite Seite sey kein Angesicht, sondern eben das Hintertheil, welches zu verehren und zu zeigen, Sitte und guter Geschmack schlechthin verböten. Abgesehen davon daß sich dies, an der Hand einer bekannten Venus, leicht widerlegen ließe, steht der Staatsmann (und zuletzt jeder) zwischen dem Doppelangesichte des Janus, von denen eines der Vergangenheit, das zweite der Zukunft zugerichtet ist. — Erlaubt mir also, nicht bloß die Köpfe und die Seiten zu beschauen, sondern, ich möchte sagen, jeden Winkel zu durchkriechen, und wundert euch nicht wenn ich bei diesen Bestrebungen bald hier, bald da anstoße und anstreiche, bald weiß und bald schwarz aussehe. Ich werde mich zu seiner Zeit schon rein bürsten und, wie das Chamäleon, ungeachtet alles scheinbaren oder wirklichen Farbenwechsels, zuletzt doch eine natürliche und dauernde Farbe behalten.

Gestern Abend ging ich zur Gräfinn — und ward von ihr über Hernani examinirt. Eingedenk meines

verkehrten Eifers vom vorigen Tage, hielt ich indeß gar vorsichtig an mich, und setzte meine Worte so höflich und bedingt, als möglich. Hierauf erzählte die Gräfinn: sie habe aus Berlin einen Brief, worin Demoiselle M. ihr schriebe: alles Übel, was Frankreich im Kriege über Deutschland gebracht, sey gering im Vergleiche mit der romantischen Krankheit, wenn sie nach Weise Hernani's angeblich aus Deutschland hierher gebracht werde. Diese Äußerung galt mir für einen Beweis, daß sich meine werthen Landsleute durch diesen moitié Romeo (lies Rum et eau) noch nicht berauscht haben; doch blieb ich meiner Mäßigung um so mehr getreu, da die Gräfinn versicherte, Hernani mit Theilnahme gelesen zu haben, — was ich weder läugnen will noch kann, obgleich daraus für Kunstrichtung und Kunstwerth nichts folgt. Der Graf suchte zu erweisen: Hernani sey eher ein klassisches als romantisches Stück, da jene Dichtungsart die Menschen in einer gewissen Richtung und Abstraktion auffasse und darstelle, diese hingegen sie zeige, wie sie wirklich sind. Aus welchen Gründen mir dieser Gegensatz ungenügend erschien, hätte ich in der Eil schwerlich klar machen können, und wandte mich jetzt zu den Töchtern, wo nochmals die Rede auf Hernani kam. Ich begnügte mich bescheiden zu bemerken: mir erscheine manches willkürlich — worauf die eine rasch erwiederte: ihr er-

und ohne Zweifel seine Theilnahme laut und lebendig geäußert. Ich war unwillkürlich vielleicht derjenige, der seinen Hut am raschesten und tiefsten abzog; weil aber kein einziges Vive le roi ertönte, wollte ich nicht allein damit übereilt losbrechen. Des innigsten Schmerzes konnte ich mich aber nicht erwehren, daß König und Volk, die nur vereint ein ächtes Leben führen, so völlig entfremdet neben einander hergehen. Mag die Schuld an einem oder dem andern, oder an beiden liegen, gewiß ist dieser Zustand eine gefährliche, schwer zu heilende Krankheit. Sie war im Abnehmen, ist aber durch die Ernennung des Ministeriums Polignac so erhöht worden, daß man kaum weiß, ob ein sehr langsames Ausheilen möglich ist, oder eine rasche Scheidung vorzuziehen wäre. Der König sucht die Heilung darin, daß er dem Volke die Beinschienen einer andern Zeit zur Erziehung anlegen möchte; und das Volk verehrt das königliche Haupt nur, weil es erfahren hat, daß nach Ludwigs XVI Tode seine eigenen Köpfe nicht mehr fest saßen. — Niedergeschlagen ging ich nach Hause und las Depeschen aus der Zeit Jakob's I, der so die englische Rebellion vorbereitete wie Ludwig XV die französische; dann folgen regelrecht und parallel Cromwell und Napoleon, hierauf zwei Restaurationen und zwei Könige. Ob ein französisches Jahr 1688 eintreten wird, mag noch zweifelhaft seyn; natürlich und

Seite stellen und, wie Barante in seiner Geschichte von Burgund, bloß mit Worten und Ansichten einer andern Zeit auskommen will. Es giebt keine höhere Geschichtsschreibung ohne historische Kunst. Eben so wenig taugt die Weise, wie Lacretelle die Geschichte der französischen Religionskriege behandelt. Ihm fehlt gründliche Kenntniß und ächtes Eingehen in den Sinn der Zeit. Er hat alles in seine Ansicht übersetzt und eingepaßt, und mit einem Worte ein schlechtes Buch geschrieben. — Wie in der Geschichte sich alles nach Verdienst lohnt und straft, hat auch Frankreich und Europa überall in der Revolution Strafe und Lohn gefunden, und nicht nöthig eine weitere Zurechnung aufzusuchen und anzuwenden. Freiheit und Zurechnung kömmt überhaupt nur bei Einzelnen zum Vorschein, die Massen handeln nach Leidenschaft und Nothwendigkeit; jene Ideen können bei ihnen nicht angewandt werden. — Die Bourboniden wurden bei ihrer Rückkehr und Einführung durch die Fremden aufs äußerste und allgemein gehaßt, diese Stimmung milderte sich und im Jahre 1827, nach dem Falle Villèle's, ward der König, wenn auch weniger aus Anhänglichkeit als aus Politik, überall mit großen Zeichen des Beifalls empfangen. Man hoffte eine bessere Zukunft, und glaubte deshalb gern an sie. Schon Martignac's Ministerium vernichtete diese Hoffnung. Anstatt daß ein constitutioneller Minister sicher

und mächtig zwischen König und Kammern dastehen und die herrschenden Ansichten ins Leben rufen soll, hatte er sich knechtischen Bedingungen unterworfen, ließ sich von der höfischen Coterie Wirkungskreis und Handlungsweise vorschreiben, und konnte also von der liberalen Parlei keineswegs gestützt und erhalten werden. Es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Bourboniden sich mit den Franzosen je verständigen und verwachsen, und gar vieles in Europa, selbst der Besitzstand (z. B. in Italien), kann nur als provisorisch betrachtet werden. — Ich gebe euch hiermit Bruchstücke aus M—s Reden, nichts von meinen Antworten und Ansichten. — Über Deutschland und Preußen sang ich mein altes Lied. Auf die Frage nach der politischen Denkungsart in unserem Vaterlande, erwiederte ich (laut der hiesigen, technischen Sprachweise): hinsichtlich der Verfassung dächten die Meisten wie das linke Centrum; hinsichtlich der Verwaltung erschiene uns aber die äußerste Linke, mit ihrem Absetzungssysteme der Beamten, noch sehr illiberal.

In dem gestrigen Journal des Debats steht ein gewaltiger Angriff auf Österreich und den Grafen A. Ich weiß nicht, in wie weit dieser Befehlen seines Hofes genügt, oder sich selbst unnütz vorgewagt hat. Auf keinen Fall kann ich es weise finden, wenn irgend eine fremde Macht um des jetzigen Ministeriums willen großen Haß auf sich ladet, oder durch

Stimme einem Gemäßigtern geben. Auf seine Bemerkung: er theile ganz diese Meinung, habe aber geglaubt, sein Benehmen sey ihren Wünschen gemäß gewesen, geht man erst in weitere Kapitulationen über eine neue Wahl und Verfahrungsweise ein. Diese, auf gemäßigte Entwickelung hinweisende Gesinnung ist sehr erfreulich, und man sieht daraus, daß es die eigene Schuld der Herrschenden seyn dürfte, wenn je eine zweite Vertreibung der Bourboniden einträte. Auch denken ihre Gegner immer nur an eine ruhige Veränderung, ohne Streit, Krieg u. s. w. Aber das Jahr 1688 kehrt schwerlich so bequem wieder. Ein Schwiegersohn, wie Wilhelm III, ist nicht gleich zur Hand, Frankreich ist keine Insel, die Franzosen sind keine Engländer, — und endlich: wie viel Fehden haben sich nicht an diese scheinbar so ruhige Veränderung angereiht! Die Bürgschaften der Freiheit müssen ganz wo anders gesucht und gefunden werden, als im persönlichen Wechsel. Ein Staatsmann, der nur darin Hülfe sieht, steht noch bei den ersten Anfangsgründen, und wenn man schon durch zu häufigen Wechsel der Parlamente und Kammern nicht vorwärts kommt, dann noch weniger durch Wechseln der Herrscher. — Warum, fragte ich weiter, hat das Ministerium die Kammern prorogirt? Warum trat es nicht mit einigen verständigen Vorschlägen auf und beschämte seine Gegner? — Antwort: „Die Prorogation

ist hauptsächlich vom Könige ausgegangen, und populäre Gesetze fürchten die jetzigen Machthaber."

Sehr zweifelhaft ist es noch immer, ob die Minister nicht mit der jetzigen Kammer noch eher zu Stande kämen, als mit einer neugewählten, und ob man ein ermäßigtes Budget verweigern würde, wenn einige populäre Maaßregeln, z. B. für die Weinbauer, zum Durchlootsen vorgespannt würden. In diesen Tagen muß sich die Frage über Dissolviren oder Prorogiren entscheiden.

Während einige behaupten, Bourmont habe durch nützliche Verfügungen den Beifall des Heeres gewonnen, sagen andere: und wenn er noch so viel Nützliches durchsetzt, wird man ihm nie vergeben, daß er zu den Feinden überging und Ney's Tod herbeiführte, nachdem er ihn mit zum Abfall verleitet hatte. — Man gesteht, Bourmont sey der Gescheuteste im Ministerium, und sogar im Grunde ein gemäßigter Mann. Aber Verschwendung, Schulden, Spiel hätten ihn in Lagen und Maaßregeln des Eigennutzes und ungebührlichen Gelderwerbes getrieben.

Ein junger Mann, der bei — erschien, und wahrscheinlich beim Forstwesen angestellt war, gab den Gesprächen eine zum Theil andere Wendung. Ich warf eine Zeit lang nur klein bei, als er nun aber aussprach: wir hätten gar keine Freiheit und keine Bürgschaften derselben, der König habe sein Wort

nicht gehalten, die Meinung sey in Frankreich, er werde gehaßt und könne einer Revolution gegen seine Despotie nicht entgehen u. s. w. — da vergaß ich meiner weisen Theorie und zeitherigen Praxis. Der Knebel, mit dem ich mir den Mund verstopft hatte, flog heraus, und über den Knüppeldamm meines Französisch ging ich frisch zum Angriff vorwärts. Ich sagte ihm: die Franzosen wüßten fast gar nichts von Deutschland und urtheilten doch über alles, sie bildeten sich ein, es gebe nur eine einzige volksthümliche Entwickelung, nämlich die ihrige; sie meinten, jede Nation habe die Aufgabe, sich zu französiren, während sie unter einander selbst stritten, was das wahre Französische sey, und weder die Vergangenheit noch die Gegenwart dafür gelten ließen. Sie läugneten die Kraft moralischer und religiöser Bürgschaften, und hätten mit den droits de l'homme in der Hand, Namens der Freiheit, Menschenopfer eingeführt, sie hätten ihr Knie vor all den Fahnen gebeugt, die allmälig auf dem Constitutionsthurme aufgesteckt worden und in jeder die unbedingte Bürgschaft eines neuen Weltalters gesehen. — So gings dann zu den Communalordnungen, Douanengesetzen, Centralisiren, Wegjagen der Beamten u. s. w. — bis mir, erschreckt, das goldne Sprichwort einfiel: sprich nicht zu viel, sondern höre mehr! — Es war aber zu spät — oder auch nicht. Denn warum soll man

noch nicht darauf wenden und mich durch längere Erzählung ermatten. — Entzündung und Fieber und die entsetzlichen Schmerzen sind bezwungen; hoffentlich kein Rückfall und allmälige Stärkung.

Ich kann mich rühmen, daß ich jedes erhebliche Lebensereigniß (in Freude, wie in Schmerz), was Gott mir schickte, reiflich überlegt, benutzt und mir zur Lehre und zum Frieden habe dienen lassen. Das wird auch diesmal geschehen und für Reise-, literarische und Lebenspläne als Resultat heraustreten: — contrahere vela! —

Die Schechner!! Es ist ein bitterer Jammer! Drei Sommer dieser Lebensperiode verflossen seit dem ersten glanzvollen Sonnenaufgang in Berlin — und eigentlich kein großartiger Schritt vorwärts! Was haben die Malibran, Sontag, Schätzel, Devrient — was selbst kleinere Talente in der Zeit versucht und geleistet. — Auf eigene Kosten hätte die Schechner hieher reisen, und wenn nicht im Theater, auf der Straße ihren siegreichen Gesang anstimmen müssen, um sich europäischen Ruhm zu erobern. Sie wird in München nie ihre bewundernswerthen Anlagen für dramatisch-tragischen Gesang vollkommen ausbilden, und, großer Vorbilder, ernster Freunde und begeisternden Beifalls entbehrend, hinter dem höchsten, ihr erreichbaren Ziele zurückbleiben.

Meine Krankheit ist mir sehr lieb. Wenn man den Tod einmal so nahe mit solchem Angesichte gesehen hat, kann man nicht mehr fürchten und erschrecken, er mag kommen wann und wie er will. —

Paris, den 28sten April.

Heut habe ich mir die Strümpfe selbst angezogen und bin ohne Stütze in der Stube auf und ab gegangen. Reicht das nun hin, einen selbstständigen Menschen zu constituiren?

Der Mensch besteht aus mehr als zweien Theilen. Wie hätte ich sonst an einem Ende Eingeweide todtkrank seyn können, während der nahe Geschäftsgehülfe, der Magen, völlig gesund war und blieb?

Ich finde, nachdem ich dem Tode ins Angesicht gesehen, meine Arbeiten und Bestrebungen weder unwichtiger noch wichtiger, als wie zuvor. Es sind eben die von Gott mir für dieses Leben zugewiesenen. Nur darauf ward ich aufmerksam, schärfer hinzusehen, was meines Amtes ist und ich wohl noch zu Stande bringen kann.

Wolfgang Menzel hat im Literaturblatte den Hrn. v. L. und Zubehör großartig und preiswürdig gezüchtigt. Da ist doch Muth, Hand und Fuß, und Geißel und Verachtung wo und wie es sich gebührt.

Aber diese Hätschelelen, Liebedienereien, Ängstlichkeiten, rücksichtsvolle Rücksichten u. s. w. mancher wendehalsigen Klatschbudenredakteure! Es sind die Barrères in unserer Käsemilbenliteratur. Jahre lang hat Müllner auf nichtsnutzige Weise Tieck verläumdet, und dieser hat in großartiger Ruhe geschwiegen, wie es ihm und seinen bejahrten Freunden gebührt. Aber die jungen enthusiastischen Poeten und Kritiker, hat denn wohl einer den Muth gehabt, die Pfote gegen M. herauszustrecken? In der Tasche haben sie Schnippchen geschlagen und Tieck gesagt, sie gölten seinem Gegner, und diesem, sie gölten dem alten, thörichten Zauberer! Man könnte manchen malen, wie er über den d— Altmarkt, als positiver und negativer Korkstöpsel zugleich, von Tieck zu — und von diesem zu jenem in gar rastloser Thätigkeit hin= und herfliegt, bis er zuletzt in der Mitte bei den Portechaisenträgern in ästhetische Ruhe und sein Cabinet d'aisance geräth.

Ihr glaubt nicht, wie wichtig einem Kranken das Bett wird.

Ich werde ein Buch schreiben, um darauf Doctor medicinae zu werben. Scilicet:

Motto scientifico: Duo cum faciunt idem, non est idem; id est: wenn sich zwei in zwei Betten legen, liegen sie nicht gleich gut.

Titulus: Gründliche und doch ansprechende, vorurtheilsfreie und doch ad causam interessirte, wahrhafte und doch neue, neue und doch beglaubigte Abhandlung, Darstellung und Entwickelung über die zwei Haupttypus, Ur- und Übergangsformen, in welchen die natura soporificans hominis sich erzeugend vernichtet und vernichtend wiedererzeugt, oder lingua vulgari über das Bett, und zwar über das parallelepipedon elongato-contractum oder das deutsche Langschmaldümmlich, und das parallelepipedon fere quadratum largofactum, oder das französische Langbreitwürflich, nebst Auseinandersetzung über die Bequem- und Annehm-, Schön- und Häßlich-, Einfach- und Mannichfaltigkeit und heit besagter beiden Urideale und Reale; versehen mit einer lehrreichen Sammlung Abbildungen aller möglichen und unmöglichen Stellungen, welche ein ammalato in demselbigen Stadio morbi seu mali anzunehmen im Stande und nicht im Stande ist. Als Zugabe endlich die Lehre von der lectiaedificatio oder dem Bettmachen, und eine Budgetificatio oder mathematisch-finanzielle Dechiffrirung über die erforderlichen Kosten und Räumlichkeiten für obbenannte beiden Streck- oder Krummliegeanstalten.

Dreißigster Brief.

An den Geheimenrath v. R.

Paris, den 29sten April 1830.

Bester Onkel!

Es giebt eine keilförmige Schlachtordnung, die immer obsiegt; die nämlich, welche das älteste Haupt eines zahlreichen Geschlechtes kühn dem Tode entgegenführt. Sie bester Onkel sind jetzt chronologisch der Führer und Feldmarschall aller Raumer's; gleichwie schon mancher, habe aber auch ich aus den Reihen herausspringen und mich an die Spitze stellen wollen. Sie haben wohl allerhand von mir aus der Fremde gehört, Ihnen will ich aber noch subordinationsmäßig unmittelbar einige Worte über meinen Krankheitsfeldzug zusenden.

Auf der Bibliothek las ich täglich mit großer Anstrengung interessante Handschriften. Die Größe des Formats, die oft blasse, abgekürzte oder sehr undeutliche Schrift, der äußerst geringe Raum für viele Leser, zwangen ununterbrochen in derselben Stellung zu verweilen und besonders den Leib sehr einzupressen. Hiezu kam eine arge Kälte. Die Lesezimmer werden hier nämlich nie geheizt, und die Fenster

wohl sehr selten geöffnet. So fiel denn die alte, böse Winterluft dergestalt auf den Leib daß man, ungeachtet warmen Anzugs, nach dem Sprichwort fror bis auf die Knochen. Aus der Bibliothek heraustretend, fand ich dann gleich kalte Winde oder schwüle Gewitterregen; daher meine Erkältung, welche in eine Entzündung der Eingeweide überging.

In den ersten Stunden des Übels dachte ich an das Bittere der Einsamkeit unter so vielen Menschen, an die Heimath, — bald aber verloren sich alle Gedanken: so drängte Einnehmen, Einreiben, Blutigel, Aderlaß, Ohnmacht. Ich wäre nicht gestorben wie ein Mensch, sondern dahingefahren wie ein vom Schmerze zu Tode gequältes Thier. — Als ich aus einer Ohnmacht erwachte und den deutschen (Koref) und französischen Arzt, den Reisegefährten und die Wartefrau beschäftigt sah, mich ins Leben zurückzurufen, hätte ich freilich glauben sollen, mein Leib sey etwas mehr als ein Bündel verbrauchter Materie. Es war mir nie so nahe gekommen zu fühlen, welche Wahrheit der alte, bittere Spruch mancher Theologen habe: der Mensch sey nur ein schmutziger Madensack! Als man mir am andern Morgen sagte: die Gefahr habe abgenommen, war mir dies völlig gleichgültig; — ein Beweis für die Größe des Übels. Erst in der nächsten Nacht, als ich erwachte, kam's mir vor als sey das Leben ein Gut, und als hätte ich noch

Aussicht dasselbe eine Zeit lang zu besitzen. In demselben Augenblicke ließen sich (eine Seltenheit in Paris) zwei ferne Waldhörner hören, was auf mich den größten Eindruck machte. Mir fiel Tieck's Lied ein, und ich hätte gern laut gerufen: Waldeinsamkeit, meine höchste Freud! Der Gedanke an Paris war mir dagegen höchst widerwärtig. Es schien mir selbst an einem großen Entzündungsfieber krank darnieder zu liegen, und ich sah wie die Strafengel des Gottes, welcher die Sünden der Väter züchtigt bis ins dritte und vierte Glied, ganze Haufen von den Sitzen ihrer Weisheit oder Thorheit herabwarfen und sie hinausfegten in die Todesgruben des Paters Lachaise. Ich bemühte mich vergeblich, den Begriff des Erhabenen irgendwie mit Paris zu verbinden, das unendliche Gewirre und Getreibe schien mir lediglich klein und bedeutungslos, bis meine Seele, ich weiß nicht wie, den Gedanken der Erhabenheit der *Wüste* ergriff und festhielt. Denn wo nichts ist und denkt, ist und denkt eben *Gott*, und der Mensch muß *ihn* denken, und nicht (wie hier) an sich und seine hinfällige Weisheit.

Man sagt, in der Nähe des Todes zeige sich höhere Verklärung, Offenbarung. Mein schmerzhafter Zustand war nicht der Art. Ich konnte geradehin *nichts* begreifen oder erwägen; ich war weder Christ noch Heide, weder Deist noch Atheist; ich hätte mei-

nen eigenen Namen nicht gewußt. Wo war denn nun mein Geist, als diese Säuren und Salze, welche ihre Paar Tropfen und Körner zu meinem Leibe hergegeben hatten, diesen Concursprozeß anstellten und mich, strenger als nach den Zehentafelgesetzen, zerrissen? Wäre die Seele denn nichts als das Resultat einer solchen temporellen Bettelmannsanleihe bei den seelenlosen Massen, auf willkürliche Kündigung? Umgekehrt! — Wenn der Geist aber das Herrschende ist, warum kehrt er sklavisch in das anbrüchige Gehäuse zurück, warum duldet er solche Empörung der niedern Mächte? — Wer kann diese und ähnliche Fragen lösen? — Auch soll man es nicht! Das Schauen wird später kommen und alle Versuche, Mittelstufen zu überspringen, sind Salto mortales. Ich bin aufs Innigste von dem Daseyn eines allweisen, allgütigen Gottes überzeugt, in dessen Hand wir alle stehen, und diese Überzeugung begleitet mich durchs ganze Leben und hält mich überall aufrecht. An ihn zu zweifeln, weil einmal geschieht was wir ein Unglück nennen, wäre unsinnig; kindisch, läugnen zu wollen daß es, menschlicher Betrachtungsweise nach, Leiden und Unglück giebt.

Paris, den 30sten April.

Gestern bin ich bei sehr schönem Wetter zum ersten Male ausgefahren, und es ist mir gut bekom-

men. In das Kabriolet steigend, bezeichnete ich mit zwei Worten die Richtung nach den Champs élisées, und sagte nach dem hiesigen, technischen Ausdruck: à l'heure. Unerwartet fängt der Kerl bald darauf Händel an, und behauptet: ich müsse von Zeit zu Zeit aussteigen, oder er habe das Recht, von Zeit zu Zeit stille zu halten. Diese Rede weckte mich aus ganz andern Gedanken, und ich hielt ihm eine nachdrücklichere darüber: ob er ein sot sey oder mich dafür halte. — Mais mon Dieu, sagte er jetzt, vous n'êtes donc pas un Anglais nouvellement arrivé — und war nun zu allem willig und bereit.

Meine Kräfte erlauben mir heut nicht mehr zu schreiben, deshalb lege ich einen Aufsatz für Sie bei, über das französische Schul- und Kirchenwesen seit der Revolution.

Religion und Kirche in Frankreich während der Revolution.

So unbegreiflich die politische Geschichte Frankreichs seit der französischen Revolution erscheint, wenn man die frühern Veranlassungen und Ereignisse nicht berücksichtigt, so unerklärlich bleiben die religiösen und kirchlichen Ansichten und Gesetze, im Fall man sie als eine mit der Vergangenheit ganz unverbundene Erscheinung darstellt, beurtheilt und verdammt. Eine

genauere Ermittelung der Triebfedern und Ursachen wird nicht etwa die Strenge des Urtheils und der Zurechnung aufheben, sondern schärfer begründen und über alle Schuldige angemessen vertheilen. So wie der Arzt nach den Gründen des Wahnsinnes bei jedem einzelnen Kranken fragt, um hier zu heilen, dort vorzubeugen, muß auch der Wahnsinn ganzer Völker nicht als Zufall willkürlichen Heilmitteln überwiesen, sondern in seinen Ursachen erforscht und durch tiefere Erkenntniß des Übels getilgt werden.

Woher also kam es, daß in Frankreich während des 18ten Jahrhunderts erst in Scherz und Spott, dann mit dem Ernste angeblicher Wissenschaft, endlich mit schrankenloser Wuth Kirche, Priester, Religion angegriffen und zu Boden geworfen wurden? Neben den Beweisen: es habe Leichtsinn, Eitelkeit, Hochmuth und angeborene oder angelernte Sündhaftigkeit die Führer in diese Bahn hinein und immer weiter und weiter getrieben, stehen andere nicht minder vollgültige, daß seit Franz I die Angegriffenen keineswegs immer auf dem rechten Wege verharrten, daß sie vielmehr ihrerseits die Übel wesentlich mit veranlaßt und herbeigeführt haben. Während jener König den deutschen Protestanten schmeichelte, ließ er die französischen verbrennen, und unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich II steckte man den Verurtheilten (damit sie vom Scheiterhaufen herab nicht zu den Um-

stehenden sprechen könnten) einen Holzkloben mit solcher Gewalt in den Mund, daß beide Seiten bluteten. Auf diesem Wege erhob sich ein 30jähriger Bürger- und Religionskrieg, und das Elend Frankreichs stieg auf eine fast unglaubliche Höhe. In jeder Stadt, jedem Dorfe, ja in jeder Familie erhob sich grausamer Zwiespalt, alle Bande des Bluts und der Natur verloren, den wilden Leidenschaften des Tages gegenüber, ihre heilsame Bedeutung, und es schien gerechtfertigt wenn Söhne ihre Väter anklagten, und Väter gegen ihre Söhne kämpften. Wo die Hugenotten obsiegten, zerstörten sie Kirchen, Orgeln, Bilder, Altäre und Büchersammlungen, plünderten die Geistlichen und schlugen Geld aus den Kirchengeräthen; wo die Katholiken die Oberhand gewannen, tauften und trauten sie von neuem, verbrannten die Bibeln und meinten auch das Ärgste in Vollmacht eines Gesetzes begehen zu dürfen, welches der Kardinal von Lothringen erstritten hatte und jedem Einzelnen erlaubte, wider jeden Hugenotten Krieg zu beginnen, zu rauben, zu brennen, zu morden. „Es giebt," sagte der edle Kanzler Hospital, „Gesellschaften von Aufrührern und Schurken, welche alles mit dem Mantel der Religion bedecken, aber nicht Reformirte oder Katholiken, sondern Gotteslängner sind und mit Verwerfung kirchlicher und bürgerlicher Gesetze lediglich ihrer frevelhaften Willkür nachhangen."

Kaum aber darf man die Leidenschaften der Menge anklagen, wenn (ein abschreckendes Beispiel für Jahrtausende) Könige und Königinnen die verruchte Bluthochzeit anordneten, mit vorsätzlicher Lüge die Schuld Unschuldigen aufwälzten, und Papst Gregor XIII ob des Geschehenen ein Tedeum anstimmen ließ.

Noch 26 Jahre dauerte das Elend; da stellte das Gesetz von Nantes (1598) die Ruhe her, keineswegs aber die Hugenotten in ihren Rechten den Katholiken gleich. Nur als politische, mit Reichsfeinden in Verbindung tretende Partei wollte Richelieu die Reformirten nicht dulden; ihre kirchlichen und religiösen Freiheiten ließ er unangetastet. Ganz anders Ludwig XIV. Im Jahre 1666 schrieb er dem Herzoge von Beauvilliers *): „Da die Reformirten mir nicht minder treu sind als meine übrigen Unterthanen, muß man sie nicht mit geringerer Achtung und Güte behandeln, und wenn Sie an jenen etwas nicht zu Duldendes entdecken, müssen Sie sich sehr hüten daraus eine allgemeine Angelegenheit zu machen, und nur hinsichtlich des Einzelnen die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln ergreifen.“ Bald aber entfernte sich der König von diesen richtigen Grundsätzen und kam allmälig bis zur Billigung der nichtswürdigsten Grausamkeiten gegen ruhige, schuldlose Unterthanen. Zwei jesuitische Beicht-

*) „Lettres de Louis XIV“, II, 178.

väter, La Chaise und Tellier, der hatte Kriegsminister Louvois und die Maintenon waren Haupttriebfedern und Gehülfen. In ihrem eigenthümlichen Zorne schrieb deshalb Ludwigs Schwägerinn, die Herzoginn von Orleans: „Man konnte in der Welt nicht einfältiger in der Religion seyn als der König. Die alte Maintenon und der Pater La Chaise haben ihn persuadirt daß alle Sünden, so Ihre Majestät mit der Montespan begangen, vergeben seyn würden, wenn er die Reformirten plagte und wegjagte, und daß dies der Weg zum Himmel sey. Das hat der arme König fest geglaubt; denn er hat in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen, und darüber ist die hiesige Persecution angegangen."

Gewiß traf die Herzoginn deutscher Herkunft das Richtige *) besser als die berühmte Frau v. Sevigné, welche über das Gesetz, die Aufhebung des Edikts von Nantes betreffend, äußert: „Nichts kann schöner seyn als alles, was es enthält, und niemals hat ein König etwas Denkwürdigeres gethan oder wird etwas Denkwürdigeres thun. Die ehemaligen Kriege und die Bartholomäusnacht haben diese Sekte nur vermehrt und ihr Kraft gegeben, Ihre Majestät dagegen hat sie ganz allmälig (petit à petit) untergraben und das neueste Gesetz, unterstützt von Dragonern

*) Tome VI, lettre 743.

und Bourdaloues, ist der letzte Gnadenstoß gewesen.“ Wenn zarte, wohlgezogene Frauen damals in solchen Wahnsinn geriethen, kann man den der Jakobiner von 1792 als einzig darstellen?

Wer seinen Glauben auf Befehl nicht wechseln wollte, mußte ungeheuere Geldbußen zahlen und erhielt täglich bis 100 Mann Einquartirung. Wer auf dem Todtenbette nicht das Abendmahl nach katholischer Weise nahm, verlor als Apostat seine Güter und ward auf dem Schindanger begraben; genas der Kranke, so kam er lebenslang auf die Galeeren. Die Kinder, so erfordere es das Heil der Seelen, wurden den reformirten Aeltern genommen und bei Katholiken oder in Waisenhäusern untergebracht.

Die zweite, nicht minder schreckliche Hälfte zur Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) gab 14 Jahre später der durch gleiche Unduldsamkeit herbeigeführte Aufstand in den Cevennen.

Noch unter Ludwig XV im Jahre 1724 erging ein Gesetz des Inhalts: Protestantische Versammlungen werden mit Galeerenarbeit und Gütereinziehung, ja selbst mit dem Tode bestraft. Wer protestantischen Geistlichen Hülfe leistet, kommt lebenslang auf die Galeeren; sie selbst werden hingerichtet. Wer einem Protestanten nach protestantischer Lehre auf dem Krankenbette Trost zuspricht, verliert seine Güter und wird für immer eingesperrt. Die oben erwähnten

Bestimmungen über Nehmen des Abendmahls u. s. w. wurden bestätigt *).

In den Jahren 1746 bis 1750 sind Hunderte von Personen, als angebliche oder wirkliche Reformirte, ihres Vermögens beraubt und auf die Galeeren geschickt worden. Dieselbe Strafe traf jemand, weil er die Melodie eines Psalmes an Andere gelehrt hatte. Alle Bibeln wurden weggenommen, Manche wegen ihres Besitzes an den Schandpfahl gestellt und protestantische Geistliche aufgehangen.

Das Alles geschah angeblich für die Religion und zu Gottes Ehren, während der sittenlosesten Zeit Ludwigs XV!

Aber nicht bloß gegen die Reformirten ward jenes System verwerflicher Unduldsamkeit befolgt, vielmehr finden wir auch innerhalb der katholischen Kirche, insbesondere Seitens der Jesuiten gegen die Jansenisten, alle Arten von Verfolgungen und Strafen (die Hinrichtung allein ausgenommen) mit größter Leidenschaftlichkeit zur Anwendung gebracht. Selbst Papst Clemens XI ward durch falsche Darlegungen, oder durch Furcht vor dem mächtigen Beichtvater Tellier vermocht, die Bulle Unigenitus zu erlassen, welche die Kirche in unheilbringende Streitigkeiten verwickelte

---

*) Rambach, „Schicksal der Protestanten“, I, 303—360. Desodoard's „Hist. de France“, II, 68.

und sich weder nach Form noch Inhalt rechtfertigen läßt. Unter den verdammten Sätzen stehen z. B. folgende: „Diejenigen werden unfehlbar errettet, welche Gott durch Jesum Christum erretten will. Wenn die Liebe Gottes nicht mehr in dem Herzen des Sünders regiert, so beherrscht und verdirbt fleischliche Begier nothwendig seine Handlungen. Der Gehorsam gegen das Gesetz soll aus der rechten Quelle fließen, und diese ist die Liebe. Es ist vergebens, daß man zu Gott ruft: mein Vater! sobald dies nicht im Geiste der Liebe geschieht. Wenn allein Furcht vor Strafe die Reue erzeugt, so führt diese, je heftiger sie wird, desto mehr zur Verzweiflung. Man soll sich Gott nahen nicht mit wilden Leidenschaften, oder bloß vom Instinkt der Furcht getrieben wie die Thiere, sondern in Glauben und Liebe gleichwie die Kinder. Den Christen das Lesen der heil. Schrift verbieten, heißt, die Kinder des Lichts vom Lichte ausschließen. Die Furcht vor einem ungerechten Bannspruche soll uns niemals verhindern, unsere Schuldigkeit zu thun."

Diese und ähnliche Sätze heißen nun in der Bulle falsch, verfänglich, übelklingend, fromme Ohren beleidigend, anstößig, gefährlich, verwegen, aufrührerisch, gottlos, irrig, ketzerisch u. s. w. Alle Gläubige werden bei Strafe des Bannes angewiesen, nie etwas zur Vertheidigung jener Irrthümer zu schreiben oder

zu drucken; es wird ihnen verboten, über dieselben anders zu **denken**, als die Bulle anbefiehlt.

Nicht unnatürlich überschritten die so hart Angegriffenen nun auch ihrerseits die Grenzen gemäßigter Vertheidigung, und verschmähten nicht, weil ihnen Päpsten und Bischöfen gegenüber, keine Gewaltmittel zu Gebote standen, durch die angeblichen Wunder auf dem Grabe des Abtes Paris die Menge zu locken, bis der König den Kirchhof schließen ließ und ein Spötter die Inschrift anschlug:

De par le Roi défense à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

Alles dies, woran wir hier nur mit wenigen Zügen erinnern konnten, darf man nie aus den Augen verlieren, um es begreiflich zu finden, daß die Protestanten ihre katholischen Verfolger stürzen wollten, die Jansenisten einfache Einrichtungen der ersten Jahrhunderte herzustellen trachteten, und fast alle guten Köpfe Frankreichs sich zunächst nicht gegen die wahre Religion, sondern gegen die Mißbräuche richteten, welche unter ihrem Namen stattfanden. Hatten Bischöfe und Beichtväter ihrem Aberglauben und ihrer Herrschsucht so viele Menschenopfer gebracht: konnten sie sich wundern, daß die früher Angegriffenen ihre neugewonnene Allmacht nun auch mißbrauchten, aus der Nothwehr bald in Verfolgungssucht hineingeriethen und mit frechem Unglauben den thörichten Aberglauben bekämpfen wollten?

Während Jansenisten die geistlichen Güter einzogen, weil nur eine arme Kirche heilig seyn könne, erkannten scharfsichtigere Gegner derselben, sie müsse auf diesem Wege ganz zusammenstürzen; und bald folgten den Gesetzen über die Güter, andere wider die Personen, bis die ersten Tage des Septembers 1792 einen entsetzlichen Beweis gaben: daß im achtzehnten Jahrhundert Pöbelwuth, von frevelnden Demagogen aufgereizt, in der Bahn des Verbrechens und der Greuel nicht hinter den königlichen Bluthochzeiten des sechzehnten Jahrhunderts zurückbleibt.

Nicht bloß der Katholicismus, nicht bloß das Christenthum, sondern alle und jede Religion sollte durch die revolutionnaire Gesetzgebung mit besonnenem Vorsatze vertilgt werden, und nur zu viel gelang, wie aus folgenden Beispielen der Thorheit und des Wahnsinns hervorgeht. In einer Sektionsversammlung zu Paris ward die Frage aufgeworfen: ob man Gott an seinem Platze (à sa place) lassen solle, und ob seine Gegenwart von einigem Nutzen seyn könne? Als hierauf ein Mitglied erklärte: er läugne Gottes Daseyn, ward die weitere Untersuchung für überflüssig gehalten. In Nismes (so erzählt man) rief der Vorsteher eines Klubs: Wer an Gott glaubt, hebe die Hand in die Höhe! — Und siehe, nur ein altes Weib hatte den Muth, dies zu thun. Es galt für rühmlich, ein Gottesläugner zu seyn, und Hebert ver-

klagte Lavaux bei den Jakobinern, daß er an ein höchstes Wesen glaube. In seinem Lexikon zählt Sylvain Maréchal unter den Atheisten auf: Malebranche, Fénélon, Bossuet, Pascal, Augustinus, Athanasius, Cyprian, Irenius, Hiob und Jakob, Paulus und Johannes, — Christus und den heiligen Geist! Der bekannte Astronom Lalande ließ drucken: „Man sagt mir oft: Sie betrachten Sonne, Mond und Sterne, wie können Sie nicht ein höchstes Wesen darin erkennen? Ich antworte: Ich sehe, daß es eine Sonne, einen Mond und Sterne giebt, und daß Sie ein Dummkopf (une bête) sind."

An vielen Orten wurden die Gebräuche der katholischen Kirche auf unanständige Weise verspottet. Man behing Hunde, Böcke, Schweine, vor allen aber Esel mit geweihten Gegenständen und Kleidern. In Bourg-en-Bresse (damals Bourg régénéré genannt) hatte man ein Pferd und einen Ochsen zusammengespannt und auf ihre Stirne das Wort Gleichheit geschrieben. Drei Esel folgten mit diesen Inschriften: Ich bin nützlicher als ein König; ich ehrwürdiger als ein Priester; ich keuscher wie der Papst. Bei dem Feste zu Ehren der Vernunft sah man einen Wagen, gezogen von sechs gekrönten Eseln, wodurch die gegen Frankreich verbündeten Könige bezeichnet wurden. Eine Frau, die Sittenlehre vorstellend, saß im Wagen und hielt in einer Hand ein Buch, mit der andern aber

zwei Stricke, von denen einer am Halse des Papstes, der zweite am Halse des Königs (Ludwig Capet's) befestigt war.

Der republikanische Kalender beruhte keineswegs allein auf wissenschaftlicher Überzeugung, sondern hatte den Zweck, christliche Einrichtungen und Feste, insbesondere die Sonntagsfeier, abzuschaffen. Nach Romme's Vorschlage sollten die Monate folgende Namen erhalten: Republik, Einheit, Leidenschaft, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Wiedergeburt, Vereinigung, Ballspiel (zur Erinnerung des Eides im Ballhause), Bastille, Volk, Berg. Die fünf überschießenden Tage hießen: Adoption, Gewerbfleiß, Belohnung, Vaterschaft, Alter. Für die Tage der Dekade wurden vorgeschlagen die Namen: Mütze, Kokarde, Pike, Pflug u. s. w. Auf den zu Ehren des neuen Kalenders veranstalteten Festen, stellten alte Männer die überschießenden Tage vor, junge Mädchen dagegen die Zeichen des Thierkreises und die Tag- und Nachtgleichen. Alle Heiligen- und Monatsnamen wurden auch bei anderweitem Gebrauch abgeschafft; ein Herr Januar z. B. nannte sich jetzt: Herr Nivose; Märzbier hieß: Bier des Germinal; die Pflaume reine Claude wurde citoyenne Claude genannt. Es geschah der Vorschlag, den Kindern künftig bedeutende, denkwürdige, lehrreiche Namen zu geben, etwa: Erfindung der Buchdruckerkunst; oder: dritter Stand geworden Na-

tionalversammlung. Jemand fragte nach der Straße Saint-Denys, und erhielt die Antwort: Es giebt keine Heiligen mehr; — also Denys; — es giebt keine de mehr; — also rue Nys. Die rue notre Seigneur nannte man rue Voltaire, die rue de l'enfer: rue vieux conte.

Wenn von einem Kultus der Vernunft die Rede war, so dachte man nicht an die ewige, allumfassende, welche in Gott selbst ist, auch nicht an die menschliche, wie sie sich seit Jahrtausenden offenbart hat, sondern man trieb so argen Götzendienst mit der haltungslosen, willkürlichen, frevelhaften Meinung des letzten Augenblicks, daß selbst Robespierre meinte, man müsse statt dessen eine Verehrung des höchsten Wesens wieder einführen. Es hätte dies wohl ein Schritt seyn können, um sich von dem finstersten Atheismus zu entfernen, weshalb auch Baudin sagte: „Dieser verdammte Robespierre hat uns mit seinem höchsten Wesen um zehn Jahre zurückgeworfen; Niemand dachte mehr daran, und wir waren auf dem besten Wege." Unter zahllosen Greueln das Daseyn Gottes dekretiren zu lassen, war indeß selbst ein Greuel; und was sollten die neuen abstrakten Feste der Freundschaft, der kindlichen Liebe, der Achtung für das Unglück, während man aller Liebe und Freundschaft Hohn sprach und mehr Unglück erzeugte, als durch alle republikanischen und philosophischen Feste wieder gutgemacht werden konnte.

Am 8ten Junius 1794 führte Robespierre (bisher der Henker, nun der Hohepriester und angebliche Heiland Frankreichs) den Konvent zum Feste des höchsten Wesens, verbrannte eine Puppe, Atheismus überschrieben, sprach nach seiner frostigen Weise von Tugend, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit, und forderte zu fröhlicher Theilnahme auf, während Hunger das Volk drückte und die Mischung von Sand und Menschenblut auf dem Revolutionsplatze in dampfende Gährung gerieth und Leib und Seele betäubte und vernichtete. Statt mit zerknirschtem Gemüthe niederzufallen und Gnade zu erflehen, that der Konvent groß mit der ehrenvollen Genugthuung, die Gott zu Theil werde indem man mit langen Buchstaben an die in Kaufmannsbuden verwandelten Kirchen schreiben ließ: Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an. Es war nicht genug, daß die frevelnden Haufen es so weit gebracht, daß ihre Mitmenschen und schwache Staaten sich durch ihre ansteckende accolade fraternelle geehrt finden mußten; sie sprachen auch zu Gott wie zu den Sansculotten in der Vorstadt St.-Antoine.

Jene ungläubige Zeit charakterisirend und bitter verspottend, hatte man das christliche Glaubensbekenntniß also umgeändert: Ich glaube an Sieyes, den allmächtigen Schöpfer der Jakobiner und Philanthropen, und an Robespierre, seinen geliebten Sohn unseren

Herrn, der da ist empfangen vom Teufel, geboren von einer Furie, gelitten am 9ten Thermidor, guillotiniert, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, auferstanden von den Todten am 13ten Vendemiaire, aufgefahren zum Palaste Luxemburg, wo er sitzt zur Rechten oder Linken des Barras, um zu richten den Rath der Fünfhundert. Ich glaube an Barras, Reubel und Larevellière=Lepaux, an die constitutionellen Gesellschaften, den Berg, an die Auferstehung der Schreckensregierung und ihre ewige Dauer.

Im Vergleich mit dem Früheren stellten die Theophilanthropen allerlei Gutes und Gemäßigtes auf; aber keine Religion, Nichts, was die tiefer forschende Vernunft oder das Bedürfniß des Glaubens befriedigt hätte. Auch hatten sie das Beste dem Christenthum entnommen, nur überall abgeschwächt und zu trockener Abstraktion herabgezogen.

Die Rückkehr zum Christenthume und der Sieg desselben war für das Heil Frankreichs unausbleiblich. Möchte man sich jedoch, unter dem Vorwande, die Übel der revolutionnairen Ansichten fernerhin zu bekämpfen, nicht der Unduldsamkeit und Herrschlust früherer Zeiten wieder ergeben; denn so wenig Tyrannei ein Mittel gegen Anarchie ist, so wenig abergläubige Verfolgungen gegen Unglauben. Und auch in Deutschland hüte man sich Parteinamen wieder hervorzusuchen oder neu zu erfinden, um von vorn herein Geg-

ner gehässig zu machen, deren Ansicht und Lehrweise von der eigenen irgendwo und wie abweicht. Anstatt (was nicht ausbleibt) auf diese Weise lieblos zu verketzern und überall Unchristen um sich zu sehen, befolge man den Rath, welchen Burke in einer viel gefährlicheren Zeit gab. „Atheismus," so spricht er, „ist das furchtbarste und grausamste Unglück, was ein Volk treffen kann. Hier ist nicht von Abweichung, sondern von vollkommener Entgegensetzung, nicht von Duldung, sondern von offenem Kriege gegen das Böse die Rede. Aber wo nur noch ein Funke von Religion ist, von natürlicher oder geoffenbarter, laßt uns ihn lieben, dulden und anblasen, daß er zur heiligen Flamme werde! Das stärkt am Besten den Bund gegen alle Feinde des Wahren, Guten und Schönen!"

Einunddreißigster Brief.

An Hrn. Geheimenrath K—.

Paris, den 2ten Mai.

— — Auf der Bibliothek ist für die Hohenstaufen wenig Ausbeute, und für die Geschichte der Kreuzzüge aus morgenländischen Quellen hat Hr. Reinaud so vor-

treffliche Auszüge geliefert, daß man sich keine bessere Vorarbeit wünschen kann. Im Allgemeinen ist embarras de richesse, ich kann nicht den tausendsten Theil dessen lesen, was für die neuere Geschichte zugänglich daliegt. Daraus folgt, daß Quellenstudium und Bearbeitung dieser Zeit anders aufgefaßt und getrieben werden muß, als etwa des fünften bis zehnten Jahrhunderts, wo man allerdings Alles lesen kann, was aus dieser Zeit vorhanden ist.

Meine Krankheit, die so streng an die Kürze des Lebens und die Beschränktheit der Kräfte erinnerte, hat die sehr gute Folge gehabt, daß ich mich selbst über mich orientirte. Sie schiebt die neuen, zu großen Plane in den Hintergrund, und ich bin entschlossen, nach der Rückkehr alle Kräfte daran zu wenden, das bereits Geschriebene zu höherer Vollkommenheit auszubilden und zu neuen Ausgaben gründlich vorzubereiten. Also die Hohenstaufen, die Schrift über Recht und Staat, und selbst die Vorlesungen über die alte Geschichte, die ich zu sehr aus den Augen verloren hatte, und die doch eher verdienen erzogen als verstoßen zu werden. In Deutschland meinen Viele: nur der sey lebendig und thätig, der alle Jahre etwas Neues auf die Messe schicke, und doch ist dies ein unfehlbares Mittel bald und für immer zu sterben.

Den 8ten Mai.

Ich habe in vierzehn Tagen die hiesigen öffentlichen Blätter nicht gelesen und daran wenig verloren. Denn sie haben als Zeitungen keineswegs den Zweck, mitzutheilen, was Merkwürdiges in der ganzen Welt geschieht; sie sind nur rhetorische Parteiblätter, die ihr Grundthema unzählige Male variiren und den kleinen Krieg täglich fortführen, schon um nicht für geschlagen zu gelten. Auch will hier jeder im Wesentlichen nur seine Ansichten ausgesprochen und wiederholt sehen, er hat sein Blatt und einen Spiegel seiner eigenen Weisheit in demselben. Unser historischer Sinn verlangt ganz etwas Anderes: er will von jeder Ansicht und Thatsache Kunde, um nach allen Richtungen hin zu sehen, zu überlegen, zu entscheiden. Schon um deswillen war der Plan, unserer preiswürdigen Staatszeitung eine Farbe aufzuzwingen, ganz undeutsch und verwerflich: denn hätte man auch die schönste Farbe erwählt, wir wollen nicht Farbe, sondern Farben; nicht Ton, sondern Töne.

Die Auflösung der Kammern ist beschlossen, und ich weiß aus sehr guter Hand, daß der Minister des Innern jemanden die vorläufigen Listen und Berichte gezeigt und behauptet hat: sie würden in der neuen Kammer eine sehr große Majorität haben. Ob nun gleich die Wahlen immer eine Lotterie sind, weil das

Gesetz nur auf Geld Rücksicht nimmt, sonst aber ohne alle Beziehung auf innerliche Qualifikation mit unbenannten Ziffern spielt, finde ich jene Hoffnung doch sehr täuschend. Aller Einfluß der Präfekten u. s. w. kann dies Ministerium nicht beliebt machen: es hat geradehin keine Partei, und alle Menschen aller Art sind von seiner Unfähigkeit, Frankreich zu beherrschen, völlig überzeugt. Nun ist aber Frankreich so abgeneigt, sich in neue Revolutionen zu stürzen, als ich, mir noch einmal ein Entzündungsfieber zuzuziehen, und es entsteht die Frage: wird das Ministerium in der neuen Kammer das Budget durchbringen? Werden nicht viele dafür stimmen, um nur die äußerste Verwirrung weiter hinauszuschieben? Diese Möglichkeit würde sehr erschwert werden, wenn der Dey von Algier nicht zuletzt die Kosten der sehr verschwenderisch zugeschnittenen Expedition trägt. Er hat (obgleich diesmal das Recht eigentlich auf seiner Seite steht) zwanzig Millionen Entschädigung angeboten; man will aber den Krieg, um Eindruck zu machen, das Heer zu gewinnen, Kraft zu zeigen — und nebenbei um für die Faiseurs und die Congregation Geld zu schneiden.

Der König ist völlig unwissend über die wahre Lage der Dinge: seine alten Freunde, die jetzt entschädigten Emigrirten dürfen kein Wort mehr sagen, so bestimmt hat er ihnen verboten ungefragt zu

reden; so mit Entlassungen u. s. w. gedroht. Es ist ein unbegreiflicher Eigensinn, dies Ministerium erhalten zu wollen, für dasselbe (dem, in Wahrheit Ruhe wünschenden Frankreich gegenüber) solche Trübel anzufangen. Nun suchen die Ultrablätter jener Partei (thöricht oder schändlich, oder beides zugleich) darzuthun: daß der König nach dem vierzehnten Absatz der Charte im Falle der Noth, Gefahr u. dgl. allein Gesetze geben, das heißt ihnen die ganze Verfassung einseitig umstoßen könne. Ja sie wünschen Skandale und Übertreibungen der liberalen Partei, um Vorwände für ihre gewaltsamen Plane zu erhalten. Sie vergessen 1) daß §. 15, 17, 18 jenen §. 14 so erläutern, daß ihre Deutung völlig grundlos erscheint; 2) daß gar keine außerordentliche Noth, Gefahr u. dgl. vorhanden ist; 3) daß, durch eine unabweisliche Umkehrung des Satzes, die Kammer für solche Fälle das Recht behaupten könnte, Gesetze ohne den König zu geben; 4) daß Unruhen an sich höchst verderblich sind, und diese wenigen, gehaßten Personen in solchem Falle, trotz aller Gewaltstreiche, unterliegen würden. Nur darüber können hin und wieder Zweifel obwalten, welche Gränzen die Begriffe von loi und ordonnances haben; wo indeß das Gesetzbülletin ergiebt, daß weit eher der letzte, als der erste zu sehr ausgedehnt ist. Gegen Gesetz und Gebrauch wäre es aber, wenn der König (sofern die Majorität

der neuen Kammer dem Ministerium entgegentritt) allein ein neues Wahlgesetz erlassen sollte. Auch läßt sich ja durchaus keine Wahlform ersinnen, welche dieser Partei dauernd die Oberhand verschaffen könnte. Dem Auslande gegenüber reden die Franzosen, als hätten sie ausschließlich alle Weisheit und Freiheit in Beschlag genommen; vergessen sie aber einen Augenblick lang diese Stellung und Richtung, haben sie der Klagen nur zu viel, und es wäre allerdings das größte Unglück, nach solch einer Revolution, ohne Resultat, in die angeblich paradiesischen Häfen le Tellier's, Terray's, der Dubarry u. s. w. wieder einzulaufen.

Paris, den 4ten Mai.

Um nicht ganz allein zu Hause zu sitzen und mich (da ich das Lesen noch nicht lange aushalten kann) schrecklich zu langweilen, ging ich in das Theater Madame und sah zuerst les actionnaires von Scribe und Bayard, worin Spekulationswuth, Dummheit und Eigennutz, so wie sie sich hinsichtlich vieler Unternehmungen zeigen, vorgeführt und verspottet werden. Die Darstellung lebendig und natürlich genug, doch Inhalt und Aufführung ohne höhern Kunstwerth. Das zweite Stück, Philipp, von denselben, geht etwas mehr in die Tiefe und könnte tragisch und wirkungsvoll aufgefaßt und bearbeitet werden, obgleich das hindurch-

gehende Mißverhältniß herbe bleiben dürfte. Während der Revolution rettet sich ein vornehmes Fräulein zu einer niederen Familie, zeugt mit ihrem Erretter einen Sohn und nimmt jenen als Haushofmeister zu sich, ohne ihn jemals (nach veränderten Verhältnissen) als Gatten, oder das Kind als das ihrige anzuerkennen. Daran reihen sich Verwickelungen bis zur Entdeckung. Die Weichheit und Resignation des Vaters, die Kälte der Mutter, die sonderbare Stellung des Sohnes sind besser behandelt, als sonst wohl in diesen Tagesstücken; vor Allem aber stieg das Interesse durch das meisterhafte Spiel Gontiers, des Vaters. Von den Weibern ist nicht viel zu sagen; die ich bisher sah, sind weder schön, noch große Künstlerinnen.

Die deutsche Oper besuchte ich noch nicht, die Chöre, Haitzinger und die Fischer werden gelobt; alles Andere sey kaum mittelmäßig. Irrig hat man Spohr's Faust statt der Jessonda gewählt, auch Bibiana von Pixis scheint keinen großen Eindruck zu machen.

Zweiunddreißigster Brief.

Paris, den 6ten Mai.

— — Abendgesellschaften muß ich noch vermeiden, um mich nicht übermäßig abzumatten, bin dagegen zweimal (den 4ten und 5ten Mai) im Theatre français gewesen und zur rechten Zeit nach Hause gekommen, weil ich mein Billet beide Male nach Beendigung des ersten Stücks verkaufte. Dies Verfahren ist, da man jeden Abend acht bis zehn Akte giebt, sehr gewöhnlich, und ermäßigt Zeit, Kosten und Anstrengung. So kostet das Parterrebillet z. B. funfzig Sous, und ich habe meins gestern, nachdem ich fünf Akte gesehen, noch für funfzehn Sous, und vorgestern, wo ich mich mit drei Akten begnügte, für fünfundzwanzig Sous verkauft. Man hat hierdurch die Wahl, früher oder später ins Schauspiel zu gehen. Beide Male war das Haus außerordentlich leer, so daß ich fünf Minuten vor dem Anfange noch Platz auf der zweiten Bank fand und kaum vier Bänke besetzt, Stalles, Logen und Balkons aber eine Wüste waren. Ich sehe immer mehr daß das regelrechte, sogenannte klassische Trauerspiel und Lustspiel fast gar kein Publikum und nur noch theoretische Vertheidiger hat, und ich mag nicht tadeln daß man von einsei-

tigem Götzendienste zurückgekommen ist; aber die höchst oberflächlichen Vaudevilles und die unsinnigen, sogenannten romantischen Stücke sind kein schönerer, und wohl noch ein dummerer Abweg. Die Aufführung der Bellemère von Sanson und der Ecole des femmes von Moliere war im Ganzen lobenswerth und besser, als man auf den meisten kleineren Theatern spielt. Im ersten Stücke gab Grandville den alten phlegmatischen Onkel Duchemin sehr ergötzlich, und Mad. Desmousson die böse Schwiegermutter Dersenil mit französischem Eifer. — Nicht minder gut fand ich St. Aulaire als Arnolphe in der Ecole des femmes, und Mad. Despreaux, von der ich bisher nur ganz unbedeutende Rollen sah, zeigte, daß sie wenigstens Charaktere dieser Art gut halten und durchführen könne.

Paris, den 8ten Mai.

Immerdar suchen die Franzosen die Freiheit und Trefflichkeit der geselligen Verhältnisse in der höchsten Spitze der Verfassung, während selbst die äußerste Linke eine freisinnige Verwaltung für unmöglich hält. Sie möchte für den Fall künftigen Herrschens viele napoleonisch=tyrannische Einrichtungen eben so gern erben, als dies ihre Gegner von der äußersten Rechten gethan haben. Beide Theile stellen oft willkürliche Zwecke an die Spitze, und scheuen nicht immer

willkürliche Mittel, dieselben zu erreichen. Zuletzt sind aber die Ultraroyalisten consequenter, welchen alle Beschränkung hinsichtlich der Verfassung eben so ein Gräuel ist, als hinsichtlich der Verwaltung, die eben so gern absetzbare Wähler und Deputirten, als absetzbare Maires und Präfekten haben möchten. Das ist wenigstens eine Ansicht aus einem Stück, während die ihrer Gegner in unvereinbare Theile zerfällt. Wer einen Journalisten antastet, begeht nach ihrem Sinne ein crimen laesae majestatis, und alle schreien darüber mit Stentorstimmen; aber Beamten dutzendweise ohne Grund wegjagen, c'est une attribution necessaire du pouvoir exécutif. Und das wäre kein, aus leeren Abstraktionen hervorgehender Aberglaube? Kein Einziger denkt daran, daß zu einer freien Verfassung eine freie Verwaltung gehört, ja daß aus der letzten, in ihrer unendlich vielfachen Anwendung, noch mehr Wohl und Weh hervorgeht, als aus der ersten. Die Unabhängigkeit der Communen ist doch wohl so wichtig, als die der Tagesblätter. Es ist Mode geworden, von jener hier zu reden, aber das, was selbst die Liberalen bis jetzt darunter verstehen, ist kaum der Rede werth. Die Franzosen begnügen sich nicht selten mit Form und Wort, wir besitzen in aller Stille weit öfter die Sache.

Jeder fragt jetzt hier den andern: was wird geschehen? Aber es ist leichter aus wenigen gegebenen

Elementen eine Kometenbahn berechnen, als aus den bloß mathematischen Elementen des Wahlgesetzes, Ansicht und Richtung der neu zu wählenden Kammer. Angenommen, sie tritt gegen das Ministerium auf, was wird geschehen? — Der König wird, sagen Manche, ein neues Wahlgesetz aus eigener Macht geben. Aber kann ein solches jemals die Wahlen in einer bestimmten Richtung verbürgen? Hebt eine Form, die jeden Minister unbedingt erhält, nicht den Gedanken der Repräsentation ganz auf? Wird Frankreich die, nach Inhalt einer königlichen Verfügung Erwählten anerkennen, da die Wahlen laut der Charte durch Gesetze bestimmt seyn sollen? Wird man zahlen, wenn eine solche Kammer Geld bewilligt? Wird auch nur die Pairskammer eine solche Deputirtenkammer anerkennen? — Allerdings haben die Franzosen eine Neigung, sich überall der Macht anzuschließen, woraus zeither oft die Leichtigkeit hervorging, sie zu tyrannisiren; aber wer hat denn jetzt solche Macht und Ansehn? Nicht der König, nicht die alten Marschälle, nicht die Congregation, nicht die Paar Gelehrten und Professoren. — Deshalb scheinen mir, trotz alles guten oder bösen Willens, die coups d'état unausführbar, und die Gefahr vorübergehend. Bewilligt die neue Kammer Geld, so schleppt sich die Sache noch ein Jahr lang weiter, bewilligt sie nichts, so wird der König, trotz seines Eigensinns, in ande-

rem Sinne herrschen und ein anderes Ministerium wählen müssen.

Seit dem 1sten Mai ist allen öffentlichen Dirnen untersagt, sich in irgend einer Straße blicken zu lassen. Paris hat dadurch, besonders Abends, in manchen Gegenden ein ganz anderes Ansehn gewonnen. So wenig Keuschheitscommissionen (z. B. in Wien zur Zeit der Maria Theresia) und andere inquisitorische Maaßregeln nutzen, so heilsam wirkt jede Erschwerung des Verkehrs mit jenen Personen. Denn ob es gleich nicht gefährlich ist, wenn ein häßlicher Drache sagt: voyez comme je suis aimable, macht Gelegenheit doch Diebe, und wenige haben Neigung, alten Kupplerinnen mehr als ihren eigenen Augen zu trauen. Beharrt man streng auf jener Maaßregel (was eigentlich keine Schwierigkeiten hat), so muß der Hunger die Zahl jener Mädchen ungemein verringern, und andere von der verderblichen Bahn abschrecken, die fast immer mit höchstem Elende endigt.

Mittags.

Eben erhalte ich zu meiner großen Freude eure lieben, langen Briefe vom 21sten bis 24sten April. Ich danke für den umständlichen Bericht über die Aufführung des Don Juan, und freue mich, daß die Nachrichten Sachverständiger über die großen Fort-

schritte der Sontag hinsichtlich der Rolle der D. Anna, sich überall bestätigen. Die Schule des Ernstes und der Sorge hat also mehr zu ihrer Entwickelung beigetragen, als die flaue und matte Courmacherei von — — und Consorten. Gegen die S— hat das Publikum sich unbillig und unpassend benommen; so wie auch die bunte Herausruferei am Ende sich mit rechtem Enthusiasmus nicht verträgt.

Sonderbar, gerade dieselben Stunden, welche H. im Don Juan zubrachte, waren hier für mich entscheidend über Leben und Tod; erst nach Mitternacht kam ich wieder zu einiger Besinnung in Folge großen Blutverlustes.

Dreiunddreißigster Brief.

An H— von R—.

Paris, den 9ten Mai 1830.

Es kommt bei Erwählung eines Berufs hauptsächlich auf zwei Dinge an: erstens, nicht sowohl danach zu fragen, welcher Beruf der angenehmste, einträglichste, ruhmvollste sey, sondern zu welchem Gott Anlagen und Kräfte gegeben hat. Zweitens, die Wahl nicht auf das Außerordentliche, Ungewöhnliche zu rich-

ten, was so Wenige erreichen; sondern sich an das Gewöhnliche anzuschließen, wofür viele Arbeiter berufen, und mehr als für jenes erwählt sind. In Künsten und höheren Wissenschaften hat das Mittelmäßige wenig Werth und giebt gewiß die geringste Beruhigung und Zufriedenheit; ein kleiner Wirkungskreis, den man völlig ausfüllt, ist besser, als ein großer, dem man nicht gewachsen ist. Ein Hr. — in — erzog seine Söhne so, daß einer der zweite Mozart, der andere ein zweiter Rafael, der dritte ein zweiter Göthe werden sollte, und das Ende vom Liede ist, daß Alle Stümper geblieben sind. Viel Geschrei und gar keine Wolle. Jeder Beruf hat seine Leiden, seine Schattenseite. Wenn du also in einer Stelle deines Briefes dich von der Geschäftslaufbahn durch willkürliche Behandlung der Vorgesetzten zurückgeschreckt fühlst, so finde ich dies sehr natürlich; bedenke aber, daß andere Richtungen von ähnlichen Erfahrungen nicht frei sind. Das Publikum, auch eine Art von Vorgesetzten, zeigte sich z. B. nach demselben Briefe willkürlich und undankbar gegen die S—, jeder Hans Narr kritisirt Dichter, Maler und Musiker, und mancher Schriftsteller wird von Leuten heruntergemacht, die alle Weisheit eben erst aus seinem Buche holten. Es gab barbarische Zeiten, wo die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft nichts galt; jetzt sind wir am entgegengesetzten Ende angelangt und überschätzen diese

falsche Poesie im Vergleich mit der gesunden Prosa des Lebens. Glaube mir, eine gute Relation ist der Welt mehr nütze, als ein schlechtes Sonet, und ein ordentlicher Regierungsrath mehr, als ein Redakteur, der alle Tage seine Nothdurft in einem Tageblatte verrichtet, und nach vollbrachtem Geschäfte das Blatt auch sogleich verbraucht. Aus dem Allen folgere ich zunächst, daß du (um die technischen Ausdrücke beizubehalten) damit anfangen mußt, dich zu irgend einer Fakultät zu bekennen. Ob du von da aus dereinst (wie ich es selbst that) eine eigenthümliche Richtung nehmen kannst oder sollst, wird sich finden; die regelmäßige Bahn, auf der ich lange gegangen bin, ist für mich kein Umweg gewesen. Gehen wir die einzelnen Fakultäten durch, so fühlst du, wie zu der Laufbahn eines praktischen Arztes ganz bestimmte Neigung, Thätigkeit, Gemüthsstimmung nöthig ist, ja nicht minder zur theoretischen Behandlung einzelner Zweige, z. B. der Anatomie. Der Theolog muß Prediger oder Professor werden, beides eine mildere, ruhigere und nicht minder nützliche Richtung, als die des Arztes. Ja sie steht, recht durchgeführt, den meisten andern voran. In der juridischen Fakultät findest du nebeneinander die rechtsprechende Behörde und (wenn das Talent Erfolg herbeiführt) die einträglichere Advokatur. Es gehört aber eben so eine bestimmte Richtung dazu, sich gern mit kranken Rechts-

Es ist löblich, daß Cousin (obgleich man ihn in Berlin ohne zureichenden Grund einsperrte und ihm keine öffentliche Ehrenerklärung gab) doch die veranlassenden Ursachen entschuldigend anerkennt, nie gegen Preußen schrieb und dessen Institutionen richtiger würdigt als manche Liberale, die ohne Kenntniß darüber aburtheilen. Auch ist er weit weniger mit negativen Abstractionen behaftet, als viele der letzten; und während z. B. M. meint, ein Wechsel der Dynastie sey so natürlich und leicht wie man eine Hand umkehrt, würdigt er die Schwierigkeiten und Folgen so kühner Versuche sehr richtig. Überhaupt kann man, wenn solch Ereigniß eintritt, es als Folge von Dummheit, Leidenschaft, Vorurtheil u. s. w. anerkennen und dafür zureichende Gründe nachweisen; aber man kann es nicht als probates Heilmittel in die politische Pharmakopöe aufnehmen. In allen asiatischen Reichen ist es an der Tagesordnung und hat keineswegs der Freiheit einen Schritt näher geführt, sondern den Despotismus nur desto tiefer begründet und desto herber in Anwendung gebracht. Kein Wechsel der Personen giebt dauernde Bürgschaft; schon der erste des neuen Geschlechts kann ein Cromwell und Bonaparte seyn; und nun die Kinder, Vettern, Muhmen und Basen! Andererseits ersetzt aber auch keine Form die Persönlichkeit, kann diese nicht unbedingt leiten und verwandeln. So beherrscht in Frankreich

trage ich mich noch eher, als mit dem Trinken. Jenes ist indeß, wie ich wohl schon schrieb, oft durch Gewürze mannichfacher Art seinem ursprünglichen Geschmacke entfremdet, so daß das Meiste eine pikante und doch charakterlose durchgehende Ähnlichkeit erhält. Ich kann dieser französischen Küche nur eine künstliche Manier, keinen einfachen großartigen Styl zugestehn. Weit besser kocht man in den Privathäusern, die ich kennen lernte. Und nun das Trinken des filtrirten, durchgeseigten, abgematteten Wassers! Die Pariser sagen: c'est une eau bonne, agréable, salutaire. Bekäme man aber auch nicht Leibweh danach, erscheint diese Äußerung doch jedem irrig, der jemals die Hand nach einem Alpenquell ausstreckte, oder den Wohllaut der Aqua Trevi einschlürfte, oder auch nur an unser reines, frisches berliner Sandwasser gewöhnt ist. Gießen Sie, sagt mir einer, Wein in das Wasser um es zu verbessern; gießen Sie, spricht der andere, Wasser in den Wein, damit er Ihnen nicht übel bekomme. Wenn ich also zwei schlechte Dinge zusammenmische, soll etwas Vortreffliches daraus hervorgehn! Der bessere Wein ist verhältnißmäßig theuer und sehr hitzig, und das Bier, was ich am ersten loben möchte, beschwert den Magen, weil man in Folge jener Kochweise gewöhnlich sehr dürstet.

Aus dem Allen soll nur hervorgehn, was sich von selbst versteht, daß ich nicht Essens und Trinkens

Zweiunddreißigster Brief.

Paris, den 6ten Mai.

— — Abendgesellschaften muß ich noch vermeiden, um mich nicht übermäßig abzumatten, bin dagegen zweimal (den 4ten und 5ten Mai) im Theatre français gewesen und zur rechten Zeit nach Hause gekommen, weil ich mein Billet beide Male nach Beendigung des ersten Stücks verkaufte. Dies Verfahren ist, da man jeden Abend acht bis zehn Akte giebt, sehr gewöhnlich, und ermäßigt Zeit, Kosten und Anstrengung. So kostet das Parterrebillet z. B. funfzig Sous, und ich habe meins gestern, nachdem ich fünf Akte gesehen, noch für funfzehn Sous, und vorgestern, wo ich mich mit drei Akten begnügte, für fünfundzwanzig Sous verkauft. Man hat hierdurch die Wahl, früher oder später ins Schauspiel zu gehen. Beide Male war das Haus außerordentlich leer, so daß ich fünf Minuten vor dem Anfange noch Platz auf der zweiten Bank fand und kaum vier Bänke besetzt, Stalles, Logen und Balkons aber eine Wüste waren. Ich sehe immer mehr daß das regelrechte, sogenannte klassische Trauerspiel und Lustspiel fast gar kein Publikum und nur noch theoretische Vertheidiger hat, und ich mag nicht tadeln daß man von einsei-

zart mit Rafael, und Haydn mit einem der besten, ältern, naiven Niederländer vergleichen. Wir Deutschen haben so großen Reichthum, daß wir oft unbillig und krittlich werden. Wen können die Franzosen nur einem von jenen drei Männern mit vollem Gewichte gegenüberstellen? Gluck, der einzige höchsten Ranges, war auch ein Deutscher, nicht bloß der Geburt nach, sondern auch in seiner ganzen Kunstrichtung.

Vierunddreißigster Brief.

Dienstag, den 11ten Mai.

— — Gestern um zwei Uhr fuhr ich zu einem déjeûner dansant beim Grafen —. Der mir wohlbekannten aristokratischen Einrichtung gemäß, stieg ich schon auf der Straße aus meinem bescheidenen Kabriolet und ging zu Fuße über den Hof zum eigentlichen Hotel, während die Equipagen in den Hof hinein und vorfahren. Dieser Aristokratismus ist indeß verkehrt und unhöflich: denn, wenn alle Personen der Eingeladenen für die Gesellschaft als ebenbürtig betrachtet werden, so giebt es keinen vernünftigen Grund zwischen ihren Kutschern und Pferden eine solche ver-

verschweigt und, ich möchte sagen auf Verführung ausgeht, indem er das letzte Wort nirgends ausspricht. Ja unbegnügt mit den Formen der Kirche und den Gränzen der Menschheit, war der Reichbegabte zuletzt, trotz allen Scheines des Allumfassens, in einen so engen Kreis gebannt, daß er bei längerem Leben fast nothwendig hätte mit Wahnsinn endigen müssen. — An dem anderen Ende dieser angeblich höhern religiösen Welt bewegen sich die einseitigen, unduldsamen Puritaner; so viel leichter ist es, an den äußersten Gränzen im Leeren zu fechten, als vom ächten Mittelpunkte aus Gottes Werke zu begreifen und sich des Reichthumes der Welt zu erfreuen. Es ist merkwürdig daß selbst die klügsten Männer und Frauen dieser Partei wähnen, das rechte Licht treffe ihr Auge, wenn es durch das Nadelöhr ihrer beengten Lehre eingeht; sie werden allmälig immer unfähiger, man kann wohl sagen, dummer, und bilden sich doch ein täglich mehr Weisheit zu erlangen, um Welt und Menschen, in Gottes Namen, nach ihrem Belieben zu arrangiren und zusammenzuschneidern.

Auch ich wünschte, A. W. Schlegel hätte sich enger an Deutschland angeschlossen und für das Deutsche gearbeitet. Gleiche Vorwürfe kann man Göthe und Tieck machen, nur aus verschiedenen Gründen. Jenem erschien es bisweilen wohl gering und barbarisch; dieser hat seine deutschen Tragödien, bei aller

ten gewunden und aufgesteckt. Keine auffallend oder überladen. Manche tanzten in Hüten mäßiger Größe, so geschieht es wohl bei déjeûners dansants. Die nicht weißen Damen trugen Kleider von Seide, Merino oder Kaschemir, die kostbarsten mit eingewirkten Mustern, oder Blumen. Keine Besätze oder Stufen; nur wenige hatten eine einfache Franze derselben Farbe etwa in der Höhe des Kniees ums Kleid gesetzt; ein einziges war in derselben Höhe mit einem breiten Kranze glänzender Blumen gestickt. Drei oder vier der Tanzenden trugen Blumen in den Haaren; jede aber einen großen Blumenstrauß in der Hand, welchen der Graf höflichst beim Eingange überreichen ließ. Man tanzte fast lauter französische Contretänze, und jede Dame hob während des Tanzens das Kleid, welches nur bis zum Knöchel reicht, noch etwas mehr mit beiden Händen in die Höhe. Schuhe meist schwarz, Füße klein und geschickt. Von der Schönheit kann ich aber (in Betracht der großen Zahl der Gegenwärtigen) nicht viel Rühmens machen; Lob verdient es hingegen, daß keine einzige unter ihnen war, was man aufgetakelt nennt. Gern hätte ich den Dingen noch länger zugesehn und auch das déjeûner erprobt; aber große Hitze an einer Stelle, der Zug geöffneter Thüren und Fenster an der zweiten, ließen mich eine neue Erkältung befürchten, auch drängten mich noch andere Plane für den Abend.

Theatern beklatscht wird. Welch ein Vorzug, daß man auf dem Theatre français diesen verteufelten Singsang mit der miserabeln Begleitung nicht, wie in den Vaudevilles, mit anhören muß.

Beim Nachhausegehen sah ich im Palais royal mit großen Buchstaben angekündigt: Petition des filles publiques de Paris à Mrs. le préfet de Police etc., redigée par Mlle. Pauline et apostillée par Msrs. les épiciers, cabaretiers, limonadiers et marchands de comestibles de la capitale. Der wesentliche Inhalt dieser und noch einer andern Schrift ist etwa folgender. Wir sind durch die Verfügung des Herrn Präfekten allen Gräueln des höchsten Elends preisgegeben, und weil wir Huren sind, haben wir deshalb nicht aufgehört Menschen zu seyn. Warum uns verhaften, wenn wir anständig gekleidet auf der Straße gehen und Niemand beleidigen. Das Gewerbe ist an sich leider ein elendes, aber durch die Concurrenz von anderen Weibern und vornehmen Damen, die keine Steuer bezahlen, ganz uneinträglich geworden. Oder sind wir so viel schlechter, weil wir baares Geld, jene aber Shawls von Kaschemir nehmen? Die Charte verbürgt jedem persönliche Freiheit; hilft unsere Vorstellung bei dem Herrn Präfekten nicht, werden wir bei den Volksrepräsentanten, den Kammern einkommen. Besser wäre es sonst im Reiche Golkonda, wo die Mädchen unseres Gleichen eine

Palais royal geführt, ist darüber höchst erfreut, möchte (worin sich die Zeiten nicht geändert haben) gern alles kaufen, hat aber so wenig Geld als ihr Liebhaber. In dieser Sorge läßt sich der letzte von einem Beutelschneider verlocken, geräth in Händel und wird verhaftet. Diese Zeit benutzen einige vornehme Herren und nehmen Manon in die Oper, wo nun ein Ballet nach Weise jener Zeit getanzt wird. Plötzlich erscheint der Liebhaber, stört die Oper und wird zum zweiten Mal verhaftet. Der zweite Akt zeigt Manon im Hause des vornehmen Herrn, in allerhand Gesellschaft, bis jener sie verläßt, der Liebhaber durchs Fenster einsteigt, mit dem rückkehrenden Herrn in Händel geräth und nebst Manon nochmals eingesperrt wird. Im dritten Akte finden wir Manon in Neuorleans unter Sträflingen und Sklaven, stets mit Prügeln bedroht, bis der Liebhaber wiederum anlangt und sie entführt. Unterwegs aber leiden beide an schrecklichem Durst, und als endlich der Gouverneur und die vornehme Welt sich die Mühe geben, sie im Walde aufzusuchen, ists zu spät; sie stirbt eines kläglichen Todes! — Das Alles gefällt nun hier ungemein. Die genaue Nachahmung der Kleidungen, Sitten, Gebräuche, Opern u. s. w. des Jahres 1750 hat etwas Anziehendes und Merkwürdiges. Neben dem Lächerlichen aber fiel mir (dem Fremden) auf die Seele, wie eben Kleidungen, Sitten u. s. w.

ganz geschmacklos, albern, ja verdammlich erscheinen, und das Ganze eine bittere Satyre auf die Vorfahren, ja die Franzosen überhaupt ist. Aber sie merken das Alles in der Freude nicht, es jetzt so ungemein weit gebracht zu haben. Freilich ist Manches besser geworden, aber das Scharivari der heutigen Musik Halavis dürfte eben nicht mehr werth seyn als das damalige Lyrumlarum Rameaus, und der Amor in rothen Schnürstiefeln und grünen Taffethosen eben nicht abgeschmackter als Kaiser Karl V in Viktor Hugo's Hernani. Daraus geht aber keineswegs hervor, das Modige und Schöne sey dasselbe, vielmehr gerade das Gegentheil; und so abgeschmackt uns die Reifröcke, Schminkpflästerchen, kleinen Pagen mit Haarbeuteln, gepuderten Frisuren u. s. w. erscheinen, so thöricht nach wenig Jahren unsere ungeheuern Hüte und Hauben. Das Schöne und Modige stehen sich, sage ich, entgegen, sofern jenes das Ewige, in allem Wandel Gleiche, dies das in seiner oberflächlichen Beweglichkeit Vergängliche, Nichtige ist. Jenes ewig Schöne erhält sich freilich nicht in der einzelnen alt werdenden Person, wohl aber in steter Erneuerung der Geschlechter und vor Allem in der Kunst. Bei den Griechen und in der großen italienischen Zeit des sechszehnten Jahrhunderts war der Sinn und das Gefühl des Schönen so mächtig, so in das ganze Leben übergegangen, daß die Mode dagegen gar keine

Macht hatte, oder ein eigenes, dem Schönen feindliches Reich errichten konnte. Vor zehn bis zwanzig Jahren glaubten wir eben so weit zu seyn, aber das Griechenthum der Damen war auch nur eine Mode, und die am lautesten von gutem Geschmack reden, unterwerfen sich dummerweise den kläglichen Erfindungen einfältiger Putzmacherinnen. — Doch ich soll ja über Manon Lescaut berichten. Im dritten Akte also vient la morale, um Alles in die Richte zu bringen, und wenn mans etwa nicht merkte, stößt der Schluß der Analyse jeden mit der Nase darauf und sagt: terrible exemple de l'inconduite! Wenn mir aber die Frivolität der ersten Akte, von Schönheit und künstlerischer Darstellung zu weit entfernt zu seyn schien; so läßt sich diese Moral und das Verdursten, als Schluß eines solchen Ballets, wohl noch weniger rechtfertigen. Ist Manon das, was man, rund heraus gesagt, eine liederliche Dirne nennt; so gehört sie gar nicht auf die Bühne und die Treue des Liebhabers erscheint unwürdig, oder als bloß sinnliche Begier; ist sie dagegen nur den Gefahren der Verführung ausgesetzt gewesen, daraus aber nicht schuldig, sondern gebessert hervorgegangen, warum sie in eine Lage bringen, die ärger ist als im Zuchthause, und warum den unangenehmen, aber ganz zufälligen Tod, als innere und äußere Buße, und als einen consequenten Schluß des Ganzen hinstellen? Doch was

Es ist löblich, daß Cousin (obgleich man ihn in Berlin ohne zureichenden Grund einsperrte und ihm keine öffentliche Ehrenerklärung gab) doch die veranlassenden Ursachen entschuldigend anerkennt, nie gegen Preußen schrieb und dessen Institutionen richtiger würdigt als manche Liberale, die ohne Kenntniß darüber aburtheilen. Auch ist er weit weniger mit negativen Abstractionen behaftet, als viele der letzten; und während z. B. M. meint, ein Wechsel der Dynastie sey so natürlich und leicht wie man eine Hand umkehrt, würdigt er die Schwierigkeiten und Folgen so kühner Versuche sehr richtig. Überhaupt kann man, wenn solch Ereigniß eintritt, es als Folge von Dummheit, Leidenschaft, Vorurtheil u. s. w. anerkennen und dafür zureichende Gründe nachweisen; aber man kann es nicht als probates Heilmittel in die politische Pharmakopöe aufnehmen. In allen asiatischen Reichen ist es an der Tagesordnung und hat keineswegs der Freiheit einen Schritt näher geführt, sondern den Despotismus nur desto tiefer begründet und desto herber in Anwendung gebracht. Kein Wechsel der Personen giebt dauernde Bürgschaft; schon der erste des neuen Geschlechts kann ein Cromwell und Bonaparte seyn; und nun die Kinder, Vettern, Muhmen und Basen! Andererseits ersetzt aber auch keine Form die Persönlichkeit, kann diese nicht unbedingt leiten und verwandeln. So beherrscht in Frankreich

einer ausgearteten Schule, nie diese Windmühlen, Pirouetts und gewaltsamen Kräusel. Doch drehet sie sich, aber stets mit Anmuth und mit der mittleren Schnelligkeit, welche einem edlen Mädchen allein gebührt. Und bei diesem Drehen (ich habe sehr genau Acht gegeben) streckte sie das Bein nie rechtwinklig zur Seite, ja nicht einmal gerade aus, sondern das Knie blieb reizend gebogen und die Zehenspitzen erhoben sich kaum vier bis sechs Zoll über die Erde. Lernten unsere jungen Figurantinnen oder Solospringerinnen hier so tanzen, lohnte es schon eine Reise nach Paris; aber wenn schon die Schönheit der Formen eine Gabe des Himmels ist, dann noch mehr die Anmuth der Bewegung! Und zuletzt hielte jede ihre Sprünge für einen höheren Grad der Kunst; sowie die verkehrten Nachahmer Michael Angelo's, mit Verachtung auf die Einfachheit und Anmuth Rafaels hinabsahen. — Die Nachahmung der Tänze von 1750, regelrechte Menuetts u. dgl. waren lustig genug anzusehen, und ein Ballet von Negern und Sklaven im dritten Akte sehr charakteristisch und lobenswerth angeordnet.

Um Mitternacht kam ich erst ins Bett, stand heute um sieben Uhr auf, dir diesen Bericht zu erstatten und wandere nun wie gewöhnlich auf die Bibliothek. Meine Gesundheit scheint sich täglich zu befestigen, nur ist das Wetter noch sehr rauh und unfreundlich.

Fünfunddreißigster Brief.

Mittwoch, den 12ten Mai.

Gestern erhielt ich eure lieben Briefe vom 2ten und 4ten Mai. Fahrt fort, mich auf diese Weise von allen Ereignissen des täglichen Lebens zu unterrichten, denn nicht auf die Wichtigkeit des abgehandelten Gegenstandes kommt es hier an, sondern auf die Theilnahme, die man wechselseitig aneinander nimmt. Diese voraussetzend, melde ich euch auch von hier manche Kleinigkeiten, ohne je daran zu denken, Briefe für eine literarische Kunstausstellung zusammenzudrechseln. Noch Einzelnes zur Antwort. Was du über Iffland's Werke sagst, ist ganz richtig. Er war nicht ungeschickt für theatralische Anordnung, beobachtete für gewisse Stände und Regionen genau und wirksam, hegte Ehrfurcht für Sittlichkeit und verschmähte gesetzlose Willkür. Das alles konnte aber freilich den Mangel höherer Dichtungskraft nicht ersetzen; daher so viel breiter Ballast, den himmlisches Feuer hätte verzehren sollen, daher die Seltenheit einer wahrhaft poetischen Anregung, daher soll die Moralität einer prosaischen Weltanschauung oft jene Mängel verdecken, als sey zwischen Sittlichkeit und Poesie ein Gegensatz, oder die eine die Herrinn und die andere die Magd.

Die Jäger gelten gemeiniglich für sein bestes Werk; ich möchte diesem Urtheile nicht beistimmen, schon des viel zu breiten Geredes willen. —

— — Was das Theatre moderne français betrifft, so wirst du sehen, wie lose und willkürlich diese Arbeiten sind, und weder durch Regelmäßigkeit noch durch ächte Freiheit ins wahre Leben erhoben werden. Den alten Weg der Schriftsteller Ludwigs XIV kann man freilich nicht mehr gehen, nicht ewiglich in die alten Fußtapfen hineintreten, wie es Kühe und Schafe in ihren Triften wohl thun; aber die Kreuzsprünge aus dem Stalle herausgelassener Kälber, sind noch keine edlen Bewegungen im neuentdeckten Garten der Poesie. Dumas und Hugo werden nicht so lange leben wie Racine und Corneille; was sich auch gegen diese sagen läßt, sie stehen in ihrer Art den neuen Arbeiten voran, die noch gar keine Art und Geschlecht zeigen, sondern Exemplaria sind monströser Art, mit zu vielen oder zu wenig Gliedern.

Mit Recht wächst deine Achtung vor den beiden Schlegel. Es giebt wenige Schriftsteller, wo sich Reichthum der Gedanken mit Schönheit der Formen so harmonisch vereinigen. Der Katholicismus Friedrichs wäre an sich nicht zu tadeln, denn warum soll jemand es nicht seyn oder aus Überzeugung werden; gerechte Vorwürfe aber beginnen da, wo er seiner Ansichten und Zwecke halber unwahr wird, Thatsachen

3) Die Entscheidung aller anderen bei der Verwaltung entstehenden Streitigkeiten. Das Gesetz weiset die erste Abtheilung durchgehends einem Einzelnen zu, dem Präfekten im Departement, dem Unterpräfekten im Bezirke, dem Maire in der Gemeine. Das zweite Geschäft ist in die Hände der Räthe (conseils) der Departements, Bezirke und Gemeinen gelegt; das dritte aber den Präfekturräthen (conseils des préfectures) zugewiesen. Man geht also von dem Grundsatze aus: Verwalten sey das Geschäft eines Einzelnen, Richten das Geschäft von Mehreren.

Während Alles, was das bürgerliche und peinliche Recht anbetrifft, sicher, geordnet und scharf bestimmt erscheint, findet sich auf Seiten der Verwaltung ein Haufen verwirrter, ja oft sich widersprechender Gesetze, Verfügungen, Bescheide u. s. w., dergestalt, daß diese Mängel durch die Gewandtheit und den richtigen Sinn der einzelnen Beamten keineswegs ganz, und am wenigsten hinsichtlich der mit der Verwaltung verbundenen Rechtspflege, können gehoben werden. Diese Rechtspflege ist zugewiesen den Präfekturräthen (conseils), dem Staatsrathe und gewissen außerordentlichen Gerichten oder Kommissionen.

Schon vor dem Jahre 1790 war die eigentliche, und die verwaltende Rechtspflege nicht in denselben Händen, wohl aber thaten die Parlamente oft unpassende Eingriffe in die Verwaltung, und umgekehrt

Bewunderung für das Germanische, in der Tasche und im Kopfe behalten, und muß nun leiden, daß Andere nach ihren Kräften versuchen, was er mit größeren nicht zu Stande gebracht hat. Bleibt mir ein Verdienst, so besteht es darin, mein kleines Pfund dem Deutschen und dem Vaterlande dargebracht zu haben, und dies reut mich nicht, ob ich gleich viel berühmter wäre wenn ich über Armenien und Mesopotamien geschrieben, einige neue Lesarten entdeckt, oder in einem codex rescriptus gefunden hätte, der Kaiser Markus Aurelius habe gegen Verstopfungen eine Frühjahrskur gebraucht. Ich ertappe mich hier oft darauf, wie ich eben ein Deutscher und deutsch gesinnt bin; in der Heimath fällt es mir gar nicht ein, obgleich die sechs Bände Hohenstaufen (neben tausend andern Dingen) dafür ein nur zu breites Zeugniß ablegen.

Gestern war so kaltes Regenwetter, daß meine Plane unausführbar wurden. Erst Abends entschloß ich mich ins Theatre français zu gehen, weil ich gewiß war noch um die Zeit des Anfangs einen bequemen Platz zu finden. Ich sah: la femme jalouse, von Desforges, für ein Stück moralischen Inhalts ohne höhere Ansprüche, leidlich genug. Die Vorstellung war gut, rasch, ineinandergreifend und aus einem Stück. Perrier, S. Aulaire, Dem. S. Ange recht brav und Mad. Dupuis als femme jalouse lobenswerther als Vieles, was auf den kleinern

Theatern beklatscht wird. Welch ein Vorzug, daß man auf dem Theatre français diesen verteufelten Singsang mit der miserabeln Begleitung nicht, wie in den Vaudevilles, mit anhören muß.

Beim Nachhausegehen sah ich im Palais royal mit großen Buchstaben angekündigt: Petition des filles publiques de Paris à Mrs. le préfet de Police etc., redigée par Mlle. Pauline et apostillée par Mrs. les épiciers, caberetiers, limonadiers et marchands de comestibles de la capitale. Der wesentliche Inhalt dieser und noch einer andern Schrift ist etwa folgender. Wir sind durch die Verfügung des Herrn Präfekten allen Gräueln des höchsten Elends preisgegeben, und weil wir Huren sind, haben wir deshalb nicht aufgehört Menschen zu seyn. Warum uns verhaften, wenn wir anständig gekleidet auf der Straße gehen und Niemand beleidigen. Das Gewerbe ist an sich leider ein elendes, aber durch die Concurrenz von anderen Weibern und vornehmen Damen, die keine Steuer bezahlen, ganz uneinträglich geworden. Oder sind wir so viel schlechter, weil wir baares Geld, jene aber Shawls von Kaschemir nehmen? Die Charte verbürgt jedem persönliche Freiheit; hilft unsere Vorstellung bei dem Herrn Präfekten nicht, werden wir bei den Volksrepräsentanten, den Kammern einkommen. Besser wäre es sonst im Reiche Golconda, wo die Mädchen unseres Gleichen eine

der vierundvierzig Abtheilungen des Volkes bildeten und die einzige Verpflichtung hatten, dem Könige etwas vorzutanzen, welchen Dienst wir auf Verlangen dem Hrn. Präfekten zu leisten bereit wären, wenn er nur sein Einsperrungsdekret aufheben wollte u. s. w. u. s. w. — Allerdings fragt sich: ob man diese Mädchen, welche man duldet, besteuert, privilegirt, plötzlich durch eine polizeiliche Verfügung von ihren fruchtbaren Triften verweisen und nicht auf Stallfütterung, sondern auf Stallhungerleiderei setzen darf? Nur noch ein Schritt und Hr. Mangin schickt alle in ein orthopädisches Institut und läßt sie an den Betten festbinden. Mit Recht wird allem Skandal gesteuert und die Verführung gemindert; dann passen aber die Steuersätze nicht mehr, welche sich auf ein freieres Gewerbe gründeten. Überhaupt ist das Affichiren tugendhafter Richtungen, das Geldnehmen und der Plan große liederliche Häuser neu zu organisiren, keineswegs aus einem Stück, sondern in widerwärtigem Widerspruch.

Die deutsche Oper habe ich aus mehrern Gründen noch nicht gesehen. Ich muß entweder zwölf Franken für ein Billet zahlen, das ist mir zu theuer, oder ein Paar Stunden an der Queue stehen, das ist mir zu langweilig und ermüdend. Dazu kommt, daß ich mich äußerst vor Erkältungen hüten soll, und im Hause die Hitze unerträglich, draußen die Luft empfindlich kalt ist. Haitzinger hat sehr großen Beifall, und die De-

vrient macht furore. Alle erschöpfen sich in Lobes=erhebungen, besonders ihres Fidelio. Ich sah und hörte ihn in Dresden, und habe damals meinen Bei=fall gegen einige Opponenten durchzufechten gesucht. Es freut mich, daß wiederum eine Deutsche alle hie=sige französische Sängerinnen bankerott macht.

Sechsunddreißigster Brief.

Paris, Donnerstags den 13ten Mai.

Gestern war das Wetter zwar noch sehr unange=nehm, aber doch so, daß man ausgehen konnte. Da=her unternahm ich, zwei sehr entfernte Besuche zu machen, Cousin rue d'enfer und P. école du droit. Durch das Studium der Griechen, Engländer und Deutschen hat Cousin eine weit tiefere Ein=sicht in das Wesen der Philosophie gewonnen als seine Landsleute, welche oft ganz unwissenschaftliches, ober=flächliches Hinundherreden mit jenem ehrenvollen Na=men belegen. Daß man nicht zu viel esse, trinke, Geld durchbringe, nicht mit der Polizei in Händel gerathe, nicht im Zorne dumme Streiche mache oder aus Faulheit seine Angelegenheiten versäume, heißt Manchem schon Philosophie, und wenn Einige schein=bar tiefer eingehen wollen, offenbart sich ihre Unkennt=

niß Dessen, was die größten Denker geleistet haben, noch wunderlicher und fast noch unangenehmer. Condillac ist für die Meisten der Ausgangspunkt, Locke das ultima Thule, wohin sehr Wenige gekommen sind; drüber hinaus wohnen keine Leute mehr! Cousin hat das sehr große Verdienst, die den Franzosen fast unbekannte Geschichte der Philosophie ins Leben gerufen zu haben. Er zwingt sie dadurch, jenen oberflächlichen Standpunkt aufzugeben, sich anders als in hergebrachten Formeln zu bewegen und endlich einmal an die Arbeit des Denkens zu gehen. Er hat (gegen H.) Recht, daß er, um seine Landsleute zu gewinnen, schrittweise gehen muß; sonst würden sie kopfscheu umkehren und sich mit Waffen des Lächerlichen von den neuen Lehrern befreien. Wenn jemand, der an Leute wie Volney und Destutt de Tracy glaubt, plötzlich Hegel in die Hand bekäme, er würde ihn für toll halten, ja beim besten Willen keine halbe Seite begreifen. Daher muß, laut Cousin, in Frankreich zunächst Locke und Condillac durch die schottische Schule vertrieben, dann müssen die Leute durch Hume's Skepticismus aufgerüttelt und so an Kant und die große, vielseitige deutsche Entwickelung hinangeführt werden. Cousin's Übersetzung des Platon wird nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England, Italien und Amerika gelesen, und für Viele eine ungekannte Welt aufschließen.

Es ist löblich, daß Cousin (obgleich man ihn in Berlin ohne zureichenden Grund einsperrte und ihm keine öffentliche Ehrenerklärung gab) doch die veranlassenden Ursachen entschuldigend anerkennt, nie gegen Preußen schrieb und dessen Institutionen richtiger würdigt als manche Liberale, die ohne Kenntniß darüber aburtheilen. Auch ist er weit weniger mit negativen Abstractionen behaftet, als viele der letzten; und während z. B. M. meint, ein Wechsel der Dynastie sey so natürlich und leicht wie man eine Hand umkehrt, würdigt er die Schwierigkeiten und Folgen so kühner Versuche sehr richtig. Überhaupt kann man, wenn solch Ereigniß eintritt, es als Folge von Dummheit, Leidenschaft, Vorurtheil u. s. w. anerkennen und dafür zureichende Gründe nachweisen; aber man kann es nicht als probates Heilmittel in die politische Pharmakopöe aufnehmen. In allen asiatischen Reichen ist es an der Tagesordnung und hat keineswegs der Freiheit einen Schritt näher geführt, sondern den Despotismus nur desto tiefer begründet und desto herber in Anwendung gebracht. Kein Wechsel der Personen giebt dauernde Bürgschaft; schon der erste des neuen Geschlechts kann ein Cromwell und Bonaparte seyn; und nun die Kinder, Vettern, Muhmen und Basen! Andererseits ersetzt aber auch keine Form die Persönlichkeit, kann diese nicht unbedingt leiten und verwandeln. So beherrscht in Frankreich

jetzt keineswegs das Ministerium den König, sondern das Daseyn des Ministeriums und der eingeschlagene Weg rührt wesentlich von ihm her, und er besteht darauf. Folgt der Dauphin ähnlichen Sinnes, dann eine Minderjährigkeit; welche Form kann das ändern? Oder wäre der Herzog von Reichstadt unter Josephs Vormundschaft besser? Oder das glänzende Elend der militairischen Kaisertyrannei?

Von Cousin ging ich zu P., dem Verfasser eines sehr gründlichen Werkes über das Handels- und Seerecht, wovon jetzt der zweite ungemein lehrreiche Theil gedruckt wird. Also ein gelehrter, verdienter Mann, der aber den Liberalen als ihr Gegner nichts gilt. Die Behauptungen seiner Partei dürften etwa auf Folgendes hinausgehen. Die repräsentative Form ist nur eine Scheinbürgschaft, keine wahre, für Freiheit und Ordnung. Es ist fast unmöglich, daß so viel Franzosen auf einmal gute Gesetze entwerfen können. Jede neue Wahl setzt Alles auf eine Karte, keiner kann den Ausgang mit Sicherheit voraussehen, und je nachdem die Karte so oder so fällt, schreit die eine Hälfte, das Kapitol sey verloren. Die verschiedenen Interessen sollten vertreten werden, nicht die Thaler oder Köpfe; in einer Kammer, wo aber zufällig die Grundbesitzer die Mehrzahl waren, konnte man nichts für den Handel, in einer zweiten, aus entgegengesetztem Grunde, nichts für den Landbau

durchsetzen. Eine Hauptaufgabe, die Kritik des Budget, hat zeither auch nur wenig geholfen: die Millionen gehen ruhig durch, und über Kleinigkeiten chikanirt man. Die meiste Opposition entsteht, weil jede Partei gern in die Stellen der Minister einrücken möchte u. s. w. — Ein andermal weitere Entwickelung und Erläuterung dieser Ansicht.

Paris, Freitag den 14ten Mai.

So ist denn wieder ein Jahr vorbei, und ich kann es für eine Merkwürdigkeit halten, daß ich einen Geburtstag in Paris gefeiert, oder vielmehr erlebt habe. Denn von Feier ist nicht die Rede, ja es steht mir heute gar nicht einmal etwas äußerlich Interessantes bevor. Mir fehlt die Morgenchokolade, obgleich ich sie eigentlich nicht trinke, mir fehlen die Blumen, obgleich ich sie nicht rieche, mir fehlt alle Theilnahme und der Freitag am Freitage. Bei der Erinnerung, was ich in dem letzvergangenen Jahre vollbracht habe, erscheint mirs sehr wenig: die Ausführung der Reise und die große Krankheit bleibt das Erheblichste; jene als Zeichen von Lebenslust und Kraft, diese als Hinweisung aufs Ende. Das nächste Jahr, giebt es Gott, wird so wenig als das vergangene ohne Interesse seyn, und bringe ich nicht viel papierne Gelehrsamkeit mit, habe ich doch mancherlei gelernt.

Gestern ging ich, nach gethaner Arbeit, zu Hrn. Macarel, den Verfasser des Buchs Sur les tribu-

naux administratifs, einem wohl unterrichteten, lebhaften Mann. Nach einigen Worten fragte er: ob ich der Verfasser des ins Französische übersetzten Werkes über das brittische Besteuerungssystem sey? und war nach bejahender Antwort ungemein erfreut und theilnehmend. Sonderbar, daß dies Büchlein, welches geschrieben zu haben ich fast nicht mehr weiß, mir zu Bekanntschaften hilft und übersetzt worden ist, während meine übrigen Skripturen nur in deutscher, unverständlicher Zunge reden. — Ich theilte ihm mit, wie ganz anders die preußischen als die französischen Einrichtungen hinsichtlich des obgenannten Gegenstandes wären, und er wünschte darüber von mir ein französisches Memoire für ein Journal zu erhalten. Ich mußte aber, aus Mangel an Zeit, sogar das Entwerfen eines deutschen ablehnen, und habe nur versprochen von Berlin aus Einiges zu senden, was die Irrthümer oder die Unwissenheit über Preußen mindern könnte. Beiliegender Aufsatz belehrt über den Inhalt des trefflichen Macarel'schen Buchs.

Über die in Frankreich mit der Verwaltung verbundene Rechtspflege.

In der Verwaltung lassen sich drei Haupttheile unterscheiden: 1) Die eigentliche Verwaltung. 2) Die Entscheidung über die Steuern und ihre Vertheilung.

3) Die Entscheidung aller anderen bei der Verwaltung entstehenden Streitigkeiten. Das Gesetz weiset die erste Abtheilung durchgehends einem Einzelnen zu, dem Präfekten im Departement, dem Unterpräfekten im Bezirke, dem Maire in der Gemeine. Das zweite Geschäft ist in die Hände der Räthe (conseils) der Departements, Bezirke und Gemeinen gelegt; das dritte aber den Präfekturräthen (conseils des préfectures) zugewiesen. Man geht also von dem Grundsatze aus: Verwalten sey das Geschäft eines Einzelnen, Richten das Geschäft von Mehreren.

Während Alles, was das bürgerliche und peinliche Recht anbetrifft, sicher, geordnet und scharf bestimmt erscheint, findet sich auf Seiten der Verwaltung ein Haufen verwirrter, ja oft sich widersprechender Gesetze, Verfügungen, Bescheide u. s. w., dergestalt, daß diese Mängel durch die Gewandtheit und den richtigen Sinn der einzelnen Beamten keineswegs ganz, und am wenigsten hinsichtlich der mit der Verwaltung verbundenen Rechtspflege, können gehoben werden. Diese Rechtspflege ist zugewiesen den Präfekturräthen (conseils), dem Staatsrathe und gewissen außerordentlichen Gerichten oder Kommissionen.

Schon vor dem Jahre 1790 war die eigentliche, und die verwaltende Rechtspflege nicht in denselben Händen, wohl aber thaten die Parlamente oft unpassende Eingriffe in die Verwaltung, und umgekehrt

zogen der König und die Minister Sachen vor den Staatsrath und vor außerordentliche Kommissionen, welche von Rechtswegen den Gerichten zugehörten. Beides ward durch ein Gesetz vom 24sten August 1790 untersagt; die Gründung der Präfekturräthe erfolgte aber erst durch das Gesetz vom 27sten Februar 1800. Sie bilden die Behörde für die verwaltende Rechtspflege in den Landschaften, leiden aber an mehreren wesentlichen Mängeln. Ihre Glieder nämlich sind absetzbar und stehen unter dem größten Einfluß des Präfekten, der auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag giebt; die Parteien haben keinen Zutritt zu ihren Richtern, und es fehlt an allen Vorschriften über den Rechtsgang. Wenn nun bei diesen Verhältnissen die an der Verwaltung selbst Theil nehmenden Präfekturräthe für keine völlig unabhängige und unparteiische Gerichtsbehörde gelten dürfen, so kann man noch weniger billigen daß die Minister selbst, in nicht wenig Fällen, eine Rechtspflege ausüben.

Die höchste Instanz für die verwaltende Justiz ist endlich der Staatsrath. Er besteht aus dem Könige, den königlichen Prinzen, den Ministern, Staatsräthen, Requêtenmeistern und Auditoren. Der König und die Prinzen sind aber nie, die Minister sehr sehr selten daselbst erschienen, und der Vorsitz in der Regel vom Großsiegelbewahrer geführt worden. Der Staatsrath zerfällt in fünf Abtheilungen: für Krieg,

Seewesen, Finanzen, das Innere und die verwaltende Rechtspflege. Nur die Staatsräthe haben entscheidende Stimme; sie können gleich den Requêtenmeistern und Auditoren willkürlich entlassen werden.

Über die verwaltende Rechtspflege, so wie über das Wesen und die Einrichtung, den Nutzen oder Schaden des Staatsraths, sind von Schriftstellern und Mitgliedern beider Kammern sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden. Diese lassen sich, was die verwaltende Rechtspflege anbetrifft, auf drei Hauptansichten zurückführen. Erstens, sie müsse lediglich der Verwaltung selbst untergeordnet seyn. Zweitens, sie müsse von derselben getrennt und dafür eine eigene Behörde errichtet werden. Drittens, sie sey schlechthin den gewöhnlichen Gerichten zu überweisen. Für die erste Ansicht ward angeführt: das allgemeine Wohl und die allgemeinen Interessen sind von so überwiegender Wichtigkeit, daß man Gegenstände, welche damit zusammenhängen, der Verwaltung unterordnen muß, keineswegs aber Behörden anvertrauen kann die nur den Einzelnen im Auge behalten, und denen Sachkenntniß und Übersicht fast durchaus mangelt. — Die zweite Ansicht gründete sich darauf, daß die verwaltenden Personen bei Handhabung der mit ihren Geschäften in Verbindung stehenden Rechtspflege sich parteiisch benehmen und oft vergessen dürften, wie sehr das Wohl des Ganzen auf der Gerech-

tigkeit beruht, die man jedem Einzelnen zu Theil werden läßt. Weil aber allerdings eigenthümliche Vorkenntnisse und ein engeres Verhältniß zum Ganzen erforderlich sind, um die bei der verwaltenden Rechtspflege in Anregung kommenden Gegenstände zu beurtheilen, darf man sie eben so wenig den gewöhnlichen einseitig verfahrenden Behörden zuweisen. — Die Vertheidiger der dritten Ansicht finden endlich die Gründe für eine Abweisung dieser Behörden ungenügend und meinen: der mangelhaften Kenntniß oder dem einseitigen Prozeßgange könne durch beigefügte oder befragte Sachverständige, so wie durch gesetzliche Vorschriften, abgeholfen werden.

Was nun die Gesammteinrichtung des Staatsraths anbetrifft, so wollen wir darüber die Äußerungen mehrerer Schriftsteller, Minister, Pairs, Deputirten u. s. w. in kurzem Auszuge mittheilen, theils weil sie dem Inhalte nach wichtig sind, theils weil sie die Personen charakterisiren.

Herr von Cormenin (maitre des requêtes im Staatsrathe) sagte 1818 in seinem Werke über denselben: Er ist als berathende Behörde der Charte nicht zuwider, als rechtsprechende mit ihr unvereinbar. Die letzte Hälfte muß einer unabhängigen Behörde überwiesen und auch die erste Hälfte neu begründet werden, da sie nur vermöge einer königlichen Verfügung, nicht aber vermöge eines Gesetzes besteht. Der Prä-

sident Henrion de Pansey (sur l'autorité judiciaire) behauptet: Der Staatsrath ist keine Macht (autorité) im Staate; deshalb konnte er, ohne Dazwischenkunft der Kammern, durch eine königliche Verfügung angeordnet werden. Ferner geht alle Verwaltung, wie alle Rechtspflege vom Könige aus, nur mit dem Unterschiede, daß er jene nicht weiter zu übertragen braucht. Daher ist die verwaltende Rechtspflege als Ausfluß der Verwaltung lediglich in seiner Hand, und es kann nur von einzelnen Verbesserungen, nicht von einer Umgestaltung der jetzigen Einrichtungen die Rede seyn.

Bérenger (ehemals avocat général, jetzt Deputirter) äußert in seinem Werke über die peinliche Rechtspflege: Unter der alten Monarchie war die verwaltende Gerichtsbarkeit viel freisinniger und unabhängiger gestaltet, als jetzt unter der constitutionnellen Regierung; aber wir schleppen uns noch hin mit den Einrichtungen, welche dem kaiserlichen Despotismus zur Stufenleiter dienten. Man sollte entweder, wie ehemals, besondere unabhängige Behörden für die in Frage stehenden Prozesse errichten, oder sie (noch besser) den gewöhnlichen Gerichten zuweisen, wodurch nebenbei der große Vortheil entstände, daß aller Streit über die Gränzen der Geschäftskreise aufhörte, welchen jetzt, sehr einseitig, die Verwaltung allein entscheidet.

Der Graf Lanjuinais sagt in seinem Buche über die französischen Verfassungen: Zufolge der Charte giebt es keinen Staatsrath, er ist nach allen seinen Zweigen und Geschäftskreisen im Widerspruche mit den Gesetzen und der Verfassung.

Isambert (Verfasser mehrerer lehrreichen Werke und Advokat) äußert: Die Gerichtshöfe sind wenig tauglich die großen Fragen zu entscheiden, welche bei der Verwaltung zum Vorschein kommen; doch sollten die richtenden Staatsräthe unabsetzbar, das Verfahren öffentlich und die Form der rechtlichen ähnlicher seyn.

Corbière (1827 Minister des Innern) behauptete in der Pairskammer: Es ist ein Irrthum, daß die verwaltende Rechtspflege weniger Sicherheit und Bürgschaften darbiete, als die gewöhnliche. Beide müssen schlechterdings von einander getrennt seyn, wenn nicht Alles in Verwirrung gerathen soll. Übrigens richtet der Staatsrath nicht, er giebt nur Gutachten, welche durch des Königs Beistimmung in Ordonanzen verwandelt und von einem verantwortlichen Minister gezeichnet werden. Wie kann man, bei einem solchen Pfande der Sicherheit, noch Argwohn hegen und Klagen erheben?

Nachdem in der Deputirtenkammer (1818) die schon erwähnten Gründe gegen den Staatsrath wiederholt waren, antwortete der Großsiegelbewahrer Ba=

von Pasquier: Was die Charte nicht ausdrücklich abgeschafft hat, besteht noch, und spätere Gesetze beziehen sich auf den Staatsrath. Der Gedanke, seine Mitglieder für unabsetzbar zu erklären, ist gegen die Natur der Dinge und wirft alle Verwaltung um. Er urtheilt nicht über Rechte, sondern verhandelt nur über Interessen, würde aber mit unabsetzbaren Gliedern bald allen Behörden, ja dem Könige selbst, Gesetze vorschreiben.

Der Baron Cuvier sagte (1819): Der Staatsrath ist auf die freisinnigsten Grundsätze gegründet, und bietet den Bürgern mehr Mittel dar eine gerechte Entscheidung zu erhalten, als sich in irgend einem anderen Lande finden. Auch hat ja die Regierung weder den Wunsch noch das Interesse, den Rechten der Bürger zu nahe zu treten. Ein unabsetzbarer Staatsrath wäre ein König, welcher niemanden Rechenschaft ablegte und bald die Kammern, die vollziehende Gewalt und alle freisinnigen Einrichtungen vernichten würde.

Herr v. Villele: Der Staatsrath gewährt den Bürgern keine genügende und verfassungsmäßige Sicherheit bei ihren Streitigkeiten mit der Regierung, und die Verantwortlichkeit der Minister ist ein leerer Schein, wenn von unzähligen Entscheidungen bloßer Privatstreitigkeiten die Rede ist, mit welchen sich die

Kammern nie in höchster Stelle beschäftigen können und beschäftigen werden.

Manuel (1821): Es ist höchst nachtheilig, daß bei Streitigkeiten zwischen den rechtsprechenden und verwaltenden Behörden, der Staatsrath allein entscheidet.

Gaëtan de Larochefoucauld (1828): Der Staatsrath sollte ursprünglich nur Gesetzentwürfe und Vorschriften über die Verwaltungsweise entwerfen, bald aber wurden unter Bonaparte seine Befugnisse übermäßig erweitert: ohne Widerspruch, weil man damals Alles ehrte, was stark war, während man jetzt nur dem gehorchen will, was gesetzlich ist. Nach der Charte findet sich keine Stelle für den Staatsrath; seine Geschäfte gehören andern Behörden oder Gewalten. Auch haben deshalb höhere Gerichtshöfe sein Daseyn schon laut für gesetzwidrig erklärt und seinen Verfügungen keine Folge geleistet.

Portalis (1829 Großsiegelbewahrer): Der Staatsrath ist gesetzlich und nothwendig, und keineswegs dadurch aufgehoben, daß seiner in der Charte nicht ausdrücklich Erwähnung geschieht. Könnte die Regierung Fragen über die Verwaltung, welche vor den Gerichten verhandelt werden, nicht an sich ziehen, so würde die ganze Regierung bald Gegenstand juridischer Entscheidungen werden. Der Staatsrath ist lediglich ein Zweig der Verwaltung, ein Organ der

Krone, und kann deshalb seine Einrichtung nicht einem Gesetze, sondern nur einer königlichen Verfügung verdanken.

Dupin der Ältere: Obgleich ein Staatsrath bei einer repräsentativen Verfassung minder nöthig erscheint, mag er als eine blos rathgebende Behörde unangetastet bleiben, dann aber auch aus der Civilliste bezahlt werden. Soll er aber Recht sprechen und das für ihn erforderliche Geld außerordentlich bewilligt werden, so muß man untersuchen, ob sein Daseyn schon gesetzlich, oder erst durch ein Gesetz zu begründen sey. Es ist irrig, zu behaupten, daß alle die 50,000 seit 1789 gegebenen Gesetze und getroffenen Einrichtungen noch Rechtens und in voller Wirkung wären, sofern man sie nicht ausdrücklich aufgehoben habe. Der Staatsrath des Jahres 8 war eine Art von kaiserlichen Divan und in den Händen Bonapartes ein thätiges Werkzeug, alle Gewalten an sich zu ziehen und alle unsere Freiheiten zu zerstören. Er war der Kern und Mittelpunkt dieses weiten Systems der Centralisation, welches jegliches an sich zog, und das wir noch zu bejammern Ursache haben. So wenig die Kammern ohne den König Gesetze erklären und ändern dürfen, so wenig der Staatsrath im Namen des Königs ohne die Kammern, und die Gerichtsbehörden haben ganz Recht, wenn sie im letzten Falle den Gehorsam verweigern.

Vatismenil (1829 Minister des öffentlichen Unterrichts): Kein Artikel der Charte ist unverträglich mit dem Daseyn des Staatsraths. Sobald es eine Verwaltung giebt, muß es auch eine verwaltende von ihr abhängige Rechtspflege geben. Wollte man diese den Gerichten zuweisen, oder ihnen gar die Entscheidung von Streitigkeiten über die Gränzen der Geschäftskreise verstatten, so würde alle Gewalt in die Hände der Rechtsgelehrten übergehen. Man mag deshalb die Art des hierbei zu beobachtenden Verfahrens durch Gesetze ordnen und auch andere einzelne Verbesserungen einführen.

Es sey erlaubt, dieser Zusammenstellung französischer Ansichten wenige Bemerkungen folgen zu lassen.

Erstens: Der Versuch einiger Journalisten, aus dem vierzehnten Absatze der Charte das Recht abzuleiten, daß der König von Frankreich ohne die Kammern Gesetze geben könne, steht im offenbarsten Widerspruche mit den Absätzen 15—18. Allerdings gehen aber die Begriffe von Gesetz und Verfügung (Ordonanz) in einander über, und es können Bedenken über die Gränzen beider entstehen. Eine genaue Durchsicht der französischen Gesetzsammlung zeigt indessen, daß eher der letzte als der erste Begriff zu weit ausgedehnt seyn dürfte; so wie zweifelsohne sehr viele Dinge durch königliche Verfügungen entschieden werden, welche mau in einem Staate wie Frankreich

den landschaftlichen und örtlichen Behörden überweisen sollte.

Zweitens: Der Staatsrath ist, als berathende Behörde, ein Organ der Verwaltung und in keinem Widerspruche mit der Charte oder dem Wesen einer repräsentativen Regierung; der Staatsrath als rechtsprechende Behörde müßte dagegen (gleichwie alle andern Gerichte) durch ein Gesetz angemessen eingerichtet werden.

Drittens: In letzter Beziehung gewährt der Staatsrath (mit absetzbaren und durch bestimmte Vorschriften nicht gezügelten Beamten) keineswegs genügende Sicherheit für eine unparteiische Rechtspflege. Die Bemerkung: es habe die Regierung weder den Wunsch noch das Interesse, den Rechten der Bürger zu nahe zu treten, hat, wenn von juridischen Formen die Rede ist, gar keine Bedeutung; so wie die Äußerung, der Staatsrath urtele nur über Interessen, nicht über Rechte, bloß einen wunderlichen Gegensatz enthält und obenein mit der Wahrheit nicht übereinstimmt.

Viertens: Dasselbe gilt von der irrigen Behauptung: in keinem Lande sey eine größere Bürgschaft für unparteiliche Handhabung der verwaltenden Rechtspflege vorhanden. In Preußen z. B. besetzte man die alten Kammer-Justizdeputationen zur Hälfte aus Mitgliedern der Kammern und zur Hälfte aus Mitgliedern der Gerichtsbehörden. Alle waren unabsetzbar

und an die gewöhnlichen Gesetze und Prozeßformen gebunden. Und dennoch hob man diese Einrichtung (welche weit vorzüglicher war als die jetzige französische) auf und wies alle verwaltende Rechtspflege ohne Ausnahme den gewöhnlichen Gerichten zu. Wem käme wohl in den Sinn, zu behaupten: dadurch sey die königliche Gewalt verringert oder in Gefahr gebracht worden! Doch muß man wünschen, daß die verwaltende Behörde nicht, um sich zu decken, übermäßig viel Dinge an die Gerichte bringe, und die Richter sich nicht der Ansicht hingeben, Fiskus sey der reiche Mann, der wohl einen Verlust tragen könne.

Fünftens: Bei dieser preußischen Einrichtung haben fast alle Streitigkeiten über die Gränzen der Geschäftskreise ein Ende; bei getrennter Rechtspflege sollten sie aber weder allein von der juridischen, noch allein von der verwaltenden Seite entschieden werden.

Sechstens: Daß die Lehre: alle Beamten müßten nach Willkür absetzbar seyn, unheilbringend ist, setzt Frankreichs Beispiel außer Zweifel. Das entgegengesetzte System sichert gegen ministeriellen Despotismus, giebt dem Stande der Beamten Muth, Kraft und Würde, und gewiß trägt dasselbe im preußischen Staate wesentlich mit dazu bei, fortdauernd eine gute Verwaltung zu bewirken.

Siebenunddreißigster Brief.

Paris, den 15ten Mai.

So gewiß Frankreich Ruhe und keine neue Revolution will, sind doch die täglich wiederkehrenden Aufreizungen höchst betrübt. Die vielen Brandstiftungen, welche die Gazette mit politischen Zwecken in Verbindung setzt, erinnern an das Jahr 1789, und der Ton, womit sie die Deputirten als hommes sans foi und sans loi bezeichnet, stimmt mit dem von 1792 gegen Adel und sogenannte Aristokraten. Glücklicherweise fehlt es noch nicht an gesetzlichen Auskunftsmitteln. Die Regierung beschuldigt die Liberalen sträflicher Umtriebe hinsichtlich der Wahlen, und sie wirkt wiederum auf eine solche Weise, besonders durch die Präfekten, Circulare, Anweisungen u. dgl., daß von Freiheit und Unabhängigkeit der Wahlen in der That nicht mehr die Rede seyn kann. Wenn der Präfekt von Lyon erklärt: man möge wählen wen man wolle, nur keinen der für die Adresse, das heißt gegen das Ministerium gestimmt habe; so ist dies gegen das constitutionelle ABC, wo die Deputirten eben die Controle gegen das Ministerium bilden sollen. Das Ministerium hofft durch all diese Mittel die Majorität zu erhalten, ob gleich die so gefundene Mehrzahl ge-

will nicht das ausdrückt, was die Mehrzahl Frankreichs will. Polignac kann sich aber auch sehr verrechnen, wie dies dem klügern und gemäßigtern Villele 1827 wiederfuhr. Mit der, gewiß nur geringen, Majorität würde dann das Ministerium fortvegetiren, bis die Macht der Verhältnisse und eigene Unfähigkeit es zu Grabe trügen. Dieser Unfähigkeit beschuldigt man Bourmont nicht, sondern läßt seinen Talenten und seiner Willenskraft Gerechtigkeit wiederfahren, während man Charakter, Ehrlichkeit und Mäßigung vermißt. Ihm wäre ein großer Krieg gelegen, der die bürgerliche Freiheit durch militairischen Ruhm begraben läßt. Der Zug gegen Algier ist hauptsächlich sein Werk, während alle Welt hier laut sagt: einige Eigennützige (darunter D—n) hätten den Dey um seine gerechten Forderungen betrogen, und es sey unsinnig 80 Millionen auszugeben, weil er einen notorischen Schuft von Consul mit seinem Fliegenwedel hinter die Ohren geschlagen habe. Bourmont hat in Toulon eine große Rede gehalten und darin übereilt von künftigen großen Handelsvortheilen, Ansiedlungen u. s. w. gesprochen. Darüber sind von England dringende Vorstellungen ergangen und Polignac genöthigt worden, seinen Kollegen fast ganz zu desavouiren. Doch ist das Verhältniß zu England noch sehr gespannt. Die Landung bei Algier hält man für schwer, nicht die Eroberung der Stadt nach der Landung. Aber

was dann? Behalten? Nach Hause gehen? Bezahlt oder unbezahlt? Daß all den Raubstaaten das Lebenslicht diesmal ausgeblasen werde, ist nicht zu hoffen, wird auch kaum bezweckt. Man will den Sieg fürs Innere benutzen, die Wahlen in den darauf folgenden Tagen durchtreiben und dann ad libitum regieren. Gebe der Himmel, daß die beiden Centra sich verstärken, Extreme können nicht ruhig, gemäßigt und lange herrschen. —

Weil gestern mein Geburtstag war, will ich selbst das Unbedeutende erwähnen. Nach vollbrachter Arbeit auf der Bibliothek nahm ich zwei Folianten Briefe aus dem sechszehnten Jahrhundert mit nach Hause, um Facsimiles der Unterschriften berühmter Personen zu entwerfen. Darunter z. B. Franz II., Heinrich III., Karl IX., Katharine von Medici, Philipp II., Maximilian II., Franz von Guise, Graf Egmont u. s. w. Vom langen Sitzen ermüdet, wanderte ich nach den Boulevards und hätte, in lebhaftem Andenken an euch, heut gern alle Läden ausgekauft, nicht um mir, sondern euch Geschenke zu machen. Da es aber nicht konnt' seyn, ging ich vorüber, machte eine Visite bei Leo's, aß bei Hürbain nnd ging Abends ins Theatre français. Das erste Stück: Minuit, comédie de Disaudras, unbedeutend mit einigen handlichen Scherzen aufgehöht. Madam Menjaud, als Neffe, sah,

wie die meisten Frauen, in Mannskleidern nicht besonders aus, oder verschwand wenigstens der Geliebten, Mad. Mante gegenüber, die so dick ist, daß man immer fürchtet der Athem werde ihr ausgehen. Hierauf un an, ou le mariage d'amour, drame en trois actes de Ms. Ancelot, ein neues Stück. Graf Lesseville heirathet, gegen den Rath seiner Mutter, die Tochter eines Sergeanten, ein treffliches Mädchen, mit der er durch einen von ihm verschuldeten Unfall in Bekanntschaft kam. Er liebt sie von Herzen und sucht sie auf alle Weise zu bilden; doch gerathen beide, bei ihren Verhältnissen zu Höhern und Niedern, in tausend Verlegenheiten, der Mann wendet sich frühern Neigungen zu, die Frau fühlt daß sie ihren alten Verbindungen entwachsen, für die neuen aber unpassend, mithin nirgends glücklich und zu Hause ist. Ebenso wenig bequem befinden sich die beiderseitigen Verwandten, und als die Frau endlich entdeckt daß ihr Mann sie nicht mehr liebt, sondern sich ganz einer vornehmen Kokette zugewandt hat, die er früher heirathen sollte, geräth sie in Verzweiflung und stürzt sich zum Fenster hinaus. Also einmal die Schattenseite sogenannter Liebesheirathen, herbe, bitter, und von mildernder Schönheit oder eigentlicher Poesie sehr wenig durchzogen; aber das oft da Gewesene ist mit Geschicklichkeit geordnet und von einer ergreifenden Kraft der Wahrheit. — Die Personen denken,

sprechen und fühlen natürlich, und wenn die Moral auch nicht von höherer Dichtung durchdrungen und gesättigt erscheint, ist doch Kraft zur Reinigung der Leidenschaften vorhanden. Daß im Hernani Kaiser und Fürsten auftreten, stellt das Stück nicht höher; denn es sind eben keine ächten Kaiser und Fürsten, und es fehlt alle Sittlichkeit in dem Sinne, daß keiner thut was die wahre Sitte von ihm verlangt, was aus seiner Lage und Individualität nothwendig und großartig hervorgehen sollte. Die Putzmacherinn, ihr Vater der Sergant, ihr erster Liebhaber der Conscribirte u. s. w. sind lebendigere Menschen, als Hugo mit allen künstlichen Situationen hat zusammendrechseln können. Durch diese Schule natürlicher, richtiger, anspruchsloser Zeichnung hindurchgehend, kann man doch wohl noch eher zur Poesie gelangen, als im Rausche einer falschen zusammengebrauten Romantik. — Übrigens ward Ancelot's Drama vortrefflich gegeben, Alle, ohne Ausnahme, spielten gut, und es erwuchs hieraus ein Genuß, wie man ihn jetzt sehr selten im Schauspiele findet. Michelot der Graf, Montrose der Sergant, Samson der Conscribirte, die Desmousseau die Mutter des Grafen, die Demerson eine Putzmacherinn, die Brocard die junge Gräfinn u. s. w., verdienten, ohne Ausnahme, großes Lob. Insbesondere führte die Brocard ihre schwierige, mannichfaltige Rolle mit Kunst, Wahrheit und Gefühl

durch bis zu Ende. — Um zehn Uhr endete dieses Stück, ein drittes von vier Akten zu sehen, war mir zu viel; ich verkaufte mein Billet für einen Franken, ging zu Bette, und schlief mit dem ernsten Gedanken ein, daß, wenn Hermann so alt ist als ich, Vater und Mutter längst begraben sind.

Mr. G., est il chez lui? Non Mr.! So wollte ich wiederum unverrichteter Sache abziehen, als er in den Hof trat, mich freundlich empfing und mir (weil ich unverzüglich Fragen stellte und auf ernste Sachen einging) verständig und zuvorkommend Rede stand. So oft diese Dinge auch schon in meinen Briefen berührt wurden, will ich euch doch einige seiner Äußerungen mittheilen, ohne sie durch meine Bemerkungen und Zwischenreden zu unterbrechen. Frankreich hat in den letzten 15 Jahren an politischer Einsicht und Haltung ungemein zugenommen und selbst während des Villèleschen Ministeriums und durch dasselbe viel gelernt. Eine äußerste Linke wird immer da seyn, sie mag sich aussprechen; aber sie ist nicht gefährlich und hat seit 10 Jahren immerdar an Zahl und Einfluß verloren, während die Centra sich verstärkten. Noch fehlen unter den Liberalen die Männer, welche zum Regieren überwiegend tauglich sind, täglich aber kommt man einem wahrhaft constitutionellen Ministerium näher, gewinnt dafür Einsicht und Geschicklichkeit, und wird selbst durch die Fehler der

Gegner auf das Wahre und Rechte hingewiesen. Sobald die Liberalen das Regieren verstehen, ist man am Ziele, darf ihnen aber das zeitherige Regiren und die Fehler nicht zu hoch anrechnen. Martignac z. B. wollte durch die linke Seite gar nicht gestützt und gehalten seyn, wie konnte sie ihn also stützen und halten? Sein Communalgesetz hätte alle Gewalt in den Städten lediglich der rechten Seite zugewiesen, er konnte keine Änderung beim Könige durchsetzen, und es unverändert annehmen, wäre für die Liberalen eine Thorheit gewesen. — Die neueste Adresse rechtfertigt sich dadurch, daß ein Eingehen auf Diskussionen nur zu Zank geführt und man gar keine wahre Sitzung gehabt hätte. Überdies war diese Kammer am Ziele ihres politischen Lebens, und hatte die ihr zugewiesene Aufgabe erfüllt. Sie sollte Villèle's Ministerium stürzen, konnte aber ihrer Zusammensetzung nach kein constitutionelles gründen und erhalten. Durch die neuen Wahlen werden sich die Centra verstärken und die Liberalen vielleicht 15 — 20 Stimmen gewinnen. Daß die äußerste Linke zum Centrum werde, und eine bloß republikanische oder gar anarchische Partei eintrete, ist nicht zu besorgen. Das Wahlgesetz hat seine Mängel, wirkt aber jetzt doch so, daß die wahrhaft tauglichen Männer in die Kammer kommen und so ziemlich alle Interessen vertreten werden. Nur die Forderung des hohen Alters wirkt nachthei-

lig. Mit Recht klagt man über zu große Centralisation, aber sie hat mehr genützt als geschadet und die Macht und Bildung befördert. Im Ganzen werden die Angelegenheiten der Gemeinen gut genug verwaltet, und ein Wahlgesetz für dieselben dürfte fast schwerer zu entwerfen seyn, als eins für den Reichstag. Die Hauptsache ist, wahrhaft Taugliche an die Spitze zu bringen; übertrieben republikanische Formen führen aber keineswegs immer zu diesem Ziele u. s. w. u. s. w.

Außer dem politischen und literarischen Inhalte des Gesprächs fragte ich: ob er wirklich glaube (wie der so geistreiche F. mir gesagt), daß alle sachlichen Verhältnisse, Zustände, Antiquitäten in die geschichtliche Erzählung hinein gehörten? Er sagte Anfangs ja, bestimmte indeß auf meine Einwendungen die Sache so, daß vieles für besondere Dissertationen übrig bleibe, was denn ungefähr auf das hinauslief, was ich auch meine. Es ist gar leicht, über diese Dinge im Allgemeinen entscheiden, gar schwer, das Einzelne wirklich machen.

Nachdem ich Besuche abgestattet, bekam ich Besuche 1) von einem Berliner la R., der von mir Reisegeld nach Amerika haben wollte. 2) von einer geputzten Dame, die da verlangte, daß ich auf ein großes Werk subscribire, sur la piété filiale. 3) von dem Überbringer eines Briefes, von einem Herrn, der sich Academicien et mon collegue nannte. Zu 1) die

Antwort, daß ich selbst um Reisegeld eingekommen wäre. Zu 2), daß mein Mantelsack für Bücher zu klein sey. Nr. 3) gab ich einen Franken, womit er sich, trotz beredter Redensarten, zuletzt begnügen mußte.

Achtunddreißigster Brief.

An A. und D. Cr.

Paris, den 20sten Mai.

Wäre ich nicht so ernstlich krank gewesen und seit meiner Herstellung so sehr mit Geschäften überhäuft, müßte ich mich meines langen Schweigens halber noch härter anklagen. Aber Freunde nehmen die Sachen nicht so genau, und meine übrigen Briefe kommen ja auch in Ihre Hände. Zuvörderst einiges zur Antwort auf Ihre Briefe.

Daß B. ein Verehrer der Malibran sey, habe ich nicht gewußt. Eine gewisse soubrettenartige Unbedeutsamkeit ihres Gesichts bemerkte ich allerdings in der Susanne, sie verschwand aber in der Desdemona und dem Romeo. Die musikalischen Ketzereien des D. C. beweisen, daß man, um ein vortrefflicher, geistreicher Mann zu seyn, nicht nöthig habe im vollen Sinne fünf Sinne zu besitzen; wie mir ja z. B.

auch ganz fehlt, was man eine feine Nase nennt. Es giebt aber eher Mittel, dem Ohre als der Nase aufzuhelfen, besonders wenn von dem Ohre eines Bankiers die Rede ist. Man kann nämlich jede Melodie und Harmonie in Mathematik übersetzen: die Musik ist gehörte Mathematik, und ich bin fest und ernst davon überzeugt, daß die mathematischen Verhältnisse der Weltkörper sich in Tönen aussprechen und die Musik der Sphären erzeugen. Daß wir sie nicht hören, wie den Gesang der Demois. S., ist kein Einwand; da jener gräflich-bürgerliche Gesang nur in gewissen Zwischenräumen erklingt, jene Musika aber von Ewigkeit zu Ewigkeit forttönt, und wir so wenig davon bemerken, als vom Athmen, Blutumlauf, Bewegung der Eingeweide u. s. w., sofern nicht Krankheitszustände die Aufmerksamkeit darauf richten. Sänge einmal ein Planet d statt dis, wir würden gewiß hinhorchen und es merken. Auf jeden Fall wird sich der besagte D. Er. leicht mit dieser unhörbaren Musik der Sphären vertragen; wenn auch die A. Er. und andere sich einer übertriebenen Zweifelsucht hingeben sollten. Also: jede Musik läßt sich in Mathematik übersetzen und in Zahlen ausdrücken, und es ist ganz gewiß, daß die ansprechendsten Melodien und Harmonien auch mathematisch die einfachsten, oder in ihrer Mannichfaltigkeit bedeutendsten Zahlenreihen geben. So ist 1, 2, 3, 4 Grundton,

Oktave, Quinte und Terz, die natürlichste und schönste Harmonie; wollte ich 1, 17, 39, 67 aneinander reihen, oder 1, $1\frac{1}{17}$, $1\frac{3}{19}$ und dergleichen, das gäbe Katzenmusik. Wenn sich die Curszettel einfach nach dem Zinsfuß der 2, 3, 4 u. s. w. stellen, ist eine einfache Melodie und Harmonie vorhanden, stellen sich aber neben die 3, 4, 5 incommensurable Brüche, ohne Gesetz steigend oder fallend: so verwandelt sich die einfache, unhörbare Musika des Credits in ein Teufelsgeschrei auf der Börse. Nach meiner Rückkunft werde ich dem O. Cr. einige beliebte Melodien in Mathematik übersetzen und nicht vorsingen, sondern vorrechnen, um ihn durch diesen Umweg endlich bis an die aller Welt verständliche Musik hinanzuführen. So wie nämlich die Zahl allen gebildeten Völkern verständlich ist, aber nicht das Wort, eben so die Oper und der Gesang, aber nicht die Tragödie und die Komödie, anderer wichtiger Folgerungen z. B. über das Bezahlen der Sängerinnen, über die Natur der Interjektionen, des Seufzens, Gähnens, Schluchzens u. s. w. diesmal nicht zu gedenken.

Paris, den 21sten Mai.

Ihre politischen Fragen haben sich in der Zwischenzeit großentheils beantwortet. Lassen Sie uns indeß (da Ihre Frau nicht da ist) immer ein Bischen

politisiren, uns einigen oder zanken. Mit dem letzten höre ich nicht auf, so lange Sie Ihre Bewunderung Napoleons nicht von dem Irrthume lösen, er habe die Freiheit gefördert, oder unter solch einen Herrscher könne die Freiheit gedeihen. Darin sehen die hiesigen Liberalen richtiger, sie sind alle antinapoleonisch, und ich möchte unterschreiben, was Daunou in seinem Buche sur les garanties individuelles sagt. Nämlich: quoique le gouvernement de Bonaparte ait commis d'épouvantables attentats, nous devons avouer que les persécutions ont été plus sanguinaires, les proscriptions plus vastes en 1793 et 1794, ainsi qu'en 1815 et 1816; mais l'époque de 1800 à 1814 est celle où l'on a le plus avancé l'oeuvre de l'asservissement général de la France, et même de l'Europe, ou l'on a le plus habilement travaillé à éteindre toute lumière dans les esprits, toute énergie dans les caractères, tout germe de liberté publique et d'indépendence personnale.

Etwas Ähnliches möchte unter andern Vorwänden (denn die fehlen niemals) die Congregation durchsetzen, aber es mangelt ihr Genie und Macht; daher wird sie Frankreich auf die Dauer nicht bezwingen, und noch weniger Europa unterjochen. Allerdings nehmen die Dinge seit dem 8ten August 1829 hier täglich eine üblere Wendung, ich kann mich aber nicht überzeugen, daß aus dem Geschehenen schon große

Umwälzungen hervorgehen müssen, und hoffe, daß, wenn das Übel bis zu einer gewissen Höhe gestiegen ist, eine örtliche und persönliche Crisis es zwar nicht völlig heilen, aber eine andere Richtung herbeiführen wird. Die Furcht vor der neuen Kammer verzögerte die Auflösung der alten; obgleich nicht zu begreifen war, was dies Ministerium mit der letzten anfangen wollte. Die Hoffnung auf Stimmenmehrheit in der neuen hat (ungeachtet der Versicherungen in der Quotidienne) abgenommen, und obgleich die Machthaber vom Tage zum Tage leben, ließ sich der Gedanke nicht abweisen: was da geschehen solle, wenn das Ministerium in der Minderzahl bleibe? Wäre ich in des Königs Stelle gewesen, ich hätte nach Empfang der Adresse Kammer und Ministerium aufgelöset, und der günstige Ausfall der neuen Wahlen war bei einer irgend vernünftigen Besetzung des letzten außer Zweifel. Das ward nicht bloß versäumt, sondern seit dreien Tagen stehen die Sachen allerdings noch ganz anders. So lange Courvoisier und Chabrol, zwei ehrliche Männer, im Ministerium blieben, war man überzeugt es wolle sich innerhalb der gesetzlichen Formen und der Charte halten, und man habe keine gewaltsamern Maaßregeln zu befürchten. Deren Austritt zeigt, daß allerdings der Wille da ist, sich für gewisse Fälle nicht an die Vorschriften der Charte zu kehren, sondern sie willkürlich zu deu-

ten oder gar abzuschaffen. Nun ist aber Frankreich mehr als je, ja, man kann sagen, es ist ganz constitutionell gesinnt, und selbst die rechte Seite und die Pairs sind (bis auf wenig Ausnahmen) für die Erhaltung der Charte. Daraus folgt: daß eine Änderung des Ministeriums gar keine erheblichen Gefahren zeigt, die der Charte aber die größten herbeiziehen könnte. Unter allem, was nach Chabrol's und Courvoisier's Austritt irgend hätte geschehen können, hat man das Unpopulärste ausgewählt. Peyronnet ist so allgemein gehaßt und verachtet, daß seine Ernennung der öffentlichen Meinung einen Fehdehandschuh hinwirft, ja sie mit der Faust ins Gesicht schlägt. Auch ist diese öffentliche Meinung diesmal nicht ohne Grund: wer ein Gesetz, wie das sur le sacrilège und andere durchsetzt, erscheint unwerth in unsern Tagen Gesetzgeber zu seyn, und die Anklage über seinen Eßsaal ist gutentheils auch auf ihm sitzen geblieben. Polignac wird unbedeutend, seit ihm Peyronnet zur Seite steht, und der scheinbare Sieg über die Villèlisten dürfte ihm schlecht bekommen. Alle Stimmen, die Villèle und Chabrol zu Gebote standen, wenden sich jetzt gegen das Ministerium, während ihnen Peyronnet (jetzt Villèle's Feind) keine einzige bringt. Es ist nunmehr seit drei Tagen so gewiß, wie zwei mal zwei vier, daß eine bedeutende Majorität gegen das Ministerium auftritt. Sehen wir nun die Reihe von

Maaßregeln durch, welche dasselbe mit der Congregation ergreifen kann.

Erstens es löset die neue Kammer sogleich auf, läßt nach einem neuen Wahlgesetz eiligst eine dritte wählen, und regiert, nach Bewilligung des Budgets, ruhig weiter. Allein abgesehen von dem Hauptpunkte, daß das Ministerium allein kein Wahlgesetz geben darf, läßt sich a) keine Form ersinnen, welche ihm mit Sicherheit die Mehrheit zuwiese, man müßte denn jeden Erwählten verwerfen wollen, der den Machthabern nicht behagt. b) werden die Wähler nicht wählen. Oder, wenn dies geschieht und die Erwählten sich für berechtigt halten, das Budget zu bewilligen, werden c) die Pairs die gesetzwidrige Kammer verwerfen und d) die Steuerpflichtigen nicht *zahlen*. Diese Möglichkeiten haben auch Bankiers und Staatsgläubiger so geschreckt, daß die Papiere sehr gesunken sind, und leicht noch mehr sinken könnten. Andererseits sind diese Möglichkeiten in Wahrheit so unmöglich, oder doch so ganz thöricht, daß ich die Hoffnung hege: wenn die Sache zum Äußersten kommt, werden Hofleute, entschädigte Emigranten, Pairs, Gerichtsbehörden u. s. w. mit solcher Angst oder solchem Muthe auf den König, den Dauphin, die Dauphine und das Ministerium losgehen, daß Vorurtheile und Eigensinn zusammensinken und die verhaßte Sippe entlassen wird. Ein solcher Sieg kann in jedem Augenblicke obiger

Krankheitsgeschichte eintreten, er muß eintreten. Bleibt der König verstockt, eigensinnig, verblendet, spielt er alle seine Karten bis auf die letzte aus, so steht am Ende des Dramas nicht der Sieg, sondern eine zweite Verjagung, wenn nicht aller Bourboniden, doch seiner Linie, und man kann nichts sagen als: tu l'as voulu George Dandin. Ich wiederhole (ich weiß nicht, zum wievielsten Male): Frankreich will am Schluß und im Überdruß der Revolution keine neue; aber es will mit Recht doch einige Früchte derselben festhalten, und verweigert man diese so können die Gemüther, obgleich sie gewaltsamen Bewegungen sehr abgeneigt sind, noch einmal in einen, wenn auch nur sehr kurzen, doch heftigen Sturm gerathen. Ich vermuthe, hoffe und wünsche, daß das Ministerium spätestens am Jahrestage seiner Geburt, am 8ten August 1830, dahinfahre und die innere Entwickelung gesetzlicher Art fortschreite, deren Frankreich so sehr bedarf, und für die seit 1815 nur sehr wenig geschehen ist. — Einige fürchten: das aus Algier siegreich zurückkehrende Heer werde sich zur Aufhebung der Charte gebrauchen lassen. Ich theile diese Furcht nicht; versuchten aber wahnsinnige Machthaber diesen Weg, trügen sie die Schuld des ausbrechenden Bürgerkrieges.

Jeder Mensch muß den Untergang der afrikanischen Raubstaaten wünschen, und die, welche seit

drei Jahrhunderten immer ohne alles Recht angriffs-
weise verfahren, erfahren von Rechtswegen, daß man
nicht bloß Rechenschaft über den letzten Tag fordert.
Anfangs sagten die Franzosen den Engländern, alle
Vorbereitungen würden nur getroffen, den Dey zu
schrecken; dann hieß es: der Ägypter solle die Länder
bekommen und civilisiren!! Als dies (den Franzosen
zuletzt nicht ungelegen) heimlich von Österreich in Kon-
stantinopel hintertrieben wurde, schlugen sie vor, die
Angelegenheit auf einem europäischen Congresse zu
verhandeln. Unterdeß wurden alle Vorbereitungen fer-
tig, und die Engländer schicken nun Linienschiffe hin,
welche hoffentlich die Eroberung nicht verhindern; sind
die Franzosen einmal drinn, so wollen und werden sie
nicht wieder herausgehen; auch dürfte England an-
dere Dinge zu thun haben, als darüber einen Krieg
anfangen. Welche Absurdität, die ewige Barbarei
dieser einst so blühenden nordafrikanischen Küste als
nothwendig für das Wohl europäischer Staaten zu
halten; welcher kleinliche Neid! Besitzt doch England
einen Welttheil außerhalb England; und was sagt
denn zuletzt die dumme Rede: England kann nicht
zugeben, daß der legitime Dey von Algier verjagt
werde? Sie sagt nichts. Oder sind die indischen
Herrscher, die Dinge dergestalt betrachtet, nicht noch
viel legitimer? Ist Nordafrika so wichtig, warum
erhält es denn England in solchen Händen? Aber

es hat freilich bei der Erhaltung, sowie Frankreich bei dem Angriffe, andere als die ausgesprochenen Zwecke. Die Vorsehung wird aber, neben diesen geringern Zwecken beiweg, höheren entgegenführen.

Sonntag, den 23sten Mai.

Das vermaledeite Politisiren, dies eigentliche mal français der neuesten Zeit, hat mich zu einer Menge Reden verführt, die nur das O interessiren können, und ich habe darüber das A vernachlässigt, welches doch überall voransteht; ja dem O, was groß thun will, dem Omega, wird von den verständigen Griechen die letzte Stelle im Alphabet angewiesen, damit es Bescheidenheit lerne.

Ich wende mich also zur Augusta, ein unendlich bedeutungsvollerer Name als Otto, dessen ganze Merkwürdigkeit darin besteht, im Widerspruch mit der Natur von vorn und von hinten gleich auszusehen. Was ich nun aber der kaiserlich königlichen Frau vortragen soll, darüber bin ich wirklich im Zweifel; denn der Theaterwechsel ist hier fast seltener als der Ministerialwechsel, und hat man gewisse Stücke gesehen, die Mode sind und immer wiederholt werden, kostet das Schauspiel nicht viel Zeit oder Geld. Dazu kommt, daß ich in andern Briefen über dies und das schon Bericht erstattet und in der letzten Zeit selbst mehrere Abende gearbeitet habe, um nicht in dem Meere von

Handschriften ohne Ausbeute unterzugehen. Vorigen Donnerstag war ich zur Prinzessinn —, geborenen Herzoginn von —, eingeladen, um auf ihrem Landsitze S. ein Schauspiel und ein Vaudeville, meist von Liebhabern aufführen zu sehen. Ich freute mich auf diese histrionische Merkwürdigkeit, aber ein Hauptschauspieler ward krank und die Aufführung deshalb verschoben. Ich möchte sagen, glücklicherweise: denn Abends kam ein ungeheueres Gewitter, Freitag ein ähnliches, und doch ist es nicht kalt geworden, sondern so warm geblieben, daß ich den Ankauf von Sommerkleidung nicht länger verschieben konnte. Heute früh um sechs Uhr hatten wir im Schatten funfzehn Grad, jetzt zwanzig.

Donnerstag Abend versuchte ich, in das mir unbekannte Theater des Hrn. Le Comte einzubringen, aber im Parterre war kein Platz mehr, und es hieß: ich möchte mich mit meinem Parterrebillet einige Treppen hinauf bemühen! Ich that es, in der Hoffnung, ein interessantes Publikum zu finden und meine demagogischen Studien über Köchinnen und Hausmädchen fortzusetzen; allein die Hitze war so groß, und die Atmosphäre so mit riechenden Atomen überfüllt, daß ich merkte, der fünfte Sinn fehle mir doch nicht ganz. Mit diesem Troste ging ich hinweg und schenkte mein Billet einem Jungen auf der Straße.

Wichtiger als dieser gescheiterte Versuch, mich mit

der gräflichen Bühne bekannt zu machen (ich werde ihn schwerlich wiederholen), ist der gestrige Besuch des deutsch-italienischen Schauspiels. Man gab erstens ein Concert und dann den Fidelio mit einigen Auslassungen. Im Concert: Ouverture aus der Zauberflöte, dies Bildniß ist bezaubernd schön, Violinsolo, vierstimmiger Männergesang, Isis und Osiris. Bis auf das Diskantgegurgele der Geige, alles gute Sachen, gut ausgeführt. Im Fidelio tragen die Devrient, Haitzinger und der Chor das Ganze, alle andern sind kaum mittelmäßig, und besonders Demoisell Roland ein illegitimes oder untergeschobenes, kraftloses Kind des starken Roland; Haitzinger und die Devrient kennen Sie; beide finden den größten Beifall, und man hat dieser die vortheilhaftesten Anerbietungen gemacht, sie dauernd bei der großen Oper zu engagiren; was ganz etwas anderes ist, als bei der unsichern italienischen Oper auf eine kurze Zeit gut bezahlt zu werden. Sie würde alle großen Rollen in den eigentlich dramatischen Opern erhalten und die Cinti auf die der neuern italienischen Schule angewiesen werden. Wann dos zu Stant' kummt, wos wird to te olt' — soogen? — die da meinte, sie wisse allein, wo und wie man Ruhm und Geld hole!! Der hiesigen großen Oper ist (wie unserer) eine solche Frau für jene Rollen ganz unentbehrlich; doch steht unsere immer noch weit

voran, denn die Seidler und Schätzel sind Singwunder im Vergleich mit der Jawurek und Dabadie. Gestern sang die Devrient sehr brav und spielte vortrefflich, Haitzinger, den ich früher nur in musikalisch unbedeutenden Rollen hörte, erwies, er sey auch dieser gewachsen. Das Finale mußte wiederholt und der Vorhang wieder aufgezogen werden, was, glaube ich, vor der diesjährigen Aufführung des *Fidelio* noch niemals vorgekommen ist. Freilich ist dies deutsche Werk etwas ganz anderes als Rossini'sche Dratzieherei; aber die musikalischen Barren, die Beethoven heranführt, erfordern ganz eigene Ohren, sonst gehen sie ihrer Dicke und Schwere halber nicht hinein. Auch nähert sich das Ganze einer concertirenden Symphonie mit obligaten Menschenstimmen und steht an den äußersten Gränzen des Erlaubten, während Gluck und Mozart im Mittelpunkte eines Meeres von Schönheit, Harmonie und Wohllaut wohnen. — Jetzt wehklagt aber O so über Musik, wie A früher über Politik; weg von der Oper zum Drama. Also: die Schauspieler haben dem Henry III ihren Beifall gegeben; sehr natürlich. Was hätte wohl ein Schauspieler mißbilligt, wenn er glaubt, in einer Rolle Beifall zu gewinnen? Und was hätte sich das Publikum nicht gefallen lassen, wenn ein Paar ausgezeichnete Talente den Praß durchlootsen? Ist denn das aber irgend ein Beweis für ächten Werth? Was soll aus der Bühne

werden, oder was ist aus ihr geworden, wenn Waare leerer Neugier aus Paris verschrieben und von Männern ausgeboten wird, die für andere Werke (z. B. Heinrich VI) einen so strengen Maaßstab anlegen.

Die drei ersten Akte und die beiden letzten von Henry III haben gar keine Einheit und keinen Zusammenhang; auch hat Dumas diese erst hinzugeschrieben, als das Stück auf ein anderes Theater kommen sollte. Der Schluß spricht sich aus wie ein Anfang, und der fünfte Akt, auf welchen die A. rechnet, dessentwegen sie ungeheuer beklatscht und herausgerufen wird, ist doch nur ganz gering im Vergleich mit Donna Mencia. Schon Calderon erscheint herbe, bleibt aber doch ein großer Dichter, und wie ist Guise im Verhältniß zu Gutierre, platt und gemein. — Aber, sagen Einige: der Hergang ist historisch — und meinen, damit sey **ich** insbesondere aus dem Felde geschlagen. Hierauf eine doppelte Antwort. Ich habe **niemals** behauptet, ein Stück sey gut, **weil** es geschichtlich treu sey; denn es giebt solcher Stücke genug, die völlig unpoetisch und unter aller Kritik sind, und es giebt umgekehrt Stücke der höchsten Vortrefflichkeit, wo das Historische und Geographische gar nicht zur Beurtheilung kommen soll. Oder wem fällt es ein, Shakspeare's Hamlet aus dem Saxo Grammaticus, oder seinen Macbeth aus Buchanan verbessern und historisiren zu wollen; wer nimmt einen An-

stoß, daß man im Wintermärchen von Sicilien zu Wasser nach Böhmen fährt? Ich kämpfe nur gegen die Erfindungen, welche, ohne poetisches eigenthümliches Leben, das klare Angesicht großartiger Geschichte mit Schminkpflästerchen bepflastern und aus ihrem Königsmantel eine zusammengeflickte bunte Jacke machen. Diese adinventiones superfluae (diese überflüssigen unpassenden Zuthaten einer ärmlichen Küche, die sich auf einem großen Schilde für die wahre restauration poétique ausgiebt) sind so wenig historisch als poetisch, sie sind geradehin thöricht und abgeschmackt. Sonderbar, daß hierüber viele Deutsche noch so in Verwirrung leben, während hier die wahrhaft gescheuten Männer diese neuen französischen Erzeugnisse vollkommen richtig würdigen.

Wenn nun aber (so schließt man weiter gegen mich) der Dichter an dem geschichtlichen Stoffe nichts ändern soll, wie kannst du das Historische (z. B. in Heinrich III) tadeln? Ich antworte: keineswegs sind alle geschichtlichen Stoffe brauchbar für den Dichter (sind sie doch kaum brauchbar für den Historiker); jener soll vielmehr die unschönen, unpoetischen streng verwerfen. Ferner bleibt dem Dramatiker noch unendlich viel zu thun, zu erschaffen übrig. Zuvörderst ist der Übergang aus der Erzählung in das Gespräch, aus dem Epischen ins Dramatische eine so ungemein große Erfindung und Entdeckung, daß ganze Völker

niemals damit zu Stande kamen. Dann bleibt noch so viel zu thun hinsichtlich der Anordnung, Zeitfolge, Triebfedern, kurz in aller und jeder Beziehung, daß das getreuste, geschichtliche Drama zweifelsohne ein eigenthümliches Werk des ächten Dichters, und nichts weniger als bloßer Wiederhall gegebener Thatsachen ist. Verkehrterweise wollen manche den Dichter auf Kosten des Geschichtschreibers erheben, oder umgekehrt. Laßt doch beide, jeder hat sein Talent, seine Arbeit. Sie sind befreundet, einer kann nie ohne den andern leben, aber nie fällt Ansicht, Geschäft und Zweck ganz zusammen.

Was nun endlich noch das Geschichtliche in der Geschichte anbetrifft, welche die A. mit dem Guise zur Bewunderung des Publikums abspielt, so will ich hiermit eine ächte Quelle citiren, die man benutzen kann, wenn vielleicht das Stück zum zweiten Male umgearbeitet und in ordinäre Prosa zurückgebracht wird. Es heißt Manuscrits de la bibliothèque du Roi, fond Dupuy, Nr. 661. folio, wie folgt: „Pour réquerir des hommes, le Duc de Guise eut fait l'impossible, et prété sa femme à un chacun, mèsmes à Sieur Megrin, qui fut surpris avec elle sur le lit de la reine mère, dont il ne se fit que moquer". Sollte dieser Anhang für ein königliches Nationaltheater zu natürlich und nicht genug kunstgemäß seyn, so ließe sich ja eine Parodie für heiterere See-

Maaßregeln durch, welche dasselbe mit der Congregation ergreifen kann.

Erstens es löset die neue Kammer sogleich auf, läßt nach einem neuen Wahlgesetz eiligst eine dritte wählen, und regiert, nach Bewilligung des Budgets, ruhig weiter. Allein abgesehen von dem Hauptpunkte, daß das Ministerium allein kein Wahlgesetz geben darf, läßt sich a) keine Form erfinnen, welche ihm mit Sicherheit die Mehrheit zuwiese, man müßte denn jeden Erwählten verwerfen wollen, der den Machthabern nicht behagt. b) werden die Wähler nicht wählen. Oder, wenn dies geschieht und die Erwählten sich für berechtigt halten, das Budget zu bewilligen, werden c) die Pairs die gesetzwidrige Kammer verwerfen und d) die Steuerpflichtigen nicht zahlen. Diese Möglichkeiten haben auch Bankiers und Staatsgläubiger so geschreckt, daß die Papiere sehr gesunken sind, und leicht noch mehr sinken könnten. Andererseits sind diese Möglichkeiten in Wahrheit so unmöglich, oder doch so ganz thöricht, daß ich die Hoffnung hege: wenn die Sache zum Äußersten kommt, werden Hofleute, entschädigte Emigranten, Pairs, Gerichtsbehörden u. s. w. mit solcher Angst oder solchem Muthe auf den König, den Dauphin, die Dauphine und das Ministerium losgehen, daß Vorurtheile und Eigensinn zusammensinken und die verhaßte Sippe entlassen wird. Ein solcher Sieg kann in jedem Augenblicke obiger

zelnen vorhanden seyn, auch weiß niemand, wie weit Dummheit und Eigensinn gehen können; aber ohne Geist, Macht und Geld können Dumme und Eigensinnige nicht auf die Dauer herrschen. Vor dem Eintritt ins Ministerium giebt es der Eisenfresser viele; nachher werden alle nach einander durch die Macht der Verhältnisse zahm und matt. So dürfte (wenn nicht ganz Neues und Unerwartetes dazwischen tritt) meines Erachtens die Krise mit einem ganz neuen oder wesentlich modificirten Ministerium enden. Doch wer kann weissagen!

Vierzigster Brief.

Paris, den 30sten Mai.

Ich bin jetzt 2½ Monat in Paris, oder schon etwas über die Hälfte der Zeit, die ich überhaupt hier verweilen kann. Wie viel habe ich seit der Ankunft gesehen, gehört, gelesen, gedacht, geschrieben, — gelitten! Gewiß ein sehr reicher und lehrreicher Abschnitt meines Lebens; besser verwandt, als wenn ich daheim geblieben wäre, um junge hyperboreische Bären mit Historie aufzunudeln. Obenein sperren diese nicht einmal gierig die Hälse danach auf, wie die unschuldigen, lernbegierigen Gänse, sondern brummen einen

undankbar an, oder beißen kritisch in die Finger. — Der zweite Theil meines hiesigen Aufenthalts wird, alles zu allem gerechnet, unbedeutender und minder reich seyn. Der Reiz der Neuheit verschwindet, gewisse Gegenstände sind durchgesprochen, gewisse Gesellschaften abgethan, und gleich schwer aus vielen Nieten die rechten Bücher und die interessantesten Menschen herauszugreifen. Bin ich gleich in gewissem Sinne nach zweimaligem Aufenthalte in Paris keineswegs mehr fremd, werde ich doch um deswillen nicht einheimisch; vielmehr weiset jenes Nichtfremdseyn darauf hin, daß die Aufgabe für den Fremden abgethan und seine Heimath wo anders sey. Dies spüre ich schon an den Stimmungen, die mich bestimmter ergreifen. Die Witterung (oft ungünstig) ist, wenn auch nicht so einflußreich wie in Rom, doch keineswegs gleichgültig für das Maaß der Kraft und Heiterkeit; und die größere oder geringere Ausbeute, welche ich in den Handschriften finde, läßt ebenfalls das Barometer steigen oder sinken. Auf jeden Fall ist es für die Annehmlichkeit der weitern Reise äußerst wichtig, einen Gefährten zu finden, und ich erwarte begierig Ls. Antwort, da ich auf B. gar nicht rechnen kann.

Gestern Abend war endlich das, seit vielen Wochen angekündigte, vorbereitete, aufgeschobene, aber, trotz aller Hindernisse, nicht aufgehobene theatralische

Fest bei der Pr. — auf ihrem Landsitze in —. Schon beim Hinausfahren zeigte die lange Reihe glänzender Wagen, daß sehr viele und sehr vornehme Leute eingeladen waren. Beim Eintritt in den großentheils schon gefüllten Saal bot sich Stoff zu mancherlei Bemerkungen dar; wiederholte Erfahrungen gaben meinen Gedanken aber eine mathematische Richtung, und ich berechnete, daß 1600 Pferdebeine etwa 400 Menschenbeine hieher gebracht hätten, im Saale aber höchstens 400 Stuhlbeine wären. Da nun jeder Gegenstand, der sicher ruhen soll (also auch ein menschlicher Sitztheil), mindestens drei Stützpunkte haben muß, so folgte daraus augenscheinlich, daß die halbe Gesellschaft nicht ruhen oder sitzen, sondern stehen und dadurch zu doppelter Aufmerksamkeit gezwungen werden sollte. Zwar sah ich hie und da noch einige unbesetzte Stühle, da aber sehr vornehme Leute um mich her nicht zugriffen, auch noch immer Damen anlangten, beschloß ich im Hintergrunde an der Thür zu verweilen, wo die Hitze erträglicher war als in der Mitte. Nachdem man sich lange genug hin und her gedreht hatte, gaben (nach Weise der hiesigen Theater) drei Hammerschläge das Zeichen zum Anfang, und das Orchester begann seine dünnliche Dratzieherei. Hierauf gab man erste Liebe, und die vornehmen Akteurs fanden gar vielen Beifall. Nicht unnatürlich, denn als ich z. B. jemand fragte, wer ein

Schauspieler sey, sagte er: c'est mon frère! Da mußte man schon seinen Hut opfern und zwischen die Beine klemmen, um die Hände zum Klatschen frei zu erhalten. Doch soll man billig seyn: die Leute spielten etwa so gut, wie hier auf einigen kleinen Theatern gespielt wird. Lohnt denn das nun aber der Mühe, seit sechs Wochen ein ganzes Haus umzukehren, unmäßig viel Zeit mit Proben und Auswendiglernen zu tödten, ein Paar hundert Menschen zwei Meilen weit fahren zu lassen, und ihnen zu sagen: diesem Genusse beiwohnen zu dürfen, sey die höchste Gunst. Dazu kam, daß die bei uns weggelassenen Couplets hier als das wahre Gewürz betrachtet und so abgesungen wurden, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Es ist buchstäblich wahr, daß die 45jährige Dame, welche (wie einer leise sagte) seit 30 Jahren alle amoureuses bei solchen Gelegenheiten spielt, auch nicht einen einzigen Ton richtig sang. Und zu solchem Gemautze war alles eingeladen, von den Personen des alten Régime an, deren ich ein Paar mit Zöpfen und gepuderten Köpfen in der Ferne sah, bis zu meiner Wenigkeit hinab, dem die Töne glücklicherweise schon etwas abgeschwächter zukamen. Auf der ersten Stuhlreihe muß der Eindruck noch größer gewesen seyn. — Während nun alle Augen und Ohren vorwärts gerichtet waren, hatte sich das Hausgesinde leise dem Eingang genähert,

dann war dasselbe theilnehmend vor-, und eine neue Abtheilung von Verwandten und Bekannten nachgerückt, und siehe, als ich mich zufällig umwende, sehe ich mich von Köchinnen und Hausmädchen eingeschlossen, über welche der Koch mit seiner schwarzen Kappe und weißen Jacke und Schürze hervorragte. Er gab mit seinem großen Kochlöffel ein Zeichen, das dienstbare weibliche Heer solle sich etwas zurückziehen; ich dagegen gab der Nächsten, die sehr lustig darein sah, nach meiner bekannten Menschenfreundlichkeit ein Zeichen vorzurücken, das mehr Beifall fand, als des Kochs muthlose Weisung. So fiel denn die Scheidewand der Stände zu Boden, und es kostete mir die größte Überwindung, meine psychologischen Studien nicht ganz von der Aristokratie weg und zur Demokratie hinzuwenden, oder mich nicht auf der Bank einzuschmuggeln, welche das dienstbare Heer hereingebracht hatte, und wo dasselbe bereits zwei Mädchen hoch saß. — Endlich war das Stück aus, und es folgte der natürliche Abgang von ästhetischen Blähungen, mit denen man die Spielenden und ihre Sippe einräucherte. Ich muß machen, daß ich fortkomme, sagte mir Graf — — denn diese Rederei kann ich nicht aushalten. Nun sollte zwar noch gegeben werden une folie von Mehül, aber ich fürchtete das französische Singen und das vier- bis fünfstündige Stehen auf meinen schwachen Beinen. Auch war

keine Aussicht zu anziehenden Gesprächen oder hinreichenden leiblichen Genüssen, — deshalb nahm ich — s Anerbieten an, mich in seinem Wagen zurückzuführen, und lernte auf dieser Rückfahrt mehr, als wenn ich aus der folie hätte Weisheit schöpfen wollen.

Hier, wie so oft, habe ich gefühlt, wie selten eigentliche höhere Geselligkeit ist, und die weitläufigsten Anstalten gerade am wenigsten zum Ziele führen. Die Prinzessinn ist zweifelsohne mit Lob und Dank überhäuft worden, hat aber von 200 gewiß nicht mehr als zwanzigen den Genuß und die Freude gewährt, welche sie durch ihre Gutmüthigkeit, ihre Anstrengungen und Aufopferungen bezweckte. Dies Anstalten machen zum Geistigen vertreibt den Geist weit häufiger, als daß er dadurch herbeigezaubert wird.

— — Es giebt Geschichten so praktischer und überall anwendbarer Art, daß man im Leben sehr häufig daran erinnert wird, und sie als Text oder Bestätigung anderer Texte gebrauchen kann. Dahin gehört folgende. Zur Zeit, als ich in Halle studirte, war das Schreiben und Lesen fliegender Blätter, die Neugier nach den letzten vergänglichen Erscheinungen und Erzeugnissen des Tages, noch gar nicht Mode. Prof. Jakob meinte aber die studirende Jugend, und nicht minder die Professoren, in den Trab ununterbrochenen, rastlosen Vorschreitens zu bringen, wenn er einige Krippen voll von jenem neusten Futter Jahr aus

Jahr ein bereit halte und unter dem Namen Museum ausbiete. Ein Student redete hievon gar viel mit lautem Lobe und oberflächlicher Begeisterung zu Matthias Sprengel, bis dieser ungeduldig nach seiner plebejen Weise in die Worte ausbrach: schwerenoth, ich wollte, daß der Professor Jakob lieber eine Taverne anlegte, wo man was Gutes zu trinken bekäme! Als ich gestern die vielen Schilder in S. (außerhalb der pariser Steuerlinie) las: bon vin! hätte ich mich gar gern mit ein Paar Leuten hingesetzt und mir auf Freitagsweise nach der Ermüdung bene gethan, — aber es ging doch „gar nicht, nicht an!“

Ich wollte den heutigen Pfingsttag nicht so ganz weltlich hinbringen, und ging deshalb in die Kirche S. Roch, wo eine Messe von Chelard gegeben werden sollte. Das erste, was mir beim Eintritt in die Kirche auffiel, waren die Abtheilungen, welche man in derselben nach Maaßgabe des höhern oder niedern Verkaufspreises der Stühle gemacht hatte. Mit Hürden, Horten oder Geländer, denen ganz ähnlich, womit man die Leute zum Theaterschweif einpferchte, war die sitzende Aristokratie hier noch strenger als gestern von der beweglichern Plebs geschieden. Sonst verhielt sich das Heutige zum heiligen Gottesdienst, wie etwa das Gestrige zur wahren Kunst.

Ich muß meine völlige Unfähigkeit wiederholt bekennen, durch das eintönige, nasengeklemmte Quäken der Priester in eine andächtige, gottesfürchtige Stimmung zu kommen. Sang oder quäkte der Geistliche gar zu falsch, so stieß ein kleiner, dicker Kerl dergestalt in seinen tiefen Serpent oder Contrafagott, daß ich glaubte, es sey der Stier von Ury. Wenigstens erklang das Instrument stark genug, um einer ganzen Heerde Stiere damit in den rechten Ton zu helfen. Gewöhnlich hörte man indeß wenig oder nichts vor dem Kommen und Gehen, Sprechen und Schnauben, Stühle tragen und Stühle rücken; es war alles so jahrmarktsartig wie in Rom. Endlich ward's etwas ruhiger; da erschien eine Küstersfrau, die sich zwischen jede Reihe Stühle durchdrängte und mit den schmachtendsten Blicken schöner Augen fragte: ob man seinen ersten Stuhl bezahlt habe und einen zweiten zum Knien behalten wollte. Ich sagte, so einladend auch die Blicke waren, standhaft nein; und fand mich mit zwei Sous ab. Nun erschien aber eine hochgeputzte, wohl conservirte Frau von etwa 35 Jahren, und sammelte mit noch eindringlichern Mienen, als die Küstersfrau für sich, jetzt für die Armen; da mußte ich schon vom Kupfergelde zum Silbergelde übergehen. Neben dem allen und dem immer fortgehenden, angeblichen Gottesdienste wanderten drei Prozessionen durch die Kirche und die beiden ersten

(weil's nicht regnete) auch muthig auf die Straße hinaus. Die erste bestand aus Geistlichen; der zweiten voran ging ein gepuderter Bedienter mit Haarbeutel, in einer Hand eine Partisane, in der zweiten einen großen Stock, auf den Schultern bunte Bänder; dann folgten weiß verschleierte Weiber und Mädchen, in ihrer Mitte ein miserables Marienbild, aufgehöht mit Federn ganz nach Weise der Schlitten. Die Tragende und die vier, welche herabhangende Bänder hielten, schienen mir dem Hochmuthe näher zu seyn, als der Demuth. Die dritte Prozession, männlichen Geschlechts, trug große Pfingstkringel oder Bretzeln, und der gutmüthige, heitere, alte Mann, welcher davon später umherreichte, machte fast allein einen patriarchalischen, edlen Eindruck. — Und die Messe von Chelard? Nun die ging ihren eigenen Gang nebenher oder mittendurch. Ich will lieber kein Urtheil fällen, als sie zur Mehrung der Einsicht öfter hören. Aus allen diesen geistlichen Musiken ist nichts für die Oper zu ernst, und manches dringt noch weiter ins Weite, bis auf den Paradeplatz. Se. Majestät, Hr. Sarastro, singen viel geistlicher für Isis und Osiris, und ein Chor erinnerte lebhaft an das Schlußchor zu Ehren des großen Pascha Selim. Ja zu der sonstigen Janitscharmusik, kam hier noch als gewürzige Zugabe die Bimmelei der Meßglocke. Ob sich Gott an solchem Gottesdienst erfreut, weiß ich nicht; mich

elendiglichen Menschen ergriff simpliciter die Langeweile, und wäre ich nicht weit vom Gange eingesperrt gewesen, würde ich das Ende nicht abgewartet haben. Steinigt mich nicht für meine Aufrichtigkeit; es wäre ja kinderleicht, mit zwei Pfennigen Binsenlicht ein Neorama in entgegengesetzten Farben heuchlerisch auszumahlen, um bei weichlichen Seelen für das Muster eines gemüthvollen Menschen zu gelten. Ich kann nun einmal meine Religion so nicht ausspielen. Oft habe ich ein Gefühl der tiefsten Zerknirschung und innigsten Nichtigkeit; wem soll ich dies aber in solchem Schariwari von Eitelkeit und Menschentand trostbedürftig offenbaren? und wiederum giebt es Augenblicke, wo der Mensch über sich selbst hinausgehoben, durch einen Strahl göttlichen Lichts verklärt und verwandelt, wo der Gottesdienst zur Theilnahme am Göttlichen wird. Müssen solche Augenblicke nicht jedem als frecher Wahnsinn erscheinen, der da nicht begreift, wie sie von jener Demuth unzertrennlich sind?

Montags, den 31sten Mai.

Die gestrige Fahrt nach Nogent sur Marne ward bei sehr ungünstigem Wetter unternommen; wie denn überhaupt der Mai hier nichts weniger als ein Wonnemond gewesen ist, und heut früh, an seinem Abschiedstage, nur 10 Grad Wärme darbietet. Es hat mehr schöne Stunden als Tage, und keine Reihe

schöner Tage gegeben. Doch hätten diese, wie ein kurzer Anfang zeigte, wohl voreilig in Staub und Hitze hineingeführt. Trotz des Regens stieg ich mit Hrn. H., unter dessen Leitung ich fuhr, bei Vincennes aus, und sah den Unglücksort, wo im Graben des Schlosses der Herzog von Enghien erschossen ward. Ein einfaches Geländer umschließt den Todesplatz, und eine Pyramide mit der Inschrift: hic cecidit, hält das Andenken an eine That fest, deren vielfache Abscheulichkeit durch den neuen Schriftwechsel in noch helleres Licht gesetzt worden ist. Allerdings bleibt Bonaparte der erste wahre Urheber des Frevels; aber ohne so viele willige Helfer und Helfershelfer wäre dieser vielleicht unterblieben, oder nicht mit so vielen Nebenumständen begleitet worden, welche die Nichtswürdigkeit und das gerechte Entsetzen aufs höchste steigern. Alle, die ihre Hände nach des Kaisers Fall in Unschuld waschen wollten, haben, wie Lady Makbeth, ihre Blutflecken nur noch röther und leuchtender gemacht, und (so z. B. S.) nach Jahren noch frech die Lüge der Unthat zugesellt.

Das Landhaus des Hrn. P. liegt ungemein reizend auf einer Anhöhe, von welcher man das reiche Thal der stark gekrümmten Marne übersieht. Die höchste, mit Blumen mannigfach geschmückte Terrasse erinnert an Lattorf's Wohnung in Kliecken; dann folgen aber, da die Berglehne in Nogent bedeutender

ist, noch zwei Terrassen, bevor man die Ebene erreicht. Den fernsten Hintergrund verdeckte die trübe Luft, doch bot das Nähere schon große Abwechslung, und als endlich gegen Abend einige Sonnenstrahlen durch die grauen Wolken drangen, ward die Beleuchtung vielleicht noch magischer, als bei vollem Tageslichte. — — —

Der Inhalt meiner Gespräche mit den Damen war übrigens sehr einfach: Reisen, Kindererziehung, Blumen und Gärten, Stadt und Land und dgl.; aber die Form! Man spricht doch, genau genommen, blind darauf los ein gräuliches Französisch. Die Herzoginn von B. hat als Erzieher einen jungen Mann aus Berlin von der Kolonie, der sich einbildet, vollkommen Französisch zu sprechen; sie will indeß lieber einen, der gar kein Französisch versteht, und sagte von jenes Sprechweise: il parle comme un prince allemand. Les mots hurlent de se voir tellement accouplés!

Einundvierzigster Brief.

An Hrn. Geheimenrath P—.

Paris, den 1sten Junius.

Obgleich in meiner Zeit sehr beschränkt, habe ich doch, Ihrer gedenkend, beikommenden Aufsatz über die Philosophie in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts für die St. Z. entworfen. Möge er Ihnen nicht ganz mißfallen.

Die Philosophie in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts.

I.

Obgleich die in der neuesten Zeit wiederholte Behauptung unerweislich ist, daß die französische Revolution lediglich Folge irriger philosophischer Ansichten gewesen sey, so haben dieselben doch wesentlich auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten eingewirkt. Um deswillen muß eine Zeitung nicht bloß von den eigentlich politischen Ereignissen sprechen, sondern auch

Übersichten aller der Verhältnisse geben, welche damit zusammenhängen oder daraus hervorgehn. Dies ist hinsichtlich der Philosophie Frankreichs um so nothwendiger, da die Erinnerung an Voltaire, Helvetius, Diderot u. A. schlechterdings nicht mehr ausreicht, um die Verhältnisse und Ansichten der Gegenwart zu begreifen. Wir wollen deshalb, mit Zurücksetzung deutscher Standpunkte und Urtheile, darzulegen suchen, welche philosophischen Schulen und Schriftsteller während des neunzehnten Jahrhunderts sich in jenem Lande bildeten und Einfluß gewannen. Als Leitfaden dient uns zunächst: „Damiron Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au dixneuvième siècle. 2 Vol. Seconde édition, revue et augmentée“, ein Werk, welches mit Geschmack, Verstand, Unparteilichkeit und Mäßigung geschrieben ist, und dem wir in Deutschland recht viele Leser wünschen.

Die Geschichte der Philosophie ist, aus dem richtigen Standpunkte betrachtet, nicht die müßige Aufzählung der unpraktischen Meinungen einzelner Menschen, welche bloß für sich und gleichsam außerhalb aller Gesellschaft standen und dachten. Sie entwickelt vielmehr alle Ideen, welche Kraft und Wirksamkeit besaßen, und sich als die großen Hebel aller Bewegungen des menschlichen Geschlechts erwiesen. Die ächten Denker sind ihr die Repräsentanten der Menschheit; indem sie jene erforscht, begreift und beurtheilt, thut

sie dasselbe hinsichtlich der Menschheit überhaupt. Dieselbe Aufmerksamkeit, welche sie den Lehren der Philosophen widmet, richtet sie auf Glauben, Willen und Handlungen des Volks; ja zu den Geschäften und einzelnen Ereignissen hinabsteigend, erklärt sie dieselben und bringt sie in Verbindung mit ihren Grundsätzen.

Drei große Schulen haben sich in Frankreich während des neunzehnten Jahrhunderts erhalten oder neu entwickelt: erstens, die der Sinnlichkeit, des Sinnenthums (Sensation), welche Alles aus der Natur erklärt und zum Materialismus führt; zweitens, die der Offenbarung, welche Alles auf Gott bezieht und mit Theologie und Kirchenthum abschließt; drittens, die der vernünftigen Geistigkeit (Spiritualisme rationel), welche sich auf Kenntniß und Erforschung des menschlichen Geistes gründet. Die Häupter der ersten Schule sind Cabanis, Destutt de Tracy, Garat und Volney; die der zweiten de Maistre, de Bonald und Lamennais; die dritte, mannigfaltiger in ihren Richtungen, läßt sich minder gut durch einzelne Namen und Worte bezeichnen. Wir wollen zuvörderst jede dieser Schulen im Allgemeinen charakterisiren und dann auf die einzelnen Schriftsteller übergehen.

Die erste Schule hält Sinne und Sinnlichkeit für die einzige Grundlage aller Philosophie. Ihr Gegenstand ist die Materie, der Körper und seine Eigenschaften, die äußere Welt, ihre Verhältnisse und

Gesetze. Von Geist, Seele, Sittlichkeit, Gedanken als solchen in ursprünglicher Wesenheit, weiß sie nichts und will sie nichts wissen. Auf den Körper des Menschen, auf Selbsterhaltung und Genuß, bezieht sich die natürliche und sittliche Thätigkeit des Menschen. In ähnlicher Weise umfaßt die Politik dieser Schule auch nur den sinnlichen Nutzen. Sie liebt Ordnung, weil sonst Gefahr und Elend einbricht; aber es gilt ihr gleich woher jene entstehe, sofern sie nur das einzige Recht verbürgt, welches sie den Einzelnen zuspricht: nämlich zu leben und der sinnlichen Güter zu genießen. Sie zieht die Freiheit vor, würde sich aber auch (wie das System des Hobbes zeigt) mit dem Despotismus vertragen. Das Wesentliche in ihren Augen ist das Gute, jedoch nur in dem Sinne wie sie diesen Begriff auffaßt, und jede Regierung ist ihr recht, sofern sie jenes Gute erzeugt. Gesetzgebung, Gerechtigkeit, Macht, Religion betrachtet sie nur in Bezug auf ihre Zwecke, richtet Alles lediglich ein für ihre Zwecke und durchdringt Alles mit ihren Ansichten. Sie ist ein Industrialismus, welcher Regierung und Geselligkeit nur in einem materiellen und physischen Sinne begreift. Ähnlicherweise verfährt sie hinsichtlich der Kunst und setzt ihr einziges Ziel in die sinnliche Wahrheit, ohne Rücksicht auf Geist und Ideal. In Beziehung auf Gott langt sie entweder an bei der bloßen Ausdehnung und der bedeutungs-

losen Einheit des materialistischen Pantheismus; oder bei der charakterlosen Vielheit, dem Atomismus Epikurs. Für beide Fälle ist von Geistigkeit, Sittlichkeit, Wille, Vorsehung nicht die Rede. Ihre Religion erscheint als ein Götzendienst mit einer blinden Nothwendigkeit; keine Frömmigkeit, Dankbarkeit oder Hingebung, kein Gebet, Vertrauen oder Hoffnung; sondern allerhand Gemüthsbewegungen ohne Begeisterung, Liebe ohne Dankbarkeit und Innigkeit, eine kalte Theilnahme, eine Anbetung, die auf der Erde bleibt, ohne Ideal und höhere Eingebung.

Die zweite theologische Schule betrachtet keinesweges vorzugsweise die körperliche und sinnliche Seite des Menschen; er ist ihr vielmehr vor Allem ein Geist, dem Organe dienen. Diese Lehre von der Geistigkeit, dieser Spiritualismus, erhält aber dadurch eine eigenthümliche Beschaffenheit, daß er mit der Kirchenlehre in enge Verbindung tritt, den Glauben mehr als die Erkenntniß hervorhebt und die Lehre von der Erbsünde, als Haupterklärungsmittel, in den Vordergrund stellt. Das ganze Leben ist, dem gemäß, ein Zustand der Strafe und Buße, und die Menschheit muß durch die Herrschenden mit Strenge zu diesem Zwecke angehalten werden. Freiheit würde nur von demselben abbringen und ins Verderben stürzen. Auf jeden Fall muß es wenigstens von der Macht, der Autorität abhangen, wie viel und wie lange sie die-

selbe einräumen will; auch kann jene nur ein örtliches und zeitliches Zugeständniß, aber niemals ein wesentliches und allgemeines Recht seyn. Wenn also die Regierungen den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft entsprechen und denen von Gott ihnen auferlegten Pflichten genügen wollen, so müssen sie jenem Grundsatze der Abbüßung (expiation) gemäß verfahren, den Völkern nicht nachgeben, sondern dieselben mit Übermacht und Unumschränktheit beherrschen und behandeln. Sie sind für die Völker weit mehr als bloße Lehrer und Vormünder, — sie sind Richter und Bestrafer; finden aber in letzter Stelle selbst ein höchstes unfehlbares Oberhaupt in der Kirchengewalt und dem Papste.

Die dritte auswählende (eklektische) Schule der vernünftigen Geistigkeit, steht zwischen der sinnlichen und katholischen auf gewisse Weise in der Mitte. Sie geht weder von den Sinnen, noch von der Offenbarung aus, ob sie gleich den Werth beider nicht läugnet; sie beginnt vielmehr mit den Thatsachen des Bewußtseyns und begründet von da aus eine philosophische Theorie, welche jene beiden Systeme erleuchtet und vervollständigt. Sinnlichkeit, Natur, Offenbarung, Überlieferung, Geschichte u. s. w. nimmt sie an und auf, jedoch unter der Bedingung, Alles mit der Wissenschaft seiner selbst in Übereinstimmung zu bringen, die da unmittelbar und selbstständig ist,

und gegen welche nichts obsiegen kann. Diese Schule erkennt Wahrheit in der Natur, wie in Zeugnissen und Überlieferungen; aber sie ordnet diese bloß äußere Wahrheit der innern unter, vermittelst welcher sie Alles beurtheilt. Sie verwirft das Sinnenthum nicht, nimmt es aber auch nicht unbedingt an, sondern begränzt dasselbe und geht alsdann gern auf alle seine Richtungen und Forschungen ein. Ähnlich ist ihr Verhältniß zum zweiten Systeme. Sie räumt z. B. ein, daß die Menschen zu Arbeit und Thätigkeit bestimmt sind, und auf diesem Wege Hindernisse, Noth und Schmerz nicht ausbleiben; aber sie betrachtet jene nicht wie bloße Heerden von Gottlosen, den Herrschern zu Zucht und Strafe Preis gegeben. Sie hält die Bildung keineswegs für eine bloße Strafe und die bürgerliche Regierung für eine bloße Bußanstalt; sondern fordert von den Herrschern, im Namen der Völker, statt Zwang und Strenge, Freiheit und Theilnahme und sieht in jenen vielmehr Lehrer und Väter, denn unerbittliche Herren und Zuchtmeister. Sie denkt mit einem Worte weit mehr an Erziehung, als an Züchtigung und Bestrafung des menschlichen Geschlechts.

Von den drei hier im Allgemeinen geschilderten Schulen, herrschte die erste bis zum Falle Napoleons. Mit der Herstellung des Königthums begann die dritte, jedoch schwach und unsicher, während die zweite so-

gleich geharnischt und mit voller Kraft und Thätigkeit hervortrat. Von der Geistlichkeit verbreitet und der Regierung begünstigt, fand sie Anhänger, bis Übertreibungen und Nebenzwecke Beifall und Achtung minderten und die vermittelnde Schule sie in gar vielen Beziehungen überflügelte.

Die politische Geschichte der letzten dreißig bis vierzig Jahre zeigt die Einwirkung der philosophischen Systeme; beide erklären und begründen sich wechselseitig. Der sinnlichen Philosophie entspricht unter dem Direktorium und dem Kaiserthume der geringe Glaube an Sittlichkeit und Tugend, der Mangel an Gewissen, die knechtische Unterwürfigkeit, die plumpe Handhabung der öffentlichen Macht, der Materialismus in den Künsten und die Verachtung der Religion. Wenn sich zwischen hindurch Kriegsruhm und eine gewisse Größe zeigt, so kommt dies daher, daß den Gemüthern noch etwas vaterländische Begeisterung geblieben war und ein überlegener Genius die Geister bewegt, selbst während er sie unterdrückt.

Als nun die katholische Philosophie, mit Glanz und von bedeutenden Namen unterstützt, hervortritt, scheint sich der Glaube wiederzugebären. Sie gewinnt Macht, geht über in Künste und Sitten, hat ihre Regierung, Geschäftsleute, Gelehrte, Dichter, und ihre Anhänger verwirklichen nach allen Seiten ihre Ideen, sey's aus Überzeugung, oder aus Nachahmung,

oder (wie wohl bei den Meisten) aus Eigennutz. Endlich aber erhebt sich der Jesuitismus, der mit Gewandtheit, Ehrgeiz und Polizei überall seinen Geist hineinträgt und Staat, Sitten, Dichtkunst, ja selbst die Religion verdirbt.

Diesen beiden Schulen gegenüber hat sich die dritte allmälig, aber mit desto mehr Sicherheit, fortgebildet. Von umfassenderen Grundlagen ausgehend, nur die Übertreibungen abweisend, Milde und Mäßigung anempfehlend und zeigend, wird sie allmälig in Staat, Kunst, Wissenschaft und Religion größeren Einfluß gewinnen.

II.

Unter den Häuptern der Sinnlichkeitsschule verdient zuerst Erwähnung Cabanis (geb. 1757, gest. 1808), ein Schüler Condillacs. In seinem Hauptwerke, vom Verhältniß des Physischen und Moralischen im Menschen, lehrt er: alle Empfindung beruht lediglich in den Nerven, also auch Geist, Wille, Tugend, Laster u s. w. Der Mensch ist nur ein moralisches Wesen, weil er ein sinnliches, empfindendes Wesen ist, er empfindet nur, weil er Nerven hat; die Nerven machen den ganzen Menschen. Abgesehen davon, daß das Geheimniß warum denn die Nerven empfinden, hierbei ganz unerklärt bleibt, ist nirgends gehörig erörtert, wie denn die Empfindung zum Be-

wußtseyn kommt, ob jeder Nerv sein eigenes Leben führt, ob denn nicht für alle ein ganz anderer Mittelpunkt, eine Einheit, ein Ich vorhanden seyn müsse? — Folgerechtes Fortschreiten auf jener materialistischen Bahn mußte in jeder Beziehung zu so geringhaltigen und verderblichen Ergebnissen führen, daß Cabanis selbst in einem späteren Schreiben eine etwas tiefsinnigere Richtung einschlug. Destutt de Tracy (geb. 1754) nimmt die physiologischen Lehren des Cabanis an und sucht nur allgemeinere Grundsätze, eine Art von Metaphysik dieser Schule aufzustellen. Bei der Mangelhaftigkeit ihrer ersten Grundlagen kommt er jedoch in seiner Ideologie nicht über leere und negative Abstractionen hinaus. Wenn der Mensch nichts ist, als Materie, als ein Körper, so verliert die Lehre von Freiheit und Sittlichkeit an Würde und Bedeutung; es kann nur noch vom physischen Leben und körperlichen Wohlbefinden die Rede seyn.

Dies tritt noch deutlicher hervor bei Volney (geb. 1757, gest. 1820), welcher, gleich wie Tracy der Metaphysiker, so der Moralist dieser Schule ist. In seinem Katechismus, der nur zu viel Eingang und Anhänger fand, lehrte er: alles Thun und Lassen des Menschen habe lediglich zum Zweck — die Selbsterhaltung. Als Verehrer der physiologischen Hypothesen, sah er den ganzen Menschen in seinen Or-

ganen und betrachtete den gesunden Zustand, die Unverletztheit und Übung dieser Organe als die einzige Aufgabe, welche der menschliche Wille sich setzen könne. Indem er den Geist läugnete, oder (was dasselbe ist) ihn nur als Ergebniß der organisirten Materie hinstellte, wird von demselben bei weiterer Entwickelung der Grundsätze und Vorschriften nicht gesprochen. Das größte Gut ist ihm das Leben, das größte Übel der Tod. Im Leben wiederum steht Gesundheit und physisches Wohlseyn allem Anderen voran, so wie körperlicher Schmerz als höchstes Leiden erscheint. Tugend und Laster sind nur Gewohnheiten, mit den Gesetzen der Erhaltung übereinstimmend, oder ihnen widersprechend. Von Kunst, welche ja zur nächsten Erhaltung des Menschen nichts beiträgt, ist nirgends die Rede; gegen die Religion hingegen tritt Volney feindlich auf. Er will weder Glauben noch Hoffnung, und nennt sie Tugenden der Thoren, zum Vortheil der Schurken.

Im Sinne von Condillac und Cabanis trat Garat (geb. 1758) als Lehrer in den Normalschulen auf. Auch ihm ist der Gedanke nur Folge des sinnlichen Eindrucks, und wir kommen zu Tugend und Laster, Gottheit und Ewigkeit, gerade eben so, wie zu Farbe, Ton, Geschmack u. s. w.

Die hart angegriffene Schule der Sinnlichkeit zu vertheidigen und neu zu begründen, ist der Zweck Broussais (geb. 1772) in seinem Werke von der

Erregbarkeit und dem Wahnsinne. Ihm umfaßt die Physiologie den moralischen wie den physischen Menschen, die Erscheinungen der Seele wie des Leibes, das Bewußtseyn nicht minder wie die einzelnen Organe. Es giebt für ihn keine Psychologie und Seelenlehre, neben oder unabhängig von der Physiologie; nur der Physiolog kann über Tugend, Sittlichkeit u. s. w. Auskunft und Rechenschaft geben. Man hat ihm vorgeworfen: er komme auf seinem Wege nie bis zu einer Einheit des Bewußtseyns, nie zu einem wahren Ich, und es sey eben so thöricht wenn er den Leib denken, als wenn ein Anderer (vom ganz entgegengesetzten Standpunkte ausgehend) die Seele verdauen lasse. Das Wesen des Denkens und der Seele sey eben die Einheit; alles Räumliche und Materielle hingegen wesentlich theilbar und zusammengesetzt, mithin ein Zusammenwerfen beider weder wissenschaftlich zu begründen, noch in der Erfahrung nachzuweisen.

III.

Wir kommen zur theologischen Schule. Der Graf Joseph de Maistre (geboren 1753, gestorben 1821) hat in dem philosophischen Theile seiner Werke die Absicht, die Wege der Vorsehung bei Regierung der Welt zu erklären und zu rechtfertigen. Er erforscht den wahren Zustand des Menschen auf

Erden, die Ursachen seiner Lage, die Mittel sie zu verändern und zu verbessern, und die Verhältnisse, welche ihn mit Gott in Verbindung stellen. Die Klage der Menschen über ihre Schicksale ist ungegründet, der Gerechte leidet keineswegs mehr als der Ungerechte, und wenn er nicht ganz gegen Unfälle gesichert ist, so sind diese eine verdiente Büßung für die allgemeine Schuld, welche durch die Erbsünde über alle Menschen gekommen ist. Um diese Leiden und Strafen zu mildern und abzukürzen, giebt es zwei Mittel: das Gebet und die loskaufende Befreiung (réversibilité). Vermöge der letzten übernimmt der Unschuldige die Stelle des Schuldigen, zahlt für ihn aus seinem Reichthume, büßt seine Vergehen und errettet mit himmlischer Liebe eine verbrecherische Seele. Eine solche Lehre ist tröstlich für die Guten, wie für die Bösen: jenen gewährt sie die Gunst, vor Gott Vertheidiger und Erretter ihrer Brüder zu seyn; diese bewahren dadurch bis ans Ende die Hoffnung der Verzeihung und die Sehnsucht nach dem Guten. — Gegen diese Lehre ist in Frankreich eingewandt worworden: sie will die Erscheinungen durch die Lehre von der Erbsünde erklären, daß heißt: durch ein unerklärliches und unbegreifliches Geheimniß; ein Verfahren, welches auf dem Boden des Glaubens genügen mag, aber gewiß nicht philosophisch oder wissenschaftlich genannt werden kann. Dazu kommt, daß

dem Grafen de Maistre die göttliche Weltregierung nur hart und strenge, nicht als eine Führung der Güte und Barmherzigkeit erscheint, und er auch alle weltliche Herrschaft nur in sofern schätzt, als sie zum Strafen stark und bereit ist. Wir sollen aber die Übel dieser Welt keineswegs ausschließlich wie Strafen betrachten; sie sind eben so oft Warnungen, Lehren, Begnadigungen. Kämen alle Leiden lediglich von Gott als verdiente Strafen, so fragt sich, ob ein religiöser Sinn sie nicht demüthig annehmen müßte, ohne irgend etwas dagegen zu thun, ob die Bitte nicht Aufruhr wird, und die Übernahme oder das Auflegen einer fremden Schuld den höheren Weltrichter als grausam und ungerecht darstellt? Lemaistre vergißt, daß zwischen dem Morgen- und Abendgebete ein Tag der Arbeit und Thätigkeit liegen soll, und daß wir unablässig darnach streben müssen, ohne Verlaß auf Andere, selbst gerecht zu werden und unsere Schulden abzutragen. Jene Geheimnisse von der Erbsünde, dem Gebete, dem Loskaufe können wohl auffallen, imponiren, aber es mangelt ihnen wissenschaftliche Evidenz; sie führen unzeitig zu einem ascetischen, abergläubigen und müßigen Leben, unterwerfen einem kirchlichen Joche, verwandeln die Geistlichen in herrschende Priester und stellen den Papst dar als höchsten, unfehlbaren, unumschränkten Herrn der Völker und der Könige.

Lamennais (geb. 1780) kommt auf verschiedenem Wege zu ähnlichen Ergebnissen. (Siehe sein Werk: sur indifférence en matière de religion.) Ihm ist der Mensch ein vernünftiges Wesen, aber so unglücklich organisirt daß er, mit Hülfe der Sinne, Empfindung und Vernunft, doch nirgends die Wahrheit erkennen kann, sondern überall nur Zweifel, Täuschung und Irrthum findet. Durch sich selbst wird er weder zum Glauben noch zur Wissenschaft gelangen; es giebt nichts Wahres, Wesenhaftes in ihm oder außer ihm, und er sollte nicht einmal an sein eigenes Daseyn glauben, wenn er dafür keine andern Zeugnisse hat als sein eigenes Gefühl und sein eigenes Bewußtseyn. Aus dieser Noth kann nichts erretten als die Autorität. Diese ist das Zeugniß von mehr oder weniger Personen, deren Aussage Glauben verdient; es ist das Recht, welches diesen Personen zusteht, daß man ihnen über Thatsachen Glauben beimesse, die sie wahrhaft bezeugen. Die Autorität faßt also in sich eine Thatsache, Zeugnisse für die Thatsache und Glaubwürdigkeit der Zeugen. Ohne Autorität sind alle unsere Urtheile zweifelhaft oder irrig; sie ist die einzige Regel derselben und wir haben nichts zu thun, als die Entscheidungen der Wissenden, der Autorität, zu vernehmen und uns ihnen zu unterwerfen. — Wenn nun aber allen Einzelnen, als solchen, die Wahrheit verborgen und unzugänglich ist,

woher kommen denn nun die Wissenden, welche vermögen glaubhaftes Zeugniß abzulegen? Wollte man ihnen etwa Weisheit und Wahrheit (ohne weiteren Erweis) durch ein unmittelbares, göttliches Wunder beilegen, so müssen doch eben Sinne und Vernunft zur Aufnahme des Göttlichen fähig und organisirt seyn. Und soll Lehre und Mittheilung stattfinden, so muß auch der Lernende die Fähigkeit besitzen, zu lernen, zu wissen, zu erkennen. Daß dieser unbedingte und doch oberflächliche Skepticismus Lamennais zuletzt nur dazu dienen soll, in letzter Stelle Kirchengewalt und Papstthum als Rettungsmittel darzustellen, fühlt man, ohne weiter in seine Entwickelungen einzugehen. Eine Prüfung der merkwürdigen politischen Ansichten dieser Männer findet sich in Raumer's geschichtlicher Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik.

Der Dritte zu Lemaistre und Lamennais ist Bonald (geb. 1762). Seine Widerlegung des Materialismus verdient rühmliche Erwähnung, doch kann er zu eigentlicher philosophischer Erkenntniß nicht gelangen, da ihm die Arbeit des Denkens unfruchtbar und das Eingehen in die Tiefen des Bewußtseyns thöricht erscheint. Nur eine Frage: über die Entstehung der Sprache, greift er willkürlich heraus und entwickelt sie, um zu Ergebnissen zu gelangen, die man beim Anfange der Untersuchung nicht vermuthen

sollte. Wie dem Lamennais das Zeugniß alleinige Quelle der Wahrheit war, so sucht sie Bonald in den Zeichen der Gedanken, im Ausdruck, im Worte. Das alleinige wahre Wort enthält aber die Bibel; was mit ihr nicht übereinstimmt, wird als Lüge und Irrthum verworfen. Alle Wissenschaften aller Art müssen sich einer biblischen Prüfung unterwerfen und darin rechtfertigen. Die Kirche ist das höchste Tribunal für alle Gedanken und Erkenntnisse, die Priester sind die Richter der Gelehrten, die Religion giebt der Philosophie das Gesetz, so daß diese nicht neben oder außerhalb jener steht, sondern ganz in ihr begriffen und aufgenommen ist.

Etwas anders gestalten sich die Dinge (laut Damiron's Darstellung) bei dem Baron Eckstein. Wie Lamennais und Bonald läugnet er, daß man auf dem Wege der Erforschung der Thatsachen des Bewußtseyns zur Erkenntniß seines Ichs oder der Menschheit überhaupt gelangen könne, ihm ist Geschichte und Tradition Quelle aller Wahrheit, Alles wird ein Geschäft der Gelehrsamkeit und historischer Kritik, wobei denn natürlich Glauben und Autorität wieder eine Hauptrolle spielen, ohne daß nachgewiesen würde, wie die gesammte Menschheit oder eine Klasse derselben das besitzen und erhalten könne, was jedem Einzelnen, als solchem, durchaus mangelt. Auch darf man, wenn von der Entwickelung der Menschheit die Rede

ist, keineswegs den Blick ausschließend auf die Vergangenheit richten und daselbst unbedingte Vorbilder suchen oder finden, und eben so wenig kann man die Menschen der Vergangenheit richtig beurtheilen, ohne den Menschen der Gegenwart wissenschaftlich zu erforschen. Herr v. Eckstein giebt mehr ein System katholischer Tradition, als eine Theorie der Erkenntniß oder ein System eigentlicher Philosophie. Doch erkennt er an, daß die katholische Geistlichkeit, wie sie jetzt wirklich ist, auf eine unbedingte geistige Oberherrschaft keinen Anspruch machen oder sie wenigstens nicht behaupten kann. Daher will er daß sie lerne, sich bilde, fortschreite; sobald sie wieder an der Spitze der Wissenschaft und des Glaubens steht, wird sie ohne Gesetze und äußeren Beistand, so wie ehemals, herrschen.

Zu andern Ergebnissen kommt Ballanche (geb. 1776), ein milderer Schriftsteller dieser Schule, in seinen Institutions sociales und seiner Palingénésie morale. Er will keine Autorität, keine Beschränkungen, keine strenge Herrschaft nach obgedachter Weise, sondern glaubt, daß die Menschheit in freier Entwickelung ununterbrochen fortschreite, und Religion und Wissenschaft dereinst das Besitzthum und Gemeingut aller Menschen ohne bevorrechtete Kasten seyn werde.

Noch weiter von den obigen Ergebnissen und Schlußfolgen sind die St. Martin's entfernt. Denn

so sehr er auch der Religion nach ihrer mystischen Seite zugewandt ist, hält er doch den katholischen Priesterstand keineswegs für eine wesentlich christliche Einrichtung und dringt auf das Studium des Menschen, da er der Schlüssel und das Bild aller Wahrheit sey und Selbsterkenntniß die natürliche Offenbarung genannt werden könne. Während die politischen Ansichten der meisten Schriftsteller dieser Schule auf eine strenge Herrschaft der Kirche hinauslaufen, wendet sich St. Martin zu Ansichten, welche, aller bestimmteren Formen ermangelnd, nicht genügend seyn dürften, die menschliche Gesellschaft zu ordnen und auf rechtem Wege zu erhalten.

IV.

Diejenigen Schriftsteller, welche wir zur dritten, der eklektischen Schule der vernünftigen Geistigkeit (spiritualisme rationel), zählen müssen, sind weder Schüler Eines Meisters, noch bewegen sie sich alle in derselben Richtung. Die Sensualisten gingen von der Beobachtung aus, bezogen sie aber lediglich auf die Sinnlichkeit; die Theologen legten ausschließlich Glauben und Tradition zum Grunde; die Eklektiker endlich suchen durch eine vielseitigere Beobachtung das einseitige System der ersten zu erweitern und den Sinn und die Wahrheit der theologischen Lehren tiefer zu erforschen. Sie ergreifen nicht willkürlich hier

und da zerstreute Züge oder gar entgegengesetzte Ansichten und Grundsätze, um daraus ein haltungsloses Ganzes zu erkünsteln; sondern gründen ihre Theorie auf mannichfaltige Erfahrung und wenden sie nächstdem an, um die Wahrheit überall, wo sie sich findet, zu erkennen und den Irrthum davon abzusondern. Es ist die Philosophie des gesunden Meschenverstandes (sens commun), angewandt auf die Kritik der Systeme.

In der Reihe der hierher gehörigen Schriftsteller nennen wir zuerst Bérard (geboren 1793, gestorben 1828). Er ist Materialist, so lange er nur die Thatsachen betrachtet, verläßt aber dies System, sobald er die Grundsätze erforscht. Das Sinnliche beurtheilt er durch die Sinne, das Nichtsinnliche aus dem Bewußtseyn; er beobachtet als Arzt und schließt als Psycholog. Es giebt (dies lehrt er in seiner „Doctrine des rapports du physique et du moral“), außer der Sinnlichkeit, einen inneren Sinn, ein Princip, ein Wesen, welches, obgleich unkörperlich und nicht in die Sinne fallend, doch nicht minder wahrhaft ist und sich, ohne Materie zu seyn, als Kraft lebendig und thätig zeigt und in der mannichfachsten Weise auf das Körperliche einwirkt. Es ist nicht das Gehirn, welches denkt, oder der Magen, welcher verdaut, sondern die geistige Kraft denkt im Gehirne und die verdauende Kraft verdaut im Magen: Gehirn und

Magen sind nur die Orte, wo sie ihre Rolle spielen und ihre eigenthümliche Natur entwickeln. So gestaltet, bildet und erhält sich die Organisation durch den Beistand von Ursachen und Mitteln, die nicht körperlich sind.

In ähnlicher Weise wendet sich Virez (de la puissance vitale) zum Spiritualismus und sucht darzuthun, daß diejenige Kraft im Menschen, welche sich dem bloß Körperlichen so oft widersetzt und es bekämpft, von demselben nothwendig verschieden seyn müsse. Diese eigenthümliche Lebenskraft ist in der ganzen Natur in verschiedener Weise und Mächtigkeit vorhanden und vertheilt, und, obgleich oft einander entgegentretend und sich bekämpfend, geht aus allen Wirkungen aller Lebenskräfte das Gleichgewicht und die Erhaltung der Welt hervor. Die Nerven und Muskeln sind nicht in derselben Weise empfindend und beweglich, wie sie etwa schwer oder räumlich sind; diese Eigenschaften bleiben ihnen immer, jene sind Folge des Lebens und dauern nur, so lange dies dauert. Bestände der Mensch lediglich aus Räumlichem und Körper, so müßte der Geist ohne alle Kraft und lediglich ein Sklave seyn.

Obgleich Kératry (geboren 1769) in seinen inductions morales et physiologiques mehr die allgemeine Beschaffenheit der Dinge zu entwickeln, eine Art von Ontologie zu geben versucht, geht er doch

oft, minder wissenschaftlich, zu Hypothesen über das ehemalige und künftige Daseyn der Seelen über und kann mit Theilnahme und Wohlwollen die Mängel einer Moral und Ästhetik nicht vertilgen, welche sich meist auf den Begriff des Nützlichen gründen.

– Eben so wenig dürften die Versuche von Massias, Welt und Gott zu erklären, genügend erscheinen, da sie, des wissenschaftlich strengen Ganges oft ermangelnd, kaum in wenigen Worten charakterisirt werden können.

Eben so wenig ist hier der Ort, von Ancillon und Bonstetten zu sprechen, da diese Schriftsteller bekannt und mindestens eben so sehr den deutschen als den französischen Philosophen beizuzählen sind.

Aus dem Werke von Droz (geboren 1773) über die Moralphilosophie heben wir dagegen Folgendes aus: Der vernünftige Mann gehört keiner Schule, keiner Sekte, keiner Partei an und ist doch weder gleichgültig (indifférent), noch Zweifler (sceptique); diese Art, die Meinungen der Menschen anzusehen, nennen wir Eklekticismus. Sie ist kein Skepticismus, denn dieser läugnet, daß es Wahrheit gebe, oder dieselbe vom Irrthume unterschieden werden könne; wogegen der Eklekticismus nicht bloß das Daseyn von Wahrheit einräumt, sondern auch feststellt worin sie bestehe und wie sie zu erkennen sey. Zwei Dinge sind vorhanden, die Wirklichkeit und der Gedanke,

die Realität und die Idee. Jene ist weder wahr noch falsch; nur die Idee, als Abbild der Wirklichkeit, ist beider Eigenschaften fähig, wird aber, bei der Beschränktheit des menschlichen Geistes, nie ganz treu und vollständig seyn. Aus dem ächten unbefangenen Eklekticismus geht die Überzeugung hervor, daß in jeder Ansicht eine gewisse Wahrheit enthalten sey. Daher allgemeine Duldung und ein vermittelnder, versöhnender historischer Sinn, welcher alle Völker und Zeitalter erforscht, alle Länder besucht, alle Sprachen versteht und allen Systemen ihr Recht widerfahren läßt, weil die Wahrheit nirgends ganz fehlt und niemals einem Lande, einer Zeit, einem Menschen allein angehört. Dieser neue Geist und Sinn hat in den Naturwissenschaften die Beobachtung an die Stelle der bloßen Meinung gesetzt, in der Kritik das Klassische und das Romantische als zwei Standpunkte für Erkenntniß des wahren Schönen nachgewiesen, in der Politik die Freunde der Republik gelehrt daß man unter einer Monarchie frei, und die Freunde der Monarchie, daß man in einer Republik tugendhaft und glücklich seyn könne. Diesem Sinne gemäß anerkennen die neuen Philosophen auch Philosophie im Christenthume, und die neuen Christen Religion in der Philosophie.

Degerando hat sich, von Locke und Condillac ausgehend, dem Spiritualismus immer mehr zugewandt und in einem neuen Werke du perfectionne-

ment moral, zu zeigen gesucht, daß das Leben des Menschen eine große ununterbrochene Erziehung sey, für welche Selbstbeherrschung und Liebe des Guten als die beiden Hauptmittel angenommen werden müssen. Wichtiger noch als dieses Werk ist Degerando's vergleichende Geschichte der philosophischen Systeme, welche in der neueren Ausgabe von minder einseitigen Standpunkten ausgeht.

Eben so hat La Romiguière Condillac's Ansichten allmälig verlassen und die Thätigkeit der Seele, die Eigenthümlichkeit des Gedankens, anerkannt. Sollte auch seine Theorie der Eigenschaften des menschlichen Geistes (welche er auf die Aufmerksamkeit, die Vergleichung und das Raisonnement zurückführt) nicht ausreichen, haben doch seine Vorlesungen (leçons de philosophie) angeregt und manchen auf den Weg gebracht, tiefere Forschungen anzustellen.

Durch mancherlei Entwickelungsstufen gelangte Maine de Biran (geb. 1766, gest. 1821) vom Sensualismus des Cabanis, bis zum Spiritualismus Leibnitzens. Ihm ist die Seele eine reine Kraft, ein wesentlich thätiges und freies Princip. Ja es giebt in der Welt gar nicht zweierlei Dinge, thätige und leidende Elemente, Kräfte und Atome oder Mollecules; sondern es giebt nur thätige Elemente, Kräfte. Dies schließt indeß das Daseyn der Körper nicht aus, denn diejenigen thätigen Kräfte, deren Eigenschaft nur im

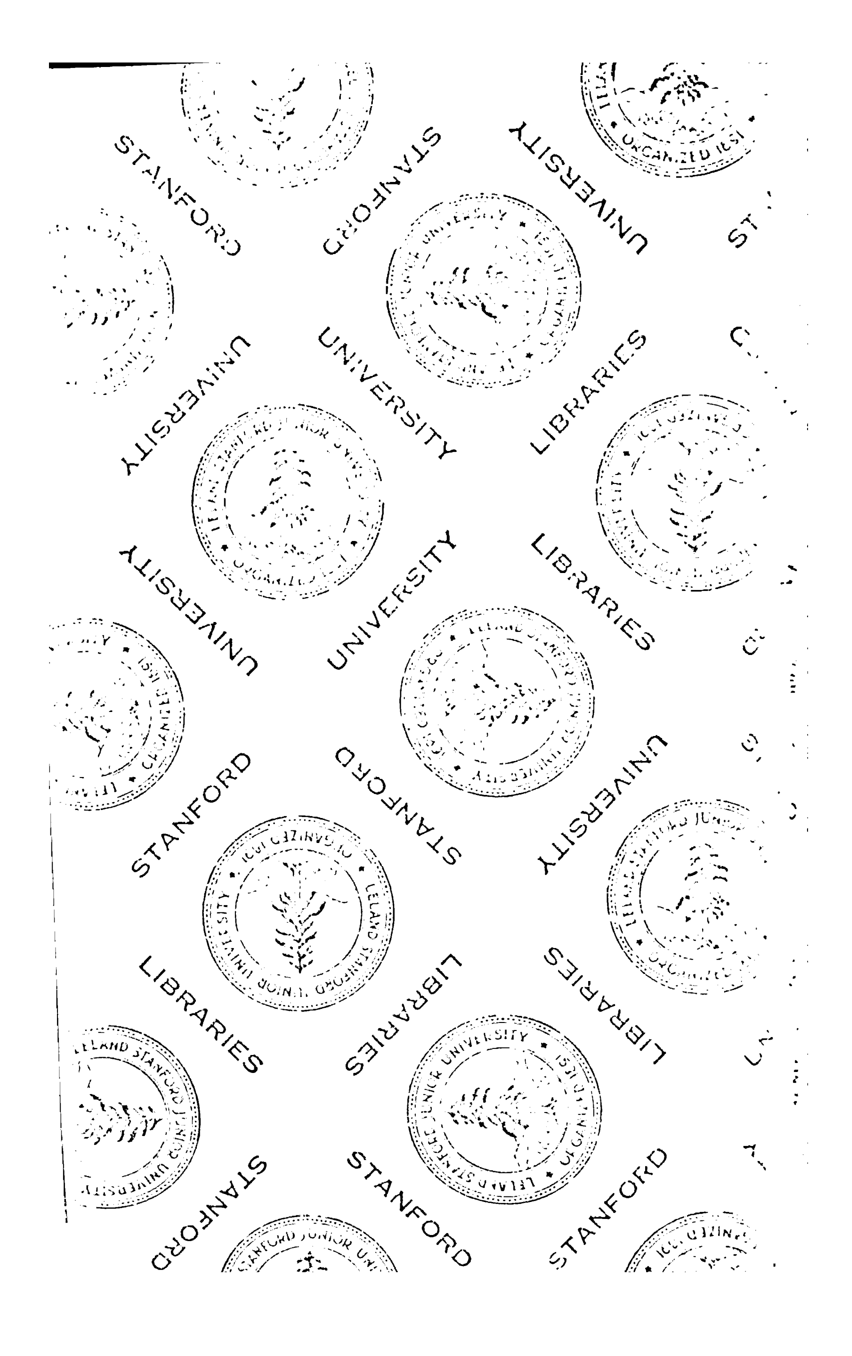
Widerstande liegt, bilden eben in ihrer Vereinigung das Ausgedehnte, Räumliche, den Körper. Leib und Seele stehen in dem Verhältnisse von Kraft zu Kraft, von Thätigkeit und Gegenthätigkeit oder Reaction, und die Urkraft, die Kraft aller Kräfte, die Quelle aller Seelen, der reine, unbeschränkte, alles erschaffende und erhaltende Geist, ist Gott selbst.

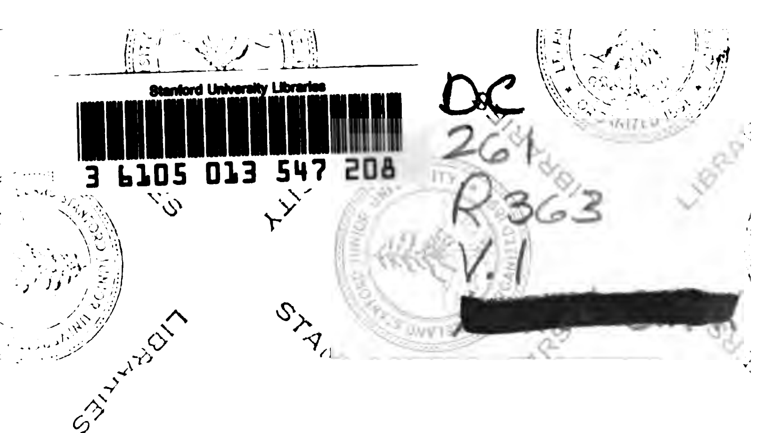
Royer=Collard begann ums Jahr 1811 seine philosophische Laufbahn mit der Kritik der philosophischen, besonders des herrschenden Sinnlichkeits=Systems. Er zeigte, daß dasselbe die Ideen von Raum, Ursache, Dauer, Substanz, Ewigkeit u. s. w. nicht erzeugen oder erklären, daß es zu keinem wahrhaft sittlichen Gedanken kommen kann. Alle diese wichtigeren und höheren Elemente der Philosophie suchte Royer=Collard (an die Schotten, besonders an Reid, sich anschließend) neu und besser zu begründen, und hat, so wie früher als Lehrer, so später in der politischen Laufbahn, ungemein heilsam eingewirkt.

Das Studium der Schriften Cousin's erweiset, daß er von der Philosophie der Griechen und Deutschen (dieser beiden philosophischen Hauptvölker) weit mehr weiß, als die meisten seiner Landsleute, und diese gründlichere Kenntniß hat auf die Entwickelung eigener Ansichten den vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Wenn man, am deutschen Standpunkte festhaltend, manchen der von uns genannten Schriftsteller kaum

würde für einen Philosophen gelten lassen, so darf man Cousin diesen Namen nicht versagen. Seine Untersuchungen über die Freiheit, die Erkenntnißformen des menschlichen Geistes, die Natur der Wahrheit, die Verbindung von Geist und Körper, das Verhältniß Gottes zur Welt u. s. w., beruhen nicht auf einem unsichern, schwankenden Eklekticismus, sondern tragen den Charakter ächter Wissenschaftlichkeit an sich. Wollte man ihn aber aus diesen Gründen auch nicht an die Spitze einer für Frankreich wahrhaft neuen und tiefsinnigeren Schule stellen, bleiben seine Verdienste, als Herausgeber des Proklus und Descartes, und als Übersetzer des Platon, immer noch so groß, als die irgend eines der philosophischen Schriftsteller jenes Landes während des neunzehnten Jahrhunderts.

Leipzig: F. A. Brockhaus. 1831.


STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891


Stanford University Libraries
3 6105 013 547 208
DC
261
R363
V.1

